G. Löbsack

Einsam
kämpft das
Wolgaland

Einsam kämpft das Wolgaland

Johann Bernet
Wiener Putzkalk-
BRONN
Station Pegnitz (Bayern).

Johann Bernet
Wiener Putzkalk-Brennerei
BRONN
Station Pegnitz (Bayern).

Einsam kämpft das Wolgaland

Georg Löbsack

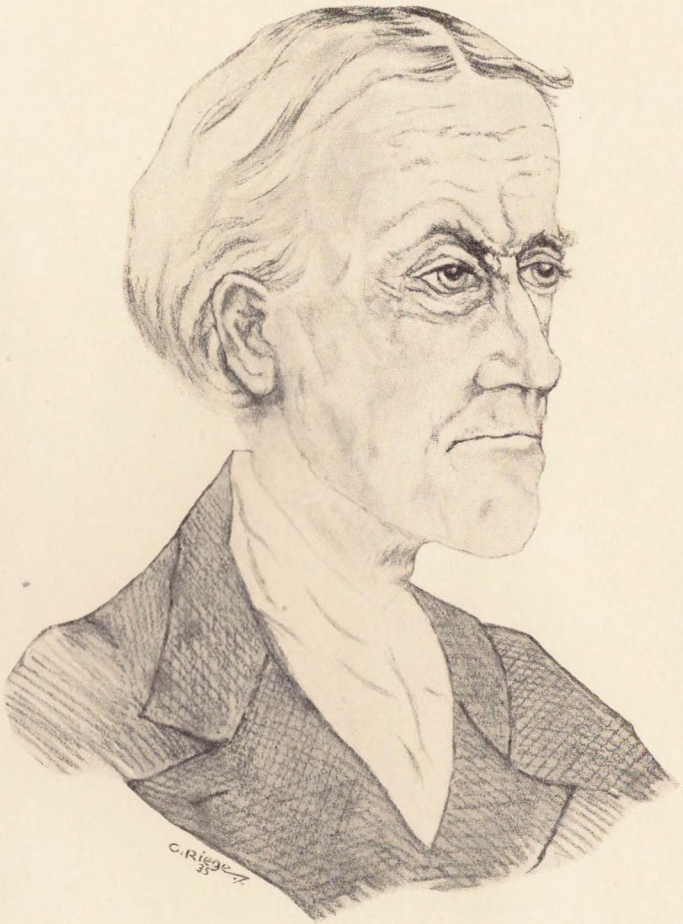
Einsam kämpft das Wolgaland

Ein Bericht aus 7 Jahren Krieg und Revolution

Mit 6 Bildern und 3 Karten

K. Voigtländers Verlag / Leipzig

Copyright 1936 by R. Voigtländer's Verlag / Leipzig
Printed in Germany. Alle Rechte vom Verlag gewahrt
Umschlag nach Entwurf von Hildegard Katzler-Löwe-Berlin
Die Textbilder zeichnete G. Riege-Berlin, die Karte „Deutsche Volkskolonien in Rußland" entwarf Dr. Dr. F. Lange-Berlin
Druck von Carl Marquart, Leipzig 1189



Deutscher Wolgabauer

Denen,
die wegen der Wolga
verblutet sind

Auf Einzelposten

Im Sommer 1914 vollendeten sich 150 Jahre der deutschen Wolgakolonisation. Unserer Vorfahren Heimat in der Pfalz und in Hessen war durch den Siebenjährigen Krieg der Deutschen gegeneinander verheert worden. 150 Jahre später begannen für ihre Nachfahren, für uns, neue sieben Kriegsjahre, die des Welt- und des russischen Bürgerkrieges. Und wiederum: Deutsche gegen Deutsche.

Die Jahre von 1914 bis 1921 bilden in unserer Siedlungsgeschichte eine eigene Zeitspanne letzten volklichen Kräfteaufgebotes zur Selbsterhaltung und Selbstbehauptung. Sie umfassen die letzten Jahre des Zarismus und die ersten des Bolschewismus. Sie beginnen mit dem Kriegsdienstzwang gegen Deutschland und enden in der grauenvollsten Hungersnot unserer Geschichte. Und wiederum: die Heimat verheert.

Diese Aufzeichnungen sind aus dem Pflichtgefühl entstanden, Rechenschaft und Zeugnis dafür abzulegen, wie sich das Wolgadeutschtum in jenen sieben Jahren bis zur Verzweiflung um sein Leben schlug. Wenn heute von der Wolga gesprochen wird, klingt immer wieder nur das Lied vom Untergang eines starken Volkstums auf. Und wer ist nicht erschüttert von dem Schrei jener Mutter: „Ich habe ja so großen Hunger, daß ich möchte mein Kind anbeißen; aber man hat noch einen Gott!“

Jedoch dem Sterben gingen sieben Jahre todesmutiger Erhebung unseres Volksgeistes voraus. 1914/15 versemten wolgadeutsche Reservisten den Kriegsdienst gegen

Deutschland. 1921 fand der letzte Bauernaufstand vor der Hungerpest statt. Dann fielen in zwei Jahren 166000 Wolgadeutsche dem Hunger zum Opfer. Nur wenn man die Zeit und ihre Kampftragik vor diesem Volkssterben kennt, erfaßt man das ganze Grauen des heute drohenden völligen Unterganges.

Aber ich weiß, daß jeder nur von der Stelle aus über die Geschehnisse jener sieben Kampfjahre berichten kann, auf der er gestanden hat. Meine Generation mußte den Weltkrieg gegen Deutschland, gerade mannbar geworden, im russischen Soldatenmantel ertragen. Von diesem unfreiwilligen Landsknechtsdienst her auch sahen wir unseren Volkskampf, mitten darinstehend, zuerst unterm Zarenadler, dann unter dem Roten Stern. Von hier aus auch erkannten wir, daß dieser Kampf nie und nimmer mit unserer Generation abschließen wird. Solange das Wolgadeutschtum atmet, wird es auch einen wolgadeutschen Heimatkampf geben, es sei denn, eine neue Macht in Rußland erspare ihn uns.

Die Größe dieses Kampfes wurzelt aber nicht nur im bolschewikischen Pferch. Sie erwuchs aus unserer nun schon über 170jährigen Siedlungsgeschichte und reicht über die Weltmeere.

Wir sind insgesamt kaum eine Million Menschen und doch hingestreut über Asien, Europa und Amerika. Ist dieser zerstückelten Winzigkeit noch ein gemeinsamer Lebenssinn zu eigen? Ist unser Volksschicksal nur eine Versprengtheit ohne Sinn? Wir alle sind nach vielen Seiten hin gebunden. Sie reißen uns auseinander. Alle Teile unseres Ganzen kämpfen auf Einzelposten. Jeder von uns ist ein Einzelposten. Das ganze Wolgadeutschtum ist ein Einzelposten.

Was aber hält uns zusammen? Wo wirkt der Urkern unseres Ganzen? Wem dient dieses Ganze? Unser Urkern

ist unser deutsches Volkstum und unser deutsches Volksgewissen. Wer sich von ihnen mit einer Aufgabe betraut weiß, der gehört zum Ganzen.

Aber dieses wolgadeutsche Volksganze ist nur ein geringer Teil des deutschen Weltvolkes. Seine Tragik, ununterbrochen während seit 1914, zwingt zum Kampf auf einsamem Einzelposten. Und der Sinn dieser Lebenstragik ist nicht vom Wolgaboden allein her zu erfassen. Er ist auch nicht von Deutschland oder Amerika allein her zu begreifen. Erst das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Teile des deutschen Weltvolkes reicht an den Sinn des Lebens und Sterbens des einzelnen Teiles wie des ganzen Weltvolkes heran. Es ist die ewige Wiedergeburt des Volkes. Wollen wir an diesem Schicksalssinn mitwirken, dann heißt er praktisch: Heimat-Erschaffen in der Welt durch den Einzelposten für das Ganze und durch das Ganze für den Einzelposten.

Die hier aufgezeichneten Geschehnisse haben sich so zugetragen, wie sie erzählt werden. Die hier geschilderten Menschen haben gelebt, oder sie leben noch. Etliches mußte umschrieben werden. Aber so wenig einige Namensänderungen die Wahrheit selbst ändern, so wenig wird sie durch die Erweiterung einiger Geschehnisse in das Sinnbildliche geändert. Unsere Volksseele ja lenkte unseren Willen, ihr Licht ja überschien und erhellte oftmals, wenn auch nur für einen Augenblick, die Geschehnisse im Symbol, die unser Verstand nicht mehr begreifen konnte. Wir waren allein, und alle Kraft kam aus der Volksseele. Ich brauchte bei ihr nur abzuschreiben.

Die Sagen und Märchen, die Lieder und Legenden des Wolgadeutschtums zu sammeln, darin seinen steppendeutschen Lebens- und Kulturwillen zu erkennen und an seiner Gestaltung mitzuwirken, hatte ich in der Jugend als meine

Lebensaufgabe ausersehen. Ein politischer Soldatendienst für die Wolgaheimat ist daraus geworden. Jedoch nicht wir Überlebenden trugen die Dornenkrone. Unsere Toten trugen sie.

Für die Überlebenden aber heißt die Lehre jener sieben Jahre für alle Zeit: Selbstbestimmung des wolgadeutschen Volkstums gegen den Untergang. Wir glauben an das Ziel, weil wir an die Überwindung des Bolschewismus glauben — und an den Urkern unseres Volkstums. Solange dieser Urkern nicht stirbt, triumphiert der Bolschewismus nicht über unser Volkstum.

Berlin, Dezember 1935.

Georg Löbsack

Heiliges Moskau

In dem Moskau von 1914 schien sich die Ausdruckskultur des ganzen Erdballs zu stauen.

Über dem Chodynkafeld zeigte Pegoud, Frankreichs ruhmreicher Aviatiker, seine tollkühnen Flugkunststücke. Es war die erste Flugakrobatik, die Moskaus Bevölkerung mit ansah; sie jubelte dem Franzosen zu. — Eine amerikanische Hautölfirma pachtete für eine Woche die erste Anzeigenseite der größten Zeitung, „Rußkoje Slowo", und gab jeden Tag einen Buchstaben ihres neuen Fettnamens bekannt. Moskau hielt den Atem an und buchstabierte die Woche hindurch. Der siebente Tag löste die Spannung. Das Vaselin war berühmt. — Der Komponist Skrjabin träumte von einer Ton-, Farben- und Düftesymphonie. Es sollten sich dem Menschen zur gleichen Minute die Düfte und die Farben der Akkorde und Soli offenbaren. — Aus Italien kam der Futurist Marinetti mit flattrigem Indianergeheul über den Theaterplatz und durch die Galastraßen dahergezogen. Ihn umgaukelten seine russischen Kunstjünger mit buntbemalten Gesichtern, und ihre Jacken und Hosen glichen Fetzen greller Farben im Wind. — Im Großen Kaiserlichen Theater sang Schaljapin majestätisch den Boris Godunow und wurde als der Herrgott der Bässe gefeiert; ein Recke auch der dramatischen Mimik. In seinem Hotelzimmer aber schreckte er, kleinlich in der Laune, seine Kolleginnen mit einem jungen, garstigen Löwen, wenn sie bei den Proben einen Fehler machten, erzählte der Stadtklatsch.

In Moskau auch kreuzten sich in den Salons der Mäzene und in den Kneipen und Stübchen der Schriftsteller, Künstler und Schauspieler die Wege eines französischen und russischen Symbolismus in Literatur und Malerei, eines ostwestlichen Baustiles alter Jahrhunderte mit den Wegen eines jungen russischen Sozialanarchismus aus aristokratischen und plebejischen Gehirnen. Die reichsten Fabrikanten Rußlands, die Morosows, gaben Maxim Gorki Geld für seine revolutionäre Unterweltliteratur. Hinzu drangen aus Deutschland der Naturalismus, aus Wien die Psychoästhetik und aus Berlin die dekadente Großstadtlyrik, etwa die eines Felix Dörmann:

Ich liebe die hektischen schlanken,
Die Frauen mit blutrotem Mund.
Ich liebe die fahlen Gedanken,
Die Herzen zerstochen und wund.

Als dann Deutschland den Krieg hatte erklären müssen, kam der Zar mit seiner Familie nach Moskau, um vor dem Iberischen Muttergottesbild und im Kreml für den Sieg der Slawen über die Germanen zu beten. Das Volk umjubelte ihn.

Ich stand mitten in der Masse und blickte den Zaren an. Sein Gesicht spiegelte Milde und Kummer wider. Gelblich die Haut. Aber ebenso hatte ich ihn schon 1913 in Berlin gesehen, auf seiner Fahrt zur Hochzeit der deutschen Kaisertochter. Damals hatten mich zwei Berliner Frauen in der Menge, weil ich einen schwarzen Anzug trug, für einen russischen Spitzel gehalten. Jetzt, in Moskau, blickten mich die Russen scheel an, weil ich dem Zaren nicht zujubelte. Ich konnte es nicht. Es war mir unmöglich. Starr sah ich zum Zaren hin:

„Was wird das Ende sein, Majestät?"

Wohin bist du entschwunden, altes Moskau!

Du sogst nicht nur den Westen Europas an dich heran, du brodeltest auch in dem Gischt deiner eigenen politischen Unter- und Oberwasser. Aus allen Teilen Rußlands bis fernhin nach Turkestan und Kamtschatka, bis zum Baikal und Kaukasus, vom Ostseestrand her und vom Dnjepr, vom Weißen Meer und von der Wolga, von überall her drang es in dich ein. In den Museen und Asylen, in den Theatern und Kneipen, bei Größen der Kunst, Musik und Literatur, bei singenden Landstreichern und polternden Lohnkutschern, in allen verborgenen und unverborgenen Winkeln der Stadt studierten wir Jungen, wir Zwanzigjährigen, mit viel politischem Eifer, mit literarischer und bloßer Lebensneugier die Wesen und Unwesen deiner lichten Höhen und deiner Unterwelt. Und wie oft drohte uns das Ersaufen in der Charybdis deiner Kultur!

Die schöne Literatur und die Kunst waren noch das hehre öffentlich-geheime Sammelbecken der Völkersehnsüchte Rußlands nach sozialer und geistiger Erlösung, und wenn wir Jungen bei dem Österreicher Hermann Bahr lasen, daß Erlösung nichts anderes sei als Auslösung, überkam uns der Schauer davor, was alles wir noch zu erleben vor uns hatten. Die Auslösung der Völkersehnsüchte Rußlands!

Wo uns die Tolstojaner und Gorkitypen, die Symbolisten und Futuristen keinen Bescheid um den Kulturgeist geben konnten, suchten wir Belehrung in den Museen. Namentlich die Gemäldegalerien Moskaus, wie etwa die Tretjakow-Galerie, enthielten nicht wenige künstlerische Zeugen dieser unruhigen, wehen Völkersehnsüchte.

So stark erlebten dort die Menschen Rußland, daß einen Besucher der Tretjakow-Galerie vor dem Gemälde Rjepins

„Iwan der Grausame und sein Sohn“ eine so wahnsinnige Angst und hilflose Wut vor dem gräßlichen dicken Blutfleck auf dem Bild erfaßte, daß er den Fleck mit einem großen Messer herauszuschlitzen versuchte. Ganz Rußland erzitterte. Es schien, als sei der Leibhaftige aus der russischen Unterwelt ausgebrochen. Es war ein einziges Stöhnen.

In der gleichen Galerie hing auch Rjepins Gemälde „Burlaki“. Wer diese Wolgaer Barkenschlepper jemals auch nur auf der Bühne oder im Film dargestellt gesehen hat, wer sie zugleich ihr schwermütiges Arbeitslied hat singen hören, wie sie so im Schmerzstöhnen unter dem Druck atemknebelnder Seile und der Barkenlast ihr wehevolles „Ej, noch einmal, ej, noch einmal!“ singen, dergestalt dumpf ergeben duldend, aber ingrimmig und dräuend zur Erde gebeugt in der so unendlichen Schweigsamkeit der Steppenstromlandschaft unserer Wolga, der begreift auch die Wahnsinnstat jenes Russen vor Rjepins Blutsymphonie.

Gemälde wie diese beiden, für viele Westeuropäer nur sentimentales Kunsterlebnis, sie hatten den Rußländer schon immer an die klaffenden Wunden im russischen Volks- und Staatskörper gemahnt, Wunden, aus denen hernach — wie vierzig Jahre vorher der Nihilismus — der zerstörerische Geist des Bolschewismus kam.

Kein Bänkelspiel und kein Volkslied gab es in Moskau, in denen der Mensch nicht nach Herzenswärme verlangt hätte, wo nicht süße Schwermut im Lachen und Scherzen aufgeklungen wäre, keinen Tanz und keine Kurzweil, wo nicht die Seelen der sibirischen Sträflinge geirrlichtert hätten, kein Ballett und keine Klownerie, keinen Gottesdienst und kein Kabarett. Sangen die Tenöre und Bässe der Kaiserlichen Oper zu Ostern in der Erlöserkathedrale

die „Räuber“, war halb Moskau da. Ja, das alte Moskau hatte Verständnis selbst für die Reuebuße jenes Mörders, der aus seiner sibirischen Zelle ausbrach, nach Moskau floh, vor dem Iberischen Muttergottesbild die Kremlerde küßte, seine Geliebte aufsuchte und küßte, dann aber sogleich sich wieder der Polizei stellte, um freiwillig nun die Buße in Sibirien anzutreten. Denn auf dem Heimweg nach Moskau hatte er, der die heilige Kremlerde wieder mit den Lippen berühren wollte, wiederum mehrere Menschen erschlagen, um die Zeugen seiner Flucht hinwegzuräumen. In solcher lohenden Abgründigkeit auch erstand Rasputin. Seine Lehre war: die Glückseligkeit der Reue ist um so größer, je schwerer die Sünde war. Sündige, um über die Buße zur Glückseligkeit zu gelangen!

Uns Jungen hat dies und noch vieles andere oft die Brust sprengen wollen. Zwischen Dekadenz und Urweltweh standen wir, ratlos und suchend, und liebten oder sollten lieben beides zugleich. So schwebten wir hin und her in den Spannungen der alten Zeit, des alten, vor Leben strotzenden, gesunden und doch so kranken, häßlichen und doch wiederum so schönen Moskau. Hatten wir in schlaflosen Nächten das Martyrium eines Schülers in Hermann Hesses „Unterm Rad“ gelesen, dann flüchteten wir an den Sonntagen zu den Poemen der russischen Symbolisten, deren stärksten einer, Alexander Block, so erschüttert war von der Brüchigkeit und Gegensätzlichkeit der Welt, daß er seinen „Schöpferzorn“ schrieb und wir noch lange Jahre hindurch uns an der Verdeutschung seiner Gedichte übten:

Unirdisches war euch gesendet,
Durch Mich geschmiedet in die Nacht.
Das Werk zu prüfen, Helden suchend,
So hab Ich eurer nun gedacht.
Und wähne wohl in jedem Hause
Die Heldenschönheit eures Raums —
Doch eure Welt ist voll der Fetzen
Meines zerstörten Schöpfertraums.
Ich sehe blinde Männer walten
Und lasche Herzen, todesfeil.
Zurück! Zur Finsternis! Zur Tiefe!
Heimsuchung braucht ihr, nicht das Heil!
Noch heute will Ich von euch gehen —,
Doch werde unsichtbar Ich nicht:
Ihr werdet Mich fern wandeln sehen
Auf einer Wolke Feuerlicht.

Und derselbe Dichter schrieb seine „Wandlung“:

Dein Donner hat mich fortgetragen
Und hingeschleudert unter Dich.
Still über mir erhebt voll Zagen
Das Blau des Tages-Endes sich.
So lieg ich von des Donners Grollen
Zerschmettert, umgeworfen da,
Und höre ferne ihn verrollen,
Und seh den Regenbogen nah.
Auf seinen unbefleckten Wegen
Schreit ich auf sieben Farben Dir
Still lächelnd, grüßend, frei entgegen,
Zu schaun ins Donnerauge Dir.

Im alten Moskau wäre unser, der Jungen, eigenes Wachstum nicht angegangen ohne den Halt an einer politischen russischen Geistesauslese, wie sie seither nicht wieder erstanden ist, nachdem ihre Träger unter dem Bolschewismus oder im ausländischen Exil dahingesiecht sind. Das waren nicht nur die zeitgenössischen Dichter und Künstler, auch nicht nur die Klassiker der Musik, Literatur und Malerei. Uns gaben die innere Ausrichtung die Männer eines menschheitlichen Weltblickes, wie er nur im alten Rußland hatte aufkommen können, eines im eigenen Sinne innerrussischen Welterfassens, das aus der großen europäisch-asiatischen Völkergemeinschaft unter dem Zarenzepter, aus der Breite und Weite der Landschaft, aus ihren Extremen und Verschmelzungen, aus Unkultur und hoher Kultur, aus Gleichgültigkeit und Menschheitsringen und Menschlichkeit, Freiheit und Wissen erwuchs. Über allem aber stand die soziale Gerechtigkeit als leuchtendes Ziel.

Da gab es die beiden Universitäten, die Kaiserliche und die Volksuniversität des Mäzens Schanjawski. An der letzteren lehrten die durch den reaktionären Unterrichtsminister Kasso von der ersteren vertriebenen Professoren. Wissenschaft, Volkswirtschaft, Kunst- und Literaturgeschichte, sie waren an der Schanjawski-Universität nicht bloße Katheder-disziplinen, sondern sie waren vor allem Politik als Dienst am Menschen. Eine Wissenschaft als Nur-Wissenschaft hätte an der Tür um Brosamen betteln müssen. Die Vervollkommnung und innere Befreiung des Menschen, eben die Auslösung der schaffenden, humanen Geisteskräfte in ihm, war die Aufgabe und war das Tagewerk der Professoren wie der Studenten. Hier war weder das Regieren eine Unterdrückung noch die Revolution ein Umsturz, sondern Revolution war Erziehung des Menschen zur Kulturarbeit im Volk, und das Regieren war hier

Aufklärung des Volkes in der Politik seiner Lebensnotwendigkeiten, nicht einzelner Stände und Klassen, Schichten und Zwischenschichten. Die neue Menschenseele sollte den Umbruch bringen, nicht die Faust. „In das Volk gehen!", dieser abgegriffene, durch Unwissen und Nihilismus zu blutiger Umsturzarbeit gewordene Ruf alter Volksrevolutionäre, war an der Schanjawski-Universität in die Höhen Tolstojanischer Mission gehoben, einer wenn auch von niederdrückender persönlicher Tragik durchsetzten, in ihrer allgemeinen Wirkung aber doch irgendwie besseren Mission als die des Zarismus, wie die Parteien sie verstanden.

Wir deutsch-russischen Jungen glaubten hier an einem Quell auch der Auslösung der Kräfte unseres Volkstums zu sein. Hier wollten wir lernen, wie Wissenschaft und Sozialethik, Kunstgeschichte und Volkswirtschaft, Weltgeschichte und Genossenschaftslehre ohne Gewalt und Willkür, allein durch die Erleuchtung und Selbsterziehung, vereint werden können zu dem, was gemeinhin Politik hieß und doch nur Herrschsucht war. Wir suchten ein anderes. Die Politik als Zusammenfassung der Kunst, das Leben des einzelnen und der Völker aus Dumpfheit und Trott, Selbstsucht und Unwissen herauszutragen und hinüberzuheben in eine bessere Zeit, das allein schien uns der Lehre wert.

Mit einem der Gönner der Schanjawski-Universität, einem Russen, hatte ich das Glück, auch in stilleren Stunden, außerhalb der Studien und Berufsarbeit, über diese unsere kommende Lebensaufgabe viele Male zu sprechen. Es war dies ein Sproß einer alten Moskauer Industriellenfamilie, ein Greis nun schon, der sein Vermögen, wie viele andere Reichen Rußlands, in der Revolutionszeit 1905/6 dadurch verloren hatte, daß er die Arbeiterstreiks gegen die Willkür der Zarenbürokratie mit Geld unterstützte. Ilja

Michailowitsch hatte daran schwere Enttäuschungen erlebt. Er hatte damals noch gewähnt, die Besserstellung der Arbeiter werde auch die Politik der bürgerlichen Parteien veredeln, nicht nur den Zarismus zur wahren Landesväterlichkeit anspornen. Jedoch die unsägliche Tragik des Blutigen Sonntags jener entschwundenen Jahre verwandelte die Arbeiterbewegung, geschürt von Marxisten und den Leuten um Lenin, in eine Umsturzbewegung. Die Zarenregierung nahm die politischen und sozialen Reformen wieder zurück, die Reaktion auf die Revolution trat ein, die Parteien zerrten die Politik in den Parlamenten und im Lande nach der Art der Tiere in Krylows Fabel auseinander — der Hecht zog ins Wasser, der Schwan in die Lüfte, der Krebs rückwärts. Der Wagen blieb stehen.

Ilja Michailowitsch aber war ein Fortschrittler und rußländischer Kosmopolit. Durch die Politik fast völlig verarmt, nur noch von einem winzigen Kapitalertrag aus der Fabrik seines Bruders und vom Zimmervermieten lebend, gehörte er jetzt schon zu keiner Partei mehr, hielt aber männlich treu an seinem Ideal fest. Nur ihm noch und seiner Familie lebte er. Seine Frau, eine allzeit fröhliche, herzensgute Mutter auch der „Kinder", die bei ihr zur Miete wohnten, meist Ausländer, Schweden oder Deutsche, Jekaterina Alexandrowna stammte aus einem urdeutschen Hause und nannte sich selbst gern im Scherz eine späte Verwandte Martin Luthers; ihre Vorfahren sollen mit Katharina von Bora verwandt gewesen sein.

In ihrem Heim habe ich Ilja Michailowitsch unzähligemal gleich nach dem Morgenkaffee in seinem Arbeitszimmer verschwinden sehen. Dort verwahrte er ein von Geheimnissen umwobenes Schriftstück, an dem er noch jetzt gewissenhaft arbeitete — einen Verfassungsentwurf für Rußland. Heute, nach allem, was Krieg und Bolschewis-

mus über Rußland gebracht haben, könnte jene Pedanterie eines alten Mannes schier komisch erscheinen. Es war Ilja Michailowitsch aber bitter ernst um seinen Verfassungsentwurf. Ein Alchimist der Politik am Tagewerk!

Aber so wenig er mir auch Einblick in den Entwurf selbst gewährte, um mich nicht zum schuldigen Mitwisser einer „Revolution" zu machen, annähernd mag er gerade in den Fragen, die einen deutsch-russischen Redakteur interessieren, doch etwa dies beabsichtigt haben: die Völker Rußlands Fremdvölker zu nennen, hielt er für eine kurzsichtige Abscheulichkeit. Er betrachtete sie vielmehr, in guter altrussischer patriarchalischer Art, als Kinder der Mutter Rußland, und das war ihm kein bloßes Wort, sondern Herzenssache. Eine Freundschaft ist ja auch im Völker- und Staatsleben mehr nach ihrer Tragfähigkeit und Spannkraft zu beurteilen als nach ihrer Empfänglichkeit und gar Empfindlichkeit.

Mit Ilja Michailowitsch hätte sich gewiß gute rußlanddeutsche Volkstumspolitik machen lassen. Die Rechte der Völker Rußlands lagen ihm besonders nahe. Ich möchte annehmen, daß er ihnen in dem Entwurf, der ein Wahlkaisertum vorsah, einen besonderen Abschnitt gewidmet hatte. Und so könnte ich von ihm und seiner regsamen Frau und von seinen Kindern auch sehr wohl bezeugen, daß ihnen dann im Weltkrieg der Deutschenhaß ebenso fremd war, wie jede Unritterlichkeit gegenüber dem ehrlichen Feind überhaupt. Eher trat dies Ehepaar still beiseite, als daß es seiner Versöhnlichkeit untreu geworden wäre. Es gehörte im vollen Sinne des Wortes zum besten russischen Geistesadel.

Nach Jahren, als der Bolschewismus schon herrschte, kam ich wieder nach Moskau. Aber ich fand die Wohnung verfallen und leer vor. Nur noch die Njanja der Kinder

lebte in Moskau. Ilja Michailowitsch war gestorben vor Gram — wie anders hätte es sein können! — über Rußlands Zusammenbruch und Verelendung. Moskau war ihnen vom Bolschewismus entheiligt worden. Jekaterina Alexandrowna und die Kinder waren nach dem Süden geflüchtet.

Ilja Michailowitsch hatte gelehrt, daß die Politik nur ideale Menschengestaltung sein dürfe. Es war vielleicht mehr eine Philosophie als eine praktische Politik. Und an der Philosophie schließlich ist wohl das ganze Rußland zerbrochen und verdorben, den Kosmopolitismus mit einbegriffen. Auch er war zuletzt nur eine hehre Kuppel über einem unübersehbaren Völkermeer — eine human gedachte, aber brüchige Konstruktion über dem brodelnden Chaos.

Als wir jung waren, war die Illegalität schon weit mehr ein Bestandteil der russischen Politik, als wir zu ahnen vermochten. Unser Burgfried war allein der humane Geistesadel.

Von ihm eingeweiht zu werden in die Künste und Geheimnisse der hohen Politik, von ihm erzogen zu werden zu einem Ideal aus der Fülle des eigenen Wesens und dem des eigenen Volkstums und der Menschheit insgesamt, war für uns Jungen eine schöne Jugendfreude. Wir wollten ganze Männer auf eigenen Füßen werden in der Charybdis der Kulturmetropole Moskau. Und wir ahnten: Lebensglück ist nur Lebensfülle, sonst gar nichts.

Die Kremlstadt war für eine deutsch-russische Empfänglichkeit, namentlich die der Jugend, nicht nur eine europäische und zugleich asiatische Stadt mit dem Antlitz der

Modernität. Sie war uns in eigenem Sinne auch eine deutsche Stadt.

Sie lag in der Mitte zwischen dem baltisch-deutschen Kulturraum Riga—Petersburg und dem deutsch-kolonistischen Odessa—Saratow. Auf der nordwestlichen Seite: Adel und Bürgertum hohen und stolzen Alters, auf der südöstlichen: Steppenbauern und Bürgertum, deren Geschichte kaum anderthalb Jahrhunderte zurückreichte. Auf der einen Seite eine in den Stein der Adelsfesten, Rittersäle, Dome und Kauffahrteigilden eingesenkte Herrschertradition, auf der anderen eine Volksgeschichte, deren Beginn noch in der mündlichen Überlieferung auf uns kam, die Geschichte der Heimateroberung durch das Ackerwerk vieler Heimatlosen, der Landnahme durch die schwielige Siedlerfaust, der Urbarmachung einer nomadischen Halbwildnis durch ein Volksgemenge aus Bauern, Handwerkern, Händlern, Schulmeistern, Geistlichen, ein Gemenge, das erst in den letzten Jahrzehnten zu einer kolonistischen Volkheit zusammengefügt worden war — nicht durch Gesetze in Stein, sondern durch die Gesetze des Ackerlebens und der Dorf- und Städtegründung frei hin durch die Steppen.

Eine unmittelbare Verbindung zwischen den baltischen Adelsfesten und den kolonistischen Siedlerfesten hat es niemals gegeben. Nicht nur räumlich lagen sie einander fern und fremd gegenüber, sondern auch in der Lebensgestaltung und seelischen Veranlagung ihrer Bewohner. Wohl gingen baltische Pastoren in die Kolonistengebiete, wohl studierten Kolonistensöhne in Riga und Dorpat. Wohl gelangten deutsche Zeitungen aus Petersburg und Riga nach Odessa und Saratow und in deren Kolonistensteppen, wohl begegneten Kolonistenabgeordnete in der Reichsduma deutsch-baltischen. Immer aber fehlte die letzte, innere Verbindung.

Aber nicht das äußere Kulturgefälle trennte so sehr. Vielmehr war es die Art dieser Kultur selbst. Auch wenn das Kolonistentum eine Kultur gehabt hätte, die der baltischen dem Alter nach gleichgekommen wäre, niemals wäre sie eine der baltischen formverwandte geworden. So groß war der Wesensunterschied, daß nicht einmal mehr das gemeinsame Volkstum tiefere Verbindung schuf. Eine einzige Ausnahme freilich gab es dann später, 1917, als in Moskau, in der Mitte zwischen beiden Gruppen des Rußlanddeutschtums, der Erste Kongreß der Deutsch-Russen stattfand. Und auch 1917 trat die innere Fremdheit zutage: die Balten rieten den Kolonisten, aus Rußland auszuwandern, die Kolonisten aber beschlossen, in Rußland zu bleiben.

Die deutsch-baltische Kultur war die Kultur des altersstolzen Adels und des etwas forschen städtischen Bürgers. Die kolonistische Kultur war zum Teil noch altdeutsch und schlicht, zum Teil schon russisch und anspruchsvoll, ungelenk, rauh, noch jung, aber doch schon angekränkelt von den Zweifeln, ob denn die kolonistische Zukunft an der Wolga und am Schwarzen Meer liege. Gefangen im Bann der russischen Kultur, war sie der Deutschlands weltenfern, ohne selbst schon das zu sein, was schlechthin Geisteskultur heißt. Es war der Beginn. Nicht mehr.

Wohin sie geführt hätte, wären nicht Weltkrieg und Bolschewismus ihr in den Weg getreten, dies erraten zu wollen, ist heute müßig. Es kann auch keineswegs gesagt werden, daß die Kulturentwicklung der verschiedenen Kolonistengruppen die gleiche Richtung genommen hätte. Es ist denkbar, daß die regelmäßig wiederkehrenden und sich in den letzten Jahrzehnten nicht mehr nur über 10, sondern schon über 7 und 3 Jahre abwechselnden Dürre- und Hungerjahre das Wolgadeutschtum zuletzt doch aufgerie-

Deutsche Volkskolonien

in Rußland

ben oder zur Auswanderung gezwungen hätten. Die Zukunftsgedanken auch unserer besten Bauern und Volksmänner schwankten immer mehr zwischen Dableiben und Fortziehen. Es war ein Volkskampf nicht nur um die Wolgaheimat, sondern auch um das Schicksal des Kolonistentums schlechtweg, nicht nur um die Gegenwart, sondern auch um die volkliche Zukunft überhaupt. Aber es ist auch denkbar, daß unsere Bauern zuletzt sich doch zur intensiven Bodenkultur, zur Bewässerung, zum stetigen Fruchtwechsel, zur Viehzucht an Stelle der extensiven Wirtschaft mit dem Weizenbau als Grundlage durchgerungen hätten. Die Wolga mittels vieler Kanäle durch unsere Steppen zu leiten, ist ein alter kolonistischer Wunschtraum gewesen. Die Erschließung und Einrichtung von Wasserstraßen in Rußland war je und je ein deutscher Gedanke. Leibniz schlug dem Zaren seinerzeit die Verbindung der Wolga mit dem Don durch einen Kanal vor; wohl der erste Wolga-Don-Plan überhaupt. Den Amu-Darja mit dem Kaspischen Meer zu verbinden, war der Gedanke eines deutschen Zarenobersten Berg im 19. Jahrhundert. Seine Zeichnungen befinden sich in einem Museum in Alma-Ata im heutigen Kasakstan. Der Name des Herzogs von Oldenbourg ist mit dem nordrussischen Kanalsystem noch aus dessen alter Zeit verbunden. Nicht wenige deutsche Namen findet man aus der ältesten Zeit bis zur Gegenwart auch in der russischen Seeschiffahrt, von der Kriegsmarine und der Flußschiffahrt bis zur Erschließung des Nordpolweges Archangelsk–Wladiwostok. Die Bewässerung der Wolgasteppen war eine Notwendigkeit nicht nur für unsere „Landsucher", sondern auch für die Mutterkolonien; die Dürrejahre mehrten sich, der Ertragsboden wurde für die schnell wachsende Bevölkerungszahl zu klein. Und wenn einer unserer protestantischen Volksdichter und Volksmänner den Bauern erzählte, er habe von blühenden Obstgärten, Überlandbahnen, Wasserkanälen und ewigen Ernten geträumt, so lauschten sie seinen Worten mit einem begierigen Lächeln. Und wenn ein anderer Volksmann, ein später von den Roten ermordeter katholischer Pfarrer, von den immer häufiger wiederkehrenden Dürrejahren sprach und Zweifel an unserer Wolgazukunft hegte, senkten sie die Köpfe und sahen vor ihren Augen Vergangenheit und Zukunft nur in düsteren Farben.

In Moskau ahnten wir diese Tragik mehr, als die Deutschen in Riga oder Petersburg sie hätten ahnen können. Was sie dort bestenfalls tun konnten, war, die überschüssige Kolonistenkraft nach Livland oder gar nach Ost-Deutschland hinüberzuziehen, und es wurde das auch versucht. Wir jungen Kolonisten aber, die schon ein wenig durch die Welt gekommen waren und uns für unser ganzes Kolonistenvolk und seine Steppenheimat verantwortlich fühlten, die wir von unseren Volksmännern dazu angehalten wurden, das Volk und seine Kulturregungen zusammenzuhalten, wir suchten andere Wege.

Unter solchen Eindrücken in der Charybdis Moskaus entstand uns Kolonistensöhnen in der Kremlstadt ein erster Rettungsplan für unser Steppendeutschtum. Dieser Plan war freilich nur Literatur. Aber was anders hätten Zwanzigjährige erdenken können, die hinter den Büchern hockten, wenn auch schon im Beruf standen?

Eine steppendeutsche Wanderbücherei ganz großen Stils wollten wir schaffen. Wir wußten, daß unsere Kolonisten durch gelehrte Bücher und Reden nicht zu überzeugen sind. Eine Neuerung ließen sie stets erst dann gelten, wenn sie von mindestens einer Generation erprobt worden war. Wir wollten sie darum durch Unterhaltung belehren. Die besten Volksbücher aus Deutschland sollten vom Pontus

bis nach Sibirien in großer Fülle ausgestreut werden. Daraus sollten unsere Bauern lernen, wie die deutschländischen Bauern sich auf ihrem kargen Boden behaupten. Sie sollten sich Freude an der intensiven Bodenkultur anlesen. Ich verschrieb die ersten Romane über die Ödland-Erschließung. Sie trafen ein.

Da riegelten sich Rußland und Deutschland durch einen Krieg voneinander ab. Moskau versank im Kriegsgeschrei.

Der Krieg fängt an

Ob Moskau zum Osten oder zum Westen gehört, darüber zerbrachen wir uns niemals den Kopf. Die Stadt lag für uns an dem Moskwafluß, sie hatte ebenso einen Kitai-Gorod, die chinesische Handelsstadt, wie ein Triumph-Tor vor dem Alexander-Bahnhof im Westen, wo die Züge aus Warschau und Berlin einliefen. Den pittoresken Kreml und die goldenen und blauen Kuppeln der vierzig mal vierzig Kirchen, die Altstadt südlich vom Moskwafluß und die neuen Stadtteile nördlich von ihm, die Twerskaja und den Kusnezki Most, die Hauptstraßen, die Hochhäuser und Adelsvillen, die großen Hotels und Arbeiterhäuser, den deutschen Stadtteil, die Nemezkaja Sloboda, und die Theater und Museen, sie alle überschien, stand man auf den Sperlingsbergen, die Nachmittagssonne, und nur von den Sperlingsbergen hatte man einen Überblick über Moskau. Von dort aus lag es nach Westen und Norden.

Für uns lag Moskau im Westen, jedenfalls dem Westen näher als dem Osten. Aus der Schule wußten wir vom Einmarsch und Untergang der napoleonischen Heerscharen; die Zeiten des Tatarenjochs lagen weit zurück in den Jahrhunderten, von ihnen redete man nicht viel. Für uns begann die Geschichte Rußlands mit Peter dem Großen und mit der Großen Katharina. Und wenn Moskau auch als das bessere Gegenstück zu dem verwestlichten Petersburg galt, bis zum Fernen Osten, wo die Japaner sind, und bis hinter Turkestan, wo die Chinesen ihr Reich haben, war es

unendlich weit. Zwei und drei Wochen dauerte die Eisenbahnfahrt dorthin. Warschau, Berlin, Riga, London, Stockholm, Wien und Paris lagen näher. Moskau und Petersburg waren die Westseite des Riesenreiches. Im Westen lag auch ihr Schicksal.

Doch das erfuhren wir erst, als der Weltkrieg anfing. In den russisch-japanischen Kriegsjahren waren wir noch Kinder gewesen, jetzt standen wir im militärpflichtigen Alter. Und wenn die Legenden um die russischen Heldengeneräle im Japankrieg uns aus der Kinderzeit immer noch einen Sieg Rußlands über die kleinen Gelben vorgaukelten, so wurden jetzt mit einem Ruck alle Schleier von unseren Augen genommen.

Der Krieg entflammte im Westen.

Zu wem hältst du?

Ein schwedischer Freund fuhr nach Stockholm. Ein holländischer Hotelier aus Schanghai, mit dem wir kurz vorher, fast nichts ahnend, das historische Schlachtfeld von Borodino besucht hatten, verschwand in der Richtung Holland. Ein Norwege, Reserveoffizier, der stillste von allen, sagte nur: „Jetzt muß ich nach Hause." Eine Wienerin und eine Engländerin brachen ihre kunstfreudigen Altertumskäufe auf den Trödelmärkten ab und fuhren über Odessa und Bulgarien nach Budapest. Ein junger Kollege aus Livland, dessen Vater dort Landarzt an der deutschen Grenze war, gab seine Stellung in der „Moskauer Deutschen Zeitung" auf und fuhr heim.

Wohin gehörst du?

Aber noch ehe ich die Frage beantworten konnte, war sie schon entschieden. Als Einundzwanzigjähriger war ich seit dem Sommer 1914 für Rußland militär- und fortan auch kriegsdienstpflichtig. Gegen Deutschland. Aber die einzigen Söhne wurden bis auf weiteres zurückgestellt. Rußland hatte des Kriegsvolks genug. Wir bekamen blaue Militärkarten. Und als „Blaubillettler" war man dieser Sorge zunächst enthoben.

Doch da tauchte schon die zweite auf. Eines Tages eröffnete mir der Verleger der „Moskauer Deutschen Zeitung":

„Die Stadthauptmannschaft kündigt die Schließung der Zeitung an, wenn sie nicht von selbst aufhört zu erscheinen. Ich muß sie aus Loyalität aufgeben. Wir müssen uns trennen. Sie sind der Jüngste. Verargen Sie es mir nicht, daß ich Sie zuerst entlasse."

Wohin nun? Russische Altersgenossen in dieser Lage gingen als Freiwillige in den Krieg. In mein Elternhaus zurückzukehren, war mir unmöglich; ich hatte mich auf mein eigenes Schicksal gestellt. War mir von ihm zugedacht, freiwillig in den Krieg zu gehen?

Aber es war doch ein Krieg mit Deutschland!

In Deutschland hatte ich meine Schulbildung bekommen, Heidenmissionar in Afrika hatte ich werden sollen. Dann Arzt in Nordamerika. Dem allen hatte ich den Rücken gekehrt. War Zeitungsschreiber geworden. Mit Plaudereien über das Datschen-, das Sommerhausleben hatte es angefangen. In Lodz. Der verräucherten, protzigen, neureichen Industriestadt. „Russisches Manchester", sagten die Lodzer Deutschen, Juden, Russen und Polen stolz. Je mehr Geld einer zusammenscharrte, um so größer war sein Ruhm. Aber die Arbeiter traten eines Tages in den Streik. Ich telegraphierte das an eine Berliner Zeitung in der An-

nahme, daß ein sozialer Konflikt sie interessieren müsse. Es war aber eine Handelszeitung; sie brachte die Nachricht für ihre — Textilinteressenten. So gingen einem die Lichter auf. Nach und nach. Da hatte ich auch meine Zeitungsschreiberei in einer deutschen Lodzer Zeitung angefangen. Dann stellte sich heraus, daß ihr die Lodzer Deutschen nicht mehr wert sind als Juden und Polen. Sie machte Zwischenpolitik, „über den Wassern" schwebend. Eine wirklich deutsche Zeitung wurde gegründet. Sie redete Fraktur, wenn auch politisch vorsichtig. Dort hatte ich mit den Duma-Berichten zu tun. Sah daraus, daß deutsch-russische Abgeordnete kaum eine Bedeutung hatten, auch nicht so recht haben konnten, weil die 2 Millionen Rußlanddeutschen in den 135 Millionen Menschen des Zarenreiches untergingen, jedenfalls der Zahl nach. Vom baltischen Deutschtum waren in der Duma Vertreter. Von den Kolonisten am Schwarzen Meer gab es einen oder zwei. Von den Deutschen im Kaukasus, an der Wolga und in Sibirien keinen. Schon 1913 war es in Rußland so gewesen, daß deutsch sein Feind sein hieß. Die wirklich deutsche Zeitung in Lodz brachte zum 300jährigen Herrscherjubiläum der Romanows eine Notiz, daß in den Adern des russischen Zarenhauses deutsches Blut fließe. Dasselbe war in jedem deutschen Lexikon zu lesen. Die Zensur hatte nichts dagegen. Als davon aber die deutschen Zeitungen schrieben, wurden sie verfolgt. Die „Lodzer Rundschau" wurde dafür verboten. Für immer.

Als dann 1914 die „Moskauer Deutsche Zeitung" eingehen mußte, hatte sie überhaupt keine Böswilligkeit auf dem Zensurkonto. Aber sie war deutsch. Die bloße Schrift war des Verbrechens genug. So erging es allen anderen deutsch-russischen Zeitungen. Nur in Saratow durfte eine erscheinen. Bis in den Sommer 1916.

Ein freiwilliger Kriegsdienst kam nicht in Betracht.

Aber ich war ja auch kein Deutscher!

Kein Deutscher?

Natürlich waren wir Deutsche. Nur keine Germanzy, keine Germanier. Sondern nur Njemzy, Deutsche. Also doch Deutsche! Aber stumme. Njemzy heißt soviel wie Stumme. Als die ersten Deutschen in Rußland auftauchten, sagt der Volksmund, wurden sie von den Russen so genannt, weil sie nicht russisch sprachen. Wir nun, 1914, sprachen russisch. Und waren auf einmal doch Stumme.

Wir durften nicht reden. Und konnten auch nicht. Wenigstens zu Anfang nicht. Eine Ohnmacht war es.

Gedankenfetzen aus jenen Tagen:

... Wenn die Russen auch spotten, sie könnten die Germanzy, wie sie damals von den Japanern meinten, mit den Kappen totwerfen, so ist das gewiß Überhebung, aber bei der Vielheit der Kappen doch nicht sehr komisch.

... Es sollen schon sehr viele deutsch-russische Soldaten aus dem Zarenheer freiwillig zu Deutschland übergegangen sein. Viele andere wieder, besonders Offiziere mit baltischen Namen, sollen sich ingrimmig bis in den Tod schlagen. Wer da recht handelt, wer unrecht, niemand weiß es. Man spricht lieber nicht davon.

... In den Listen der für Tapferkeit Ausgezeichneten stehen nur wenige deutsche Namen. Den höchsten Kriegsorden, das Georgs-Kreuz, haben erst einige erhalten.

... Russische Bekannte sprechen nur noch ungern mit uns auf der Straße. In den Häusern sind sie freundlich.

... Es gibt Russen, die sehen einen Njemez wie einen Elefanten an. Was will der noch hier? Wie kommt der überhaupt hierher?

... Der Norwege sagte beim Abschied, er müsse rechtzeitig bei seinem Regiment sein, wenn Norwegen in den Krieg hineingezogen wird. Ein Bangen um sich selbst merkte man ihm nicht an. Es muß schön sein, so ganz eindeutig für sein Heimatland einstehen zu können. Wir könnten es auch — für Rußland, wenn nicht Krieg mit Deutschland wäre.

... Wie weit kann denn unsere Loyalität zu Rußland reichen?

... Heute abend ging ich noch einmal in die Baracken am Alexander-Bahnhof, um nachzuspüren, ob deutsche Kriegsgefangene angekommen sind. Haben sie uns keine Botschaft zu übergeben?

... Wenn Moskau die Deutschen nur haßte, ginge es noch an. Es fürchtet sie aber auch. Verdient nicht ein Liebes, das Furcht hegt, Schutz? Unseren Schutz? Dürfen denn die Germanzy überhaupt nach Rußland hereinmarschieren? Das ist doch russisches Land! Aber ist auch unser Kolonistenland russisches Land? Ist es nicht deutsches Land?

... Unrecht Gut braucht Deutschland gar nicht. Es braucht auch kein russisches Land. Was sollte es denn mit Moskau anfangen?

... Zuerst wünschte ich mir, daß Deutschland immer noch weiter nach Frankreich eindringt, fort von Rußland. Jetzt aber dringen deutsche Truppen noch tiefer in russisches Land ein.

... Grund zum Mißtrauen gegen uns haben ja die Russen. Wie auf Samtsohlen gehen wir schon durch die

Stadt. Aber darf denn keiner von uns zurückschlagen, wenn er angefallen wird?!

... Heute sah ich die ersten deutschen Kriegsgefangenen. Ich hätte ihnen gern gesagt, sie sollten zusehen, daß sie in die Wolgakolonien geschickt werden. Dort würde ihnen keiner etwas zu Leide tun. Doch sie blickten schweigend vor sich hin, gradhin — wie auf einen ausgespannten Draht. Dabei fror mich vor Schaudern.

Merkwürdig schnell springt in diesem Herbst ein rostbrauner Ton in die Bäume. Welkes Laub raschelt feucht. Der Kreml und die Sperlingsberge verschleiern sich im Nebel.

... Deutsche Geschäfte werden überfallen.

... In die Erlöserkathedrale, zu den hohen Gottesdiensten mit den wunderbaren Chorgesängen, gehen wir nicht mehr.

... Nur noch in den deutschen Kirchen wird hörbar deutsch gesprochen.

... Die Wienerin ist die „Zofe" der Engländerin geworden. Anders wäre sie nicht mehr über die Grenze gekommen. Die beiden haben gelacht. Am Bahnhof geweint.

... Der Krieg ist Naturalismus, nicht Symbolismus.

... Zweifel nagen im Gehirn. Was haben denn unsere Steppenkolonisten mit diesem Krieg zu tun? Was haben sie denn an Rußland verbrochen? Was hat Rußland ihnen so Schreckliches getan? Nein, um unsertwillen hat Deutschland den Krieg nicht erklärt. Was wollen denn die Russen von uns?

... Bei einem Postkartenhändler kaufte ich einige Generalsbilder. Am undurchdringlichsten ist das Gesicht des Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch. Hinter der Stirn steht deutlich:

„Nein! Keinen Frieden mit Deutschland!"

... Heute fuhr auch Aina heim nach Schweden. Ihre Eltern rufen sie. Aina wäre aber gern hiergeblieben. Sie fürchtet, sagt sie, niemals die Geschehnisse selbst, sondern nur ihre Vorzeichen. Die quälen sie. Was die Geschehnisse vorbereite, sagt sie, sei ausschlaggebend, nicht das, was ihnen folgt. Ihnen folgt immer nur die Abwicklung des schon Vorbereiteten. Auch diesen Krieg könne man nur so überstehen, daß man vorbereitet — das Bessere, das Gute. Dessen Erfüllung töte dann den Kriegsgott von selbst. Sie ist sehr sensibel. Zigarettenrauch läßt sie um ihre Fingerspitzen kräuseln. Im letzten Winter sahen wir einmal nachts auf dem Heimweg aus einer Studentenkneipe einen Dachstuhlbrand über den Schnee leuchten. „Symbol unserer Freundschaft", sagte Aina traurig. So kam es auch. Jetzt ist sie fort. Ich bin ganz allein.

Schicksal, das ist wahrscheinlich ein noch unfertiger Lebensurstoff, den fertig zu gestalten dem menschlichen Geist vorbehalten ist. Es scheint, als wären wir in unsere Einzelschicksale ebenso zufällig hineingeboren wie in eine Wiege — oder in die Erdengeschichte überhaupt. Wer da nicht den Willen zur Fertiggestaltung aufbringt, geht unter.

Ohne es zu wollen, hatten wir aber schon einige Zeit vor dem Krieg Stellung für Deutschland in diesem Krieg genommen. Wir, das waren ein Nürnberger Kaufmann und seine wolgadeutsche Frau, die Wienerin und die Engländerin, ein kroatischer Reserveoffizier, Waljka, und ich. Wir lebten bei dem Kaufmann in Pension. Seine Versandgeschäfte, früher flott im Gang, stockten schon ein

halbes Jahr vor dem Krieg. Die Kunden sprangen ab. Er war ein Germanez. Dabei hatten die Kunden es mit ihm gern zu tun gehabt, hatten sich oft von ihm beraten lassen, bis nach Sibirien hin. Er verstand sich vortrefflich auf kleine technische Neuheiten aus Deutschland. Darauf war der Russe begierig. Und was vertrieb er nicht alles, was alles führte er nicht ein! Zuletzt war da die „Geisha" aufgekommen, ein putziges Ding, eine höchst unterhaltsame, sehr feinsinnig ausgedachte Vorrichtung im WC-Becken, Wasser elektrisch warm zu machen, derweilen ..., kurzum, die tägliche Waschung ist den Mohammedanern streng vorgeschrieben. Und die „Geisha" tat es automatisch durch einen behutsam aufsteigenden dünnen Wasserstrahl; das warme Wasser brauchte nur durch Druck auf einen Knopf ausgelöst zu werden. Den religiösen Notwendigkeiten der Wolga-Mohammedaner etwa trug diese Kleinigkeit vollauf Rechnung. Leider war die elektrische Wärmewirtschaft in Rußland noch nicht verbreitet, auch die Kanalisation noch zu wenig. Um so bemerkenswerter war da die lohnende Nachfrage nach solchen, den Gewohnheiten fremder Völker angepaßten Neuerungen. Der Krieg verdarb auch daran vieles.

Unser Heim schwebte über der hohen Mittelstadt. In einem der ersten Hochhäuser des alten Moskau. Auf einer der engsten und höchsten Gassen. Von dort sah man abends die westliche und südliche Stadt in hunderttausend Lichtlein heraufglimmen. „Die Märchenwiege" nannten wir unser Heim.

Einige Tage nach der deutschen Kriegserklärung kehrte unser kroatischer Freund bedrückt und verwirrt zum Abendbrot heim.

„Wahrscheinlich wird die Polizei Sie nach Sibirien verschicken", überraschte er unsere Hauseltern, fügte aber be-

ruhigend hinzu: „Der Befehl zur Internierung der Germanzy wird erst übermorgen veröffentlicht. Sie können noch ruhig Ihr Hab und Gut verpacken."

Und als wir ihn fragten, woher er das wisse, überstürzte er sich:

„Helfen Sie mir zu fliehen, Freunde!"

An jenem Abend erfuhren wir, daß Waljka ein Spion Österreich-Ungarns ist. Und Deutschlands. Auch einige seiner russischen Gewährsmänner, Generalstäbler in Moskau, waren in Gefahr. Irgendwie war ihre Verbindung aufgedeckt worden. Waljka mußte zusehen, daß er sofort über die Grenze kam. Sein Monatswechsel aus Berlin war aber in der russischen Post hängengeblieben. Waljka saß ohne Geld da.

Wir hatten keinen Grund, ihm zu mißtrauen. Seit Monaten lebten wir in bester Freundschaft. Wir wußten auch, daß die russische Geheimpolizei ihn beobachtet.

Einmal wollte sie ihm einen eingeschriebenen Brief aushändigen. Der Postbote sagte: „Aus Berlin." Waljka aber wußte, daß ein Einschreibebrief nicht zu erwarten war. „Nicht für mich", erwiderte er. „Doch", beharrte der Postbote, „für Herrn Oberleutnant Waljka Njassow." Waljka sagte: „Ich heiße Njessow."

Hätte Waljka den Brief angenommen, wäre er überführt worden, daß er Njassow heißt.

„Den sucht die Geheimpolizei", erläuterte Waljka, der in der Tat Njassow hieß, aber von seinen Vertrauten in Moskau wußte, daß ihn die Polizei mit einem eingeschriebenen Brief hereinlegen will.

Derlei hielten wir aber mehr für persönliche Angelegenheiten als politische, obwohl mir Waljka noch Wochen vor Kriegsbeginn einmal eine Postkarte aus Berlin gezeigt hatte; von seiner Braut. Waljka las mir die Karte

vor: „Papa und ich gingen heute Unter den Linden spazieren. Es war zuerst schönes Wetter. Dann aber fing es an zu regnen. Ich spannte meinen neuen Sonnenschirm auf. Er hat dreißig Bögen. Wie geht es Dir? Herzlichen Gruß Herta." — So ähnlich. Wieso aber mußte Waljka wissen, daß ihr Schirm dreißig Bögen hat?

„Meine Braut ist ein wenig dummrig", entschuldigte Waljka die Absenderin verschmitzt. Ich begriff aber nicht.

Jetzt aber, an jenem Abend, als Waljka uns um Geld für seine Flucht bat, erzählte er: „Diese dreißig Bögen bedeuteten die Zahl der Flugzeuge, die Rußland in Frankreich bestellt hat. Die Karte wies mich an, zu erkunden, welchen Systems diese Flugzeuge sind." Und noch offenbarte Waljka uns: „Ich habe Teile der Festungspläne von D. in Kopien. Die müssen mit mir über die Grenze."

Wir händigten ihm 80 Rubel aus und begleiteten ihn zur Bahn. Aus Odessa sandte er uns, schon vom Schiff nach Bulgarien, einen letzten Kartengruß. Seine Flucht war gelungen.

Lange bange Wochen fürchteten wir, von der russischen Geheimpolizei verhaftet zu werden. Sollte Waljka etwa nur ein russischer Provokateur gewesen sein? Er war es nicht. Aber war er wirklich ein Spion Deutschlands und Österreichs? Wir wissen es nicht. Aber er war unser Freund. Wir glaubten nur seinem ehrlichen Wort, seinem Ehrenwort.

Damit aber standen wir schon auf seiten Deutschlands. Gegen Rußland. Alle anderen waren fremde Staatsangehörige.

Nur ich war ein Russe. Dazu im Besitz eines Militärbilletts. Auch die einzigen Söhne würden noch einberufen werden, hieß es. Ein Jahr später war es soweit.

Unsere Hauseltern steckte man in eine für die Internierten eigens freigemachte uralte Kaserne. Dort saßen sie bis zu ihrer Abfertigung nach Sibirien. Keiner durfte zu ihnen hinein. Wir standen vor dem Bretterzaun und winkten mit den Taschentüchern verabredete Zeichen über die Vorgänge in der Wohnung, die erst nur halb ausgeräumt war, hinauf in die Fenster. Ein Wiedersehen gab es erst nach vielen Jahren. In Stuttgart.

Aus Saratow kam ein Brief: die Redaktion der „Saratower Deutschen Volkszeitung" brauche eine frische Hilfskraft, ich könne sofort mit der Arbeit anfangen. Peter Sinner, unser vorderster Volksmann, schrieb, er habe, aus Petersburg zu Besuch nach Saratow gekommen, die Schubläden der Redaktion ausgeräumt und meinen Brief aus Lodz, vor einem Jahr geschrieben, entdeckt. Natürlich könne die „Volkszeitung" einen jungen Redakteur wolgadeutscher Herkunft brauchen. Er selbst müsse zwar sofort wieder nach Petersburg in sein Lehramt zurückkehren, könne mich somit nicht in die Arbeit einführen, aber wenn ich ein ordentlicher Wolgaer sei, dann solle ich nur kräftig zupacken. Mit Rat und Tat wolle er mir gern beistehen. Die „Volkszeitung" atme kaum noch.

Das Geld für die Reise hatte ich.

Aber etliche vierzig Werst vor Saratow verließ ich übernächtig den Zug. Die Steppenluft lockte. Noch einmal, bevor die neue Arbeit begann, Herbstwind um die Ohren zu spüren, schien zugleich ein Ansporn werden zu können. Hier, tief drin in der Steppe, lag ein wolgadeutsches Einzelgehöft. Dort war ich vorige Weihnacht

Hochzeitsgast gewesen. Die Freunde wollte ich wiedersehen. Einem Gaul die Mähne streicheln. Einen Wolfshund wollte ich wieder bellen hören. Gewiß waren auch schon Füllen da.

Schon seit Jahrzehnten hatte die Übervölkerung unserer Kolonien nicht nur zur Anlage neuer Dörfer gezwungen. Auch unzählige Einzelgehöfte, russisch Chutors geheißen, entstanden nah und fern von den Mutterkolonien. Aber auch sie verwandelten sich oft in neue Dörfer. Unser Bauerntum wuchs unaufhörlich über die alten und neuen Koloniegrenzen hinaus — in die russische Steppe, in die russischen Städte, eine Abwanderung, die schon lange vor dem Weltkrieg die Auswanderung nach Amerika stark übertraf.

Wo aber ein Chutor nur ein Chutor blieb, lag es in der fremden fernen Steppenlandschaft meist eigentümlich melancholisch da, und war doch auch eine deutsche Oase. Von dort und aus den Heimatdörfern holte sich jetzt im Krieg mit Deutschland gar mancher wolgadeutsche Städter neuen Mut, auch wenn er die tröstliche Geborgenheit des Zuhauseseins unter unseren Bauern nur noch vom Hörensagen gekannt hat.

Denn namentlich ein Chutorbauer galt als wagemutig und kampfbereit. Sich allein so weit in die russische Steppe als Ansiedler zu wagen, setzte auch Unternehmungsgeist voraus. Solche Chutors lagen auch weit weg von Eisenbahnen und Flüssen. Ein Chutorbauer begab sich willentlich auf viele Jahre in die Einsamkeit, wenn nicht gar für sein ganzes Leben. Nur seine eigene Familie zog mit ihm, vielleicht noch Knecht und Magd. Ein Haus und die Wirtschaftsgebäude mußten erst gebaut werden. Ein Jahr und mehr verging, bis alles unter Dach war. Und ein gutes Stück Geld mußte auch da sein. Pferde, Kühe, Schafe,

Hühner, Pflüge, Wagen und Mähmaschinen, sie kosteten schon einiges, auch wenn nicht alles erst gekauft zu werden brauchte. Bis zur ersten Ernte wollte alles leben und erhalten bleiben, und wer wußte denn im voraus, wie die nächste Ernte ausfällt?

Winters mußten die Flinten immer schußbereit dahängen. Wölfe kamen oft eher als freundliche Besucher. Kurz vor jener Hochzeit erst hatte der Chutorbauer einige erlegt. Die Gäste sahen noch ihre Blutspuren im Schnee.

1914 holte das Chutor seine erste Ernte herein. Was für eine Freude müsse da nun herrschen, wähnte ich.

Es war schon Herbst. Der langgestreckte graue Bahnhof von Atkarsk lag noch im Morgennebel. Krähen krächzten satt im Flug über die kalten Schienen. Ein verträumtes, dumpfes Kreisstädtchen, dieses Atkarsk. Mir fiel ein: hier war einmal Gogols „Revisor" der Held der Zeit geworden. Hier hatte er die Menschen geblufft. Dafür ist Atkarsk berühmt geworden.

Bis zum Chutor mochten es an die dreißig Werst durch die Felder sein. Ich suchte mir einen russischen Fuhrmann. Der wickelte mich, weil es noch kalt war, in eine Filzdecke ein; die alten unter den Jamschtschiki taten das gern so. Aber schon bald wärmte die Sonne herunter. Unterwegs begegneten wir Ochsenkarawanen. Sie brachten Getreide in die Mühlen und Städte. Das Land war weithin umgepflügt. Die Äcker belebten die Ebene.

„Sind wohl ein Njemez, ein Deutscher?" fragte im Gespräch der Jamschtschik, den Fremden neugierig prüfend.

„Ganz recht", bejahte ich. Und nach einer Weile: „Ist das so schlimm, Alter?"

„Ach Gott", erwiderte er, „wie es einer heute trägt."

„Somit doch sehr schlimm?" beharrte ich.

„Nun je, wohl nicht gar so sehr", gab er ausweichend zurück, „nicht ich sage das. Nur, meine ich, kümmern sich die Hermanzy nicht darum, ob in unserem Rußland auch Njemzy leben, sonst würden sie mit uns nicht diesen schrecklichen Krieg angefangen haben. Ich denke manchmal so. Oder habt ihr Njemzy mit den Hermanzy nichts zu tun? Ist das vielleicht nur Lüge, was so von euch und den Hermanzy erzählt wird, daß sie euch in ihren Schutz nehmen wollen?"

Ich sagte:

„Zu tun nichts, natürlich nicht. Wir leben ja schon 150 Jahre nicht mehr in Germanien. Die Germanzy sind ja ganz andere Menschen als wir."

„Schlechtere?" fiel der Jamschtschik mir ins Wort. „Trotzdem steht ihr ihnen bei?"

„Ich sage ja gar nicht, daß sie schlechter sind", rief ich, „und womit helfen wir ihnen denn?"

„Die Leute sagen, die Kolonisten schicken jede Woche einen Eisenbahnzug voll Mehl an die Hermanzy", war seine Antwort.

„Das ist bestimmt Unsinn", widersprach ich, aber doch neugierig geworden, „soll denn das die Regierung in Petersburg nicht bemerken?"

„Petersburg", erwiderte der Alte gemächlich im Spott, „Petersburg, da lasse du nur andere sorgen! Es ist vielleicht auch nicht wahr. Aber das ist wahr," — dabei drehte der Alte sich ganz zu mir um — „das ist wahr, daß, wenn die Hermanzy euch finden im Zarenheer, dann schießen sie euch genau so tot wie die Russen. Und was für Barbaren sind das! Die haben ja Kanonen, so groß wie eine Dorfkirche, und die deutschen Kirchen sind ja viel höher als unsere. Wo soll denn das hin? Ihr Njemzy müßt uns Russen einfach beistehen, wenn sie kommen, da ist nichts

zu reden. Im einzelnen und im allgemeinen gesagt, auch die Luftschiffe sind sozusagen ein rechtes Teufelswerk, und überhaupt der Krieg, pfui!"

Er spuckte aus, trieb die Pferde an und schwieg.

So, halb im launigen Gespräch, halb feindselig redend, fuhren wir noch mehrere Stunden und langten endlich am Chutor an.

Die Fenster des Wohnhauses waren mit Brettern vernagelt. Die Stalltüren waren geschlossen. Alles Leben auf dem Gehöft schien ausgestorben zu sein.

Da trat aus der Tür eines Getreidespeichers ein Wächter hervor. Wir fuhren näher. Es war einer von jenen greisen Steppenhirten, die, weil sie schon zu alt sind, nicht mehr die Herden hüten, sondern die Arbusenäcker bewachen, jahraus, jahrein, bis in den Tod in Strohhütten wohnen, nur noch mit ihren Hunden zu reden bereit sind. Ein Russe. Aber zeitlebens im Kolonistendienst gewesen. Ein treuer Freund somit.

„Sind wohl zu Gast gefahren?" fragte ich ihn nach dem befreundeten Ehepaar.

„Wohin denn zu Gast?" murrte der Hirt. „Zu Gast in den Krieg ist der Herr gefahren. Er mußte weg!"

„Und die junge Frau?" fragte ich weiter.

„Bei ihren Eltern in Kresty", erwiderte er, den russischen Namen der Kolonie Frank nennend, „hat ein Kind erwartet. War nur kurz, das Glück hier. Die Hochzeit liegt noch kein volles Jahr zurück."

„Weiß ich, Onkelchen", dankte ich.

„Und nächstes Jahr ist keiner da, der was aussät. Wer sollte es denn tun?" bedauerte der Hirt. —

Dann fuhren wir nach Atkarsk zurück.

Als ich dort den Jamschtschik entlöhnte, kratzte er sich nachdenklich im struppigen Bart. Dann brummelte er, das

Geld einsteckend, als wolle er mir aus Dank einen väterlichen Rat geben:

„Siehst du nun, Bruder! Es ist genau so, wie ich sage: beistehen müßt ihr uns, nicht den Hermanzy. Was wollt ihr denn tun, wenn sie euch die Chutors und die Kolonien nehmen?"

„Deshalb bin ich dir noch kein Bruder!" fuhr ich ihn an, denn seine Rede schien nun gar pure Rechthaberei zu werden. Aber es tat mir sogleich leid.

Der Alte sah mich mit feuchten Augen an.

„Verstehe mich doch recht, Barin", sagte er bewegt, „ihr Jungen alle könnt nicht von Glück reden, ob es Njemzy sind oder Russen. Und warum? Ihr müßt jetzt in einem Jahr so viel lernen, wofür wir Alten ein ganzes Leben lang vor uns hatten. So viel Kummer auf einmal! Das führt zu keinem guten Ende. Wenn es geht, Barin, fahr wohl!"

Dann ging er zu seinen Pferden zurück und fuhr davon.

„Fahr wohl, Väterchen!" rief ich ihm nach.

. . . . . .

Noch heute will mir scheinen, als ob ich an jenem Tage etwas zu erfassen versuchte, das ich aber nicht erfassen konnte. Irgendein unsäglich Anderes glimmerte auf.

Heute weiß ich, was es war.

Vernagelte Fenster und Türen eines jungen Chutors in der Steppeneinsamkeit, das ist ein Friedhofsbild, und mehr.

Von deutscher Hand ist um jenes Chutor herum seitdem kein Korn mehr gesät worden.

Schon damals begann die Zerrüttung unserer Volkskraft.

Von den Chutors her schlich das Unheil heran.

Auf den Chutors begann es.

Auswandern

Für den Sommer 1914 hatten die Wolgadeutschen eine erste große Volksfeier vorbereitet. Hundertundfünfzig Jahre bestanden die ältesten Kolonien. Doch fast auf den Tag fiel die deutsche Kriegserklärung an Rußland mit unserer Geschichtswende zusammen. Ironie des Schicksals?

Die Volksfeier unterblieb. Die Ernte einer 150jährigen Koloniengeschichte war nicht die Sammlung des Volkswillens zu neuer Friedenskultur. Ein Kampf um Leben und Tod war es. Meldereiter jagten durch die Steppen und forderten die Bauern auf:

„Ihr sollt in den Krieg ziehen!"

Anderthalb Jahrhunderte und mehr hatte die Friedensfreundschaft zwischen Petersburg und Berlin gewährt, jetzt mußten unsere Männer im russischen Kriegsdienst die Waffe gegen Deutschland erheben. Und wie eng doch war die Entwicklung der deutschen Steppensiedlung in Rußland mit der alten Kaiserfreundschaft verbunden gewesen! Herrschte zwischen den Kaiserreichen Einvernehmen, atmeten auch unsere Vorfahren und Väter frei. Belegte aber Deutschland die Getreideeinfuhr aus Rußland mit Schutzzöllen, wie es 1880—1887 geschah, dann bezichtigte der russische Innenminister die deutschen „Ausländer" an der Wolga der Widerspenstigkeit gegen russische Kultureinflüsse.

„Ausländer"? Sie waren russische Untertanen seit dem Tage ihrer Einwanderung unter der Großen Katharina. Sie waren anfangs der siebziger Jahre des verflossenen

Jahrhunderts zum Soldatendienst verpflichtet worden, entgegen dem Versprechen der Großen Katharina, daß ihre Militärfreiheit ewig währen solle. „Na wetschno", hatte Katharina verfügt, „für ewig". „Na wek", legten nachher die Slawophilen es aus, „für ein Jahrhundert". So berichteten unsere Großväter. Sie hatten viele Söhne in den Kriegen mit der Türkei und mit Japan verloren. Und zählten doch zum verfemten „inneren Feind". Und im Krieg mit Deutschland nun vollends. Ohnehin mochten etliche tausend Kolonistenjungen im erzwungenen Garnisondienst stehen. Jetzt sollten weitere Tausende von den Feldern und Höfen geholt und in den russischen Kriegsrock gesteckt werden. O ja, sie konnten schon tüchtige Soldaten abgeben. Soldaten aber gegen Deutschland?

Anstatt darum frisch auszuholen für weitere Jahrhunderte Lebenskampfes um die Wolgaheimat, sprachen nun unsere Bauern:

„Man hätte auswandern sollen, nach Amerika auswandern!"

Ungezählte Tausende waren seit der Einführung der allgemeinen Heeresdienstpflicht in Rußland über den Atlantischen Ozean gezogen. Legenden sponnen sich um ihr Glück in der Neuen Welt. Und Dorfchroniken berichteten vom Wagemut der ersten Auswanderer.

Da waren, hieß es, die Draufgänger von Wolgaruh. Kann sein, daß es anders war, als die Chronik erzählt. An der Wahrheit ändert das keinen Faden.

Die Bauern von Wolgaruh haben niemals nach fremdem Ackerland geschielt; sie hatten selber genug vom aller-

besten. Auch ihre Kinder brauchten sie nicht auszusiedeln, nicht in die Kirgisensteppen, nicht nach Sibirien und nicht nach Turkestan; der Menschenüberfluß baute sich allezeit Häuser am Dorfende, so daß Wolgaruh das größte und reichste deutsche Wolgadorf war — und kein Mushik kann daran auch nur eine Arschin ändern.

Aber vor 50 und 60 Jahren, da fing eine große Auswanderung an. Die Lorgaste von Wolgaruh waren die ersten. Von ihnen kommt sie her.

Der Bauer Heinrich Lorgast hat nur zwei Söhne gehabt, und einer mußte zu den Soldaten. Die Weibsleute kreischten entsetzt auf, als der Konrad sich drangelost hatte. Aber der Alte kommandierte: „Ruhe!"

Und als die Weiber sich ausgeweint hatten, da sagte Heinrich Lorgast:

„Zum erste gehe ich bein Pastor."

Das war um die Vesperzeit.

Der Pastor Laurentius Fröhlich saß in der Laube seines Hofgärtchens und blinzelte in den warmen Herbsttag. Ein Schläfchen wäre es beinahe geworden, so friedsam war die Stille ringsum. Nur ein Marienfädchen senkte sich auf ihn herab. Da schlug sein Wolfshund an. Und vor dem Pastor stand der Bauer Heinrich Lorgast.

„Ei, willkommen!" rief überrascht der geistliche Herr. „Herein, herein! Seid gegrüßt in meiner Laubhütte! Ein köstlicher Tag heute, Nachbar, wie?"

„Guten Tag, Herr Pastor!" erwiderte gemessen der Bauer, „awwer der Deiwel soll ihn hole, den heutige Dag!"

Und den knurrenden Pastorshund zur Seite drängend, trat Heinrich Lorgast in die Laube.

„Kusch, Hektor!" befahl Laurentius Fröhlich dem Tier. „Aber was macht Euch so zornig, Bauer, daß Ihr flucht?"

„Drangelost hat sich mein Konrad", antwortete bitter der alte Lorgast, „und das ist das Unglück. Und darum frag ich Euch, Herr Pastor, hat iwwerhaupt die Kriegsdienerei den Segen Gottes?"

Einen Augenblick wußte der Pastor keine Antwort. Aber dann sprach er gestreng im würdigen Kanzelton:

„Nun, nun, Eure Frage, Bauer, habe ich vorausgesehen. Lest in der Bibel nach. Alle Obrigkeit ist von Gott!"

„Dann fahr ich bein Gouverneur!" trotzte Lorgast.

„Wird nichts helfen!" lachte der Pastor. „Der Ukas kommt aus Petersburg."

„Dann fahr ich bein Kaiser!" schlug Lorgast zornig mit der Faust auf den Tisch und wandte sich stracks zum Gehen.

„Zu was für einem Kaiser?" fragte höhnisch der Pastor. „Zum russischen oder deutschen?"

Ihm mißfiel die Sprache des Bauern. Aber Heinrich Lorgast erwiderte unerschrocken:

„Bein russische, bei welche dann? Der deutsche Kaiser hat mit uns nix mehr vor, sonst tät er dawiderreden, daß wir Kolonisten dem russische so mir nix dir nix Soldate stelle musse. Der weiß, mein ich, iwwerhaupt noch net, daß do an der Wolga Kolonisten lewe. Und den neue Ukas hat der russische Kaiser unnerschriewe, und beim russische auch fahr ich. Ich will doch mal sehe, ob ich net die Sach umwerf, wann Ihr net Rat wißt. Adieu, Herr Pastor!"

„Kauft doch den Konrad los!" rief der Pastor dem Bauern unwillig nach.

Er kannte die Lorgaste; was die vorhaben, führen sie auch aus, und wenn die Deichsel bricht.

„Kauft ihn los!" rief er noch einmal. „Geld habt Ihr genug. Gebt dem Natschalnik oder dem Gouverneur 5000 Rubel und laßt Gras drüber wachsen. Das ist mein bester Rat für euch Kolonisten alle!"

Das aber brachte den alten Lorgast erst recht aus der Fassung. Er kam ein paar Schritte zurück und wetterte in die Laube hinein:

„Ei, was sagt Ihr da, Pastor? Loskaufe? Ja, habt Ihr denn net uff Eure baltische Universität gelernt, Herr Fröhlich, Herr Pastor, daß wir Koloniste den Russe kein Recht abzukaufe brauche? Die Militärfreiheit hat uns noch die Große Katharina selwer für ewig gewwe, und da ist nix zu rede driwwer von Loskaufe, net beim Natschalnik und net beim Gouverneur. Und das sag ich Euch: wann der Kaiser net den Ukas zurücknimmt aus unsere Kolonie, nachher sorg ich dafür, Pastor, daß alle Koloniste wieder nach dem Deutschland heimmache, alle, bis uff der letzte Mann. Ewwer erst probier ich in Petersburg. Erst will ich mit dem Kaiser driwwer dischkeriere."

Und damit schritt der alte Lorgast aus dem Hofgärtchen hinaus auf den Kirchplatz und über die Breite Straße hinunter auf seinen Hof.

Das war im Herbst des Jahres 1878. Die Gärten standen im buntfarbenen Laub da und still. Über den Feldern um Wolgaruh sammelten sich die Zugvögel zum Flug nach dem Süden. Ihre Ernte hatten die Bauern schon in den Scheunen, und manchmal waren schon Frostnächte im Wolgaland.

In jenem Herbst hatten die Kolonisten zum dritten Male Soldaten stellen müssen. In den russischen Kreisstädtchen mußten die deutschen Burschen aus den Kolonistendörfern mit den jungen Mushiken, als hätten sie niemals ein Privileg gehabt, vor die Zettelkästen treten. Und wer sich dranloste, kam in sechs Jahren nicht mehr nach Hause.

Von Herbst zu Herbst wuchs der Unwille der Kolonisten ob ihrer Entrechtung. Nicht genug damit, daß die Russen sich schon lange in ihre Dorfsachen einmischten, jetzt verdrehten sie auch noch das Privileg von 1763. Aber die Russen wollen es dem Deutschland wieder nachmachen! Deutschland hatte über Frankreich gesiegt, und es hatte die allgemeine Militärpflicht bei sich eingeführt. Und so mußten auch die Wolgakolonisten zu den russischen Soldaten. Ja, wären sie noch in Deutschland gewesen, dann hätten sie nicht gemurrt. Aber die Große Katharina hatte sie befreit von der Militärpflicht. Und wo nun der Kaiser Alexander die Kolonisten nicht leiden mag, da sollten sie noch bei seine Soldaten?

Und darum, in jenem Herbst, machte sich der Großbauer Heinrich Lorgast auf nach St. Petersburg. Es würde eine lange Reise werden, das wußte er, und er steckte sich 3000 Rubel ein, denn die Lorgaste gehören nicht zu jenen, die leicht hergeben, was ihnen an Menschenrecht gehört. Und die Militärfreiheit war ihr kaiserliches Bauernrecht noch aus jener Zeit, da die Einwanderer aus der Pfalz und aus Hessen sich Erdlöcher in den wilden Steppenboden der Wolga graben mußten, um darin zu wohnen, denn ein Paradies hatten ihnen die Agenten der Großen Katharina versprochen; aber als sie hinkamen, da war es eine dürre Nomadensteppe, ein leeres Land, nur mit Gras bedeckt und voll der wilden Tiere und Menschen. Aber hatten die Kolonisten nicht doch die Wolgasteppe urbar gemacht? Waren sie nicht schon dadurch für ewig vom russischen Kriegsdienst frei geworden, daß sie im Kampf mit den Kirgisen und Kalmücken viele tausend Männer, Frauen und Kinder hinopfern mußten, und die anderen Zehntausende dazu, die an Seuchen, am Hunger und an der Winterkälte gestorben sind? Und ist nicht heute das deutsche Wolgaland das fruchtbarste im ganzen Russenland?

„Das alles werd ich dem Kaiser in Petersburg vorhalte", nahm sich der alte Lorgast vor. Und er fuhr ab.

In St. Petersburg traf er zwei Tage vor Weihnachten ein. Er ging durch eine große Tür in das Ministerium für die Kolonien, und in einem kleinen Zimmer mußte er warten, bis ein Natschalnik kam.

„Nun, was gibt es?“ fragte dann ein Natschalnik.

„Ei“, sagte der Wolgabauer höflich, „den Ukas will ich mit meine eigene Auge sehe, den, wo der Kaiser selwer unnerschriewe hat, den mit den Soldate von uns Wolgakoloniste.“

Der Natschalnik nahm den Bauern beiseite und sagte geheimnisvoll:

„Hundert Rubel.“

„Fünfhundert geb ich“, erwiderte der Wolgabauer.

„Sehr schön“, sagte der Natschalnik, „aber wozu braucht Ihr den Ukas zu sehen?“

„Wozu?“ fragte der Wolgabauer. „Ei, dazu: wenn es wahr ist, daß der Kaiser so ein Ukas unnerschriewe hat, will ich selwer mal mit dem Kaiser dischkeriern!“

Und der Natschalnik sagte noch geheimnisvoller:

„Tausend Rubel.“

So kam der alte Lorgast zum Kaiser Alexander.

Im Winterpalais, dort hat es sich zugetragen.

„Wie ich jenemals dem Natschalnik tausend Rubel gewwe hat“, erzählte in späteren Jahren der alte Lorgast selbst — und seine Kinder in Nordamerika haben es aufgeschrieben — „sellemal also hat der Kaiser Alexander grad Weihnachtsbesuch gehabt von viele Mushike und allerhand so Leut, und ich war dabei. Weil's grad Weihnachte war, wollt der Kaiser den Mushike was net is Gutes tue, und ich war dabei. No, also mir stehe all so newenander in eine große Prunksaal, großartig ausgeschmückt, mit viel Lichter und mit eim große Christbaum, und uff einmal

kommt er, der Kaiser. No, die Mushike natürlich, die lasse sich, haste nix gesehe, platt uff die blanke Bohle falle, stelle sich uff die Knie und bumse mit de Köpp uff die Bohle. No, die Mushike mache das ja so, dös wißt ihr ja, Kinner, und erst recht vorm Kaiser. Also der Kaiser sagt: »Strastje, strastje, was für ein Geschenk wollt ihr, Leut?« Ewwer kaum hat er dös gesagt, sieht er, daß ich net uff de Knie lieg und net mit de Stirn uff de Bohle rumwerke. Und do kimmt er jo direkt uff mich zu und sagt: »Dös wußt ich doch gleich, daß du ein Wolgakolonist bist. Die hun all steife Rücke, die wolle all kein Russe sein. Ewwer, Herr Gast«, sagt er, »dös sag ich euch: dös mit denne Soldate, do werd nix draus! Der Ukas ist unnerschriewe, und wer nicht gehorche will, der kann sich aus meim Land marschiern. Zehn Jahre derft ihr Koloniste auswandere, und dös ist mein letztes Wort.« Und nachher dreht der Kaiser Alexander sich rum und gung naus. Weg war er. Ewwer schön deutsch hat er geschwätzt, alles was wahr ist. Hochdeutsch, richtig wie der Pastor. Ewwer uns Wolgadeutsche will er zu Russe vermantsche, sowas Verdrehtes! No, ich sein auch nausgange und sein wieder an die Wolga zurückgemacht. Dös St. Petersburg hat bei mir ausgespielt. Mit dem wollt ich nix mehr, awwer auch gar nix mehr zu schaffe habe.“

Ziemlich verstört kam danach der Bauer nach Saratow zurück, das muß gesagt werden. Aber immer deutlicher sah er vor Augen, daß der Kaiser das Tuch zwischen ihm, dem Bauern Lorgast, und sich, dem Kaiser von Rußland, für alle Zeiten zerschnitten hatte.

„Bist du ein Zar, bin ich ein Kolonist“, sprach sich der alte Lorgast Mut zu, „bist du ein Russ', bin ich ein Deutscher; hast du ein Ukasrecht, hab ich ein Heimatrecht; aber du mußt in Petersburg sitzenbleiben, wenn du was sein

willst, und ich kann überall in der Welt was sein, wenn ich nur fleißig bin. Und eine neue Heimat schaffe ich mir, Kaiser von Rußland, eine neue Heimat finde ich, Kaiser Alexander, einen Hof und den Acker dazu richte ich mir wieder ein — aber wo? Wo? Wo?"

So sprach zu sich der alte Lorgast noch, als er schon in Saratow war und in einem kolonistischen Einkehrhof abstieg. Noch war er mit sich nicht einig, wohin, in welches Land oder in welchen Erdteil er mit seinen Kindern ziehen soll. Und nicht nur mit seinen Kindern. Wie hatte er zu dem Pastor gesagt? „Ich sorge dafür, daß alle Kolonisten, alle, bis uff der letzte Mann, wieder heimmache nach Deutschland, wann der Kaiser den Ukas net zurücknemmt aus unserne Kolonie." Aber wie wäre es mit Nordamerika? Ja, der Teufel, Heinrich, wie wäre es mit Nordamerika? — fragte sich der Bauer.

Nun, wenn einmal eine große Sache geschehen ist, erscheint sie nachher um so einfacher, je weiter sie zurückliegt. Als Heinrich Lorgast noch so mit sich selbst um die Zukunft rechtete, im Einkehrhof in Saratow, da findet er im Gastzimmer ein deutschländisches Zeitungsblatt. Die Wolgakolonien hatten damals noch keine eigene Zeitung. Fremde lasen sie. Zeitungen aus Petersburg, Zeitungen aus Odessa, Zeitungen aus Riga, aus Berlin, aus Leipzig. Aber eine Hamburger Zeitung hatte Lorgast noch nicht gesehen.

Im Einkehrhof aber hing eine Hamburger Zeitung aus. Und darin hat es gestanden. Wer Geld hat, hat da gestanden, findet in Amerika eine glückliche Zukunft. Sogar eine Schiffsgesellschaft bot sich an, die Leute nach Nordamerika zu bringen, ohne Unheil, ohne Gefahr und mit viel Bequemlichkeit. Neue Schiffe sind gebaut worden, und nur drei Wochen fahren sie von Bremen oder Libau nach New York.

„Libau? Libau", denkt der alte Lorgast, „das ist doch noch in Rußland. Da kann man direkt von Saratow hinfahren."

Denkt es — und setzt sich wieder in den Zug und fährt nach Libau.

Im Schiffskontor in Libau hat Heinrich Lorgast die Sache abgemacht. Die Leute dort hatten große Karten von Nordamerika. Lorgast betrachtete sie lange, konnte sich aber zu nichts entschließen.

„Etwas einsam, so ohne deutsche Nachbarn", sagte er zu den Leuten.

„Nun", erwiderte man ihm, „zum Beispiel in Dakota, dort leben schon allerhand Deutsche, mehr aus Deutschland freilich, aber auch Kolonisten, Farmer sagt man dort, auch schon viele Jahre. Die Leute dort haben sogar ihre eigene Zeitung seit zwei Jahren, hier, die da, die »Dakota Freie Welt«."

„So, so", nickt bedächtig der Wolgabauer. „Also jetzt, Kaiser Alexander, geb ich ein Ukas!"

Und im gleichen Augenblick wandte er sich zu den Leuten im Libauer Schiffskontor und sagte laut und vernehmlich:

„Hier lege ich euch 500 Rubel auf den Tisch. Dafür soll die Zeitung ein halbes Jahr lang an jeden Bauern in Wolgaruh geschickt werden. Wir wandern alle aus!"

Und es geschah so. Das halbe Dorf war nach einem Jahr leer. Im nächsten Jahr fuhren auch von der Wiesenseite 300 Familien nach Nordamerika. Im dritten Jahr waren es aus allen Wolgadörfern 8000 Seelen, so daß der russische Kriegsminister dem Kaiser Alexander Bericht erstattete. „Wir kommen um ein gutes Kriegsvolk", hat er gesagt. Aber wer fort war, war fort für ewig.

Und wo immer ein Trupp Kolonisten aus den Wolgasteppen fortgemacht ist nach Amerika, da klang es von

den polternden Wagen jedesmal im Chor laut durch das Land:

Die Abreis' aus Rußland,
Die fällt uns nicht schwer;
Der Kaiser Alexander
Gibt die Freiheit nicht mehr.
Er will nur Soldaten;
Und die sollen verraten
Uns selbst und noch mehr.
Jetzt ziehen wir lustig
Nach Amerika aus;
Dort bauen wir jeder
Ein backsteinernes Haus.
Dort finden wir Freiheit
Und Heimat zugleich.
Adieu, Kaiser Alexander
Im russischen Reich!

Siedlerfesten

Seit dem Kriegsbeginn war nicht nur jeder Gedanke an eine Rettung durch das Auswandern zwecklos, sondern die Rettung war allein von der Selbstbehauptung durch die auf das äußerste angespannte Volkskraft zu erwarten. Die 450000 Einwohner unserer Kolonien standen in einer Notwehr, wie ihre Geschichte sie ihnen bis dahin noch nicht aufgetragen hatte.

Der Kampf um Bodenrecht und Volkstum hatte schon in den ersten Jahren der Ansiedlung begonnen. Unsere Vorfahren aus Hessen, Bayern, Württemberg, aus Sachsen und der Pfalz hatten ja 1764 am Unterlauf der Wolga nicht nur ein gänzlich wildes, wenn auch unabsehbares und vielverheißendes Siedlungsgebiet vorgefunden, sondern waren auch zu langwierigen und blutigen Kämpfen mit Nomaden gezwungen. Das ihnen von Katharina II. verliehene Bodenrecht wurde ihnen von Kirgisen, Kalmücken und Baschkiren abgestritten. Gleichsam mit Schwert und Kelle mußte der Siedlungsbau begonnen werden. Die Überlieferung weiß aus jenen Jahren von großen Heldentaten der Kolonisten, friedlichen wie kriegerischen, zu berichten. Nicht selten mußten sie im Verein mit den Schutztruppen der Zarin von der Verteidigung zum Angriff gegen die Nomaden übergehen, um das ihnen geraubte Vieh oder die in der Gefangenschaft leidenden Angehörigen zurückzuerobern. Mit der Niederschrift dieser Erfahrungen begann auch unsere kleine Volksliteratur. Eines der ergeifendsten Zeugnisse ist die auch im Druck erschienene

Geschichte vom Kirgisenmichel und der schönen Ami. Heldentum und Poesie, Entbehrung und Verzagtheit und schlichte Familien- oder Dorfchroniken, sie verflochten sich miteinander. Auch die Räuberbanden des Donkosaken und Rebellen Pugatschow, der ein Kaiser werden wollte, verheerten viele Dörfer. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hausten in den Steppen und Wäldern Räuber und Wölfe.

Erst Jahrzehnte nach der Ansiedlung begann der wirtschaftliche Aufstieg. Die Bevölkerungszahl nahm nicht mehr ab, sondern wuchs so an, daß neue Kolonien gegründet werden mußten. Nur der kameradschaftlichen Zusammenarbeit unserer Väter und der Angewiesenheit auf ihre eigene Volkskraft ist der Aufstieg zu verdanken.

Waren die frühesten Jahrzehnte überreich an Gefahren und Kämpfen gewesen, so herrschte nach der Verdrängung der Nomaden die friedliche, mühevolle Kleinarbeit vor. Von Haus aus schaffensfroh und fröhlichen Gemütes, aber kräftig dreinschlagend, wenn es anders nicht ging, gewannen die Kolonisten zu altem Gut neues.

Das ist wahrlich nicht leicht gewesen. Was allein die „Totmacher", die Schneeorkane, oft noch in das herrlichste Frühjahr einbrechend, zerstört haben, ist für alle die vielen Jahrzehnte auch nicht annähernd zu schätzen. Wie die „Totmacher" wüteten, schildert anschaulich eine Wiesenseiter Dorfchronik aus dem vorigen Jahrhundert:

„Am 27. April 1833, nachmittags, erhob sich ein rauher Ostwind, welcher bis in die späte Nacht heftig wehte. Ruhig pflügte der Landmann seinen Acker in den nahen und fernen Feldern. Am Abend spannte er seine Pferde wie gewöhnlich aus, tat sie auf die Weide und begab sich mit den Seinigen, müde von des Tages Last und Arbeit, in sein Gezelt zur Ruhe. Der Wind wurde jedoch heftiger, und gegen

1 Uhr nach Mitternacht brachte er Schnee mit sich, der die Ruhenden in ihren Gezelten weckte und stark bedeckte. Durch die Heftigkeit des Sturmes wurden mehrere Zelte niedergerissen. Das Dunkel der Nacht, das Wüten des Windes, der stark fliegende Schnee aber erlaubte keinem unserer Mitbürger, seine Lagerstätte zu verlassen. Der Tag brach an, aber leider mit ihm auch Sturm und Schnee heftiger und so anhaltend, daß er den ganzen Tag des 28. April bis abends 7 Uhr fortwährte. Viele der Menschen, durchnäßt und durchkältet, suchten ihr Leben durch Flucht zu retten bei ihren Dreschtennen, nahegelegenen Erdhütten. Traurig war der Auszug dieser Wanderer. Ein jeder arbeitete sich unter dem Schnee hervor und eilte seinem Zufluchtsort zu. Der Vater ohne Stiefeln und Mütze, welche unter dem Schnee vergraben lagen, mit zugleich durchnäßten Kleidern trug er seinen minderjährigen Sohn oder Tochter auf dem Rücken; der Bruder den Bruder durch Sturm und Schnee, selbst zweifelnd, den Zufluchtsort der Sämländen (Erdhütten) lebendig zu erreichen. Atemlos und von Kälte blau und halb erstarrt kam die Menge in den Erdhäusern an und verharrte bis auf weiteres. Eine kummervolle Nacht mußten sie durchleben. Der enge Raum, der von dem eingedrungenen Schnee durchnäßte Fußboden und die durchnäßten Kleider der Armen versetzten sie in eine höchst traurige Lage. Dazu kein Licht, keine Feuerung und dazu das Geschrei der Kinder nach Brot, alles dieses durchschnitt den Vätern das Herz. Nur einer kleinen Anzahl glückte es, ihren Wohnort zu erreichen, und diese waren es denn auch, die die Trauerpost des Elends mit in die Kolonien brachten. Hatte man noch nicht wehklagt, so begann man nun. Die Glocken wurden für die Irrenden in der stürmischen Steppe, als Zeichen ihrer Richtung nach der Heimat, gezogen. Großeltern hörte man klagen über das Schicksal

ihrer Söhne und Enkel, und Weiber beweinten laut dasselbe ihrer Männer und Kinder.

Am 29. dieses Monats war es ruhig und stille. Alles eilte hinaus mit Kleidern und Nahrungsmitteln, die noch Lebenden zu erquicken. Und was fanden sie? Steppen und Gräben voller toter Pferde, die Ihrigen teils in Sämlänken und teils unter dem Schnee in den Zelten halb erstarrt und schwach, doch mit wenig Ausnahmen noch alle am Leben. Nachdem die Lebenden sich erholt hatten, suchten sie ihre Pferde. Nur die wenigsten aber waren so glücklich, die ihrigen alle zu finden. Mit tränenden Augen fanden einige alle ihre Pferde in Gräben und Schnee stecken, und meistens betraf dies harte Los die ärmsten Menschenklassen.

Der Schaden wurde in allen Kolonien geschätzt. Will daher einige Satzungen anführen, woraus man sehen und leicht schließen kann, wie groß der Schaden auch der übrigen unbenannten Kolonien gewesen ist. Fünf Kolonien: Katharinenstadt, Boaro, Ernestinendorf, Philippsfeld und Canau. Erstlich Katharinenstadt hat an Hornvieh und Pferde einen Verlust von 15531 Rubel. Boaro 12838 Rubel, Ernestinendorf 3637 Rubel, Philippsfeld 4964 Rubel und Canau 2950 Rubel. Summa dieser Kolonien 39920 Rubel. Und so war es auf der ganzen Wiesen- und Bergseite des Stromes Wolga, plätzweise minder und plätzweise mehr."

100 und mehr Kolonien gab es damals. Rechnet man den Verlust, wie in dieser Chronik mitgeteilt, mit etwa 8000 Rubel je Kolonie, so vernichtete jener Schneeorkan in 24 Stunden Hornvieh und Pferde im Gesamtwert von 800000 Rubel. Nicht ohne Grund nennt unser Volksmund diese Stürme „Totmacher". Sie kehrten oft wieder. Dieselbe Chronik sagt noch:

„Ebenso traf das folgende Jahr 1834 den 15. April demselben ein sehr ähnliches Wetter ein, ein ebenso gewaltiger Sturm und Schnee, nur daß es nicht so kalt war, und hielt es nicht so an und deshalb keine Menschen und wenig Vieh zugrundegegangen sind." Einige dieser Stürme übertrafen alles. Der „Norkaer Totmacher" auf der Bergseite 1886 lebt noch heute im Gedächtnis des Volkes, obwohl eine Chronik über ihn nicht geschrieben worden ist.

Die Wolgaheimat beansprucht nicht nur die körperliche Kraft des Menschen, sondern ebensosehr auch seinen ganzen Glauben an die Bewältigung ihrer Schicksalsmacht.

Die neue Heimat ließ nicht zu, daß die Kolonisten nur arbeiteten; sie mußten schaffen. Das ist auch in die Sprache übergegangen. Der Wolgakolonist sagt nicht „ich arbeite", sondern nur „ich schaffe". Und er hat vieles geschafft. Das Handwerk fand goldenen Boden. Schule und Kirche gediehen. Der Handel dehnte sich aus. Und wahrscheinlich wären unsere Kolonien schon erheblich früher zur Vollblüte gelangt, hätten die russischen Kolonialbehörden ihnen nicht den wirtschaftlichen Verkehr mit der russischen Umgebung verboten, um die leibeigenen Mushiki von der Nachahmung des freien wolgadeutschen Siedlerwerkes abzubringen. Hinzu kam dann die Bedrängnis durch den slawophilen Deutschenhaß. Das Wolgadeutschtum sollte, gleich den anderen Völkerschaften, in der großrussischen Kultur aufgehen. Aber es widersetzte sich.

Nun, im Krieg mit Deutschland, blieben die Wolgakolonisten erst recht das, was sie seit alters waren: deutsche Ackersleute. Reizte man sie, so preßten sie die Lippen nur um so fester zusammen. Der Charakterzug ist ihnen in das Gesicht gegraben. Gegenüber Willkür und Entrechtung glaubten sie fest an den endlichen Sieg der Gerechtigkeit. Sie waren gottesfürchtig und in ihrer Vereinsamung naiv zutraulich zu dem Geschehen in der großen Welt.

Unentwegt, mit kräftiger Hand und sicherem Blick hatten sie die beste Volkswirtschaft im ganzen Wolgabecken entwickelt. Die Erzeugnisse ihres Landes, ihrer Mühlen, Fabriken und Hauswerkstätten fanden reichen Absatz in Rußland. Auf der Wolga beförderten eigene Schiffe und Barken die Güter zum Verkauf bis hinauf nach Nishni-Nowgorod, flußabwärts aber bis nach Astrachan und, auf dem Kaspischen Meer, bis nach Baku und Persien. Nimmer rastend, erwarben sie in fernen Gegenden Rohstoffe und verarbeiteten sie zu gesuchten Waren. Handel und Industrie ganzer Städte an der Wolga stellten ihre Arbeit auf das Wirtschaftsleben unserer Kolonien ein, standen mit der entdeckerischen wolgadeutschen Regsamkeit im Wettbewerb und erwarben sich zusammen mit uns bedeutenden Reichtum. Die landwirtschaftliche Erzeugung gewann starken Einfluß auf ganze Zweige des Wirtschaftslebens Rußlands.

Jetzt aber befanden sich die über 200 Dörfer in einer Kriegsnot und Volkswehr von unsäglicher, nie gekannter Härte. Sie mußten Soldaten an die Zarenarmee geben, und waren doch bis in den Tod verhaßt, weil sie deutsch waren. Sie waren Deutschland völlig unbekannt und fühlten sich ihm doch verbunden. Und wenn diese Verbundenheit sich jetzt bis zum Pflichtgefühl steigerte, so stand diesem Pflichtgefühl doch die russische Untertanenpflicht gegenüber. Wie sollten sie beides so ganz allein in den Wolgasteppen tragen können? Als ein deutsches Kolonistenvolk, das in 150 Jahren in der Geschlossenheit seiner Siedlung noch nicht russisch zu sprechen gelernt hatte, konnten sie keinen Krieg gegen Deutschland für gerecht halten. Aber als Untertanen des Zaren mußten sie Blutopfer bringen. Es gab nur den einzigen Trost: nichts währt ewig, auch dieser Krieg nicht.

So hielten die Kolonisten jetzt noch fester zusammen. Eines Zuredens, Volksnotwehr zu üben, bedurfte es nicht. Sie war in diesem Alleinsein Selbstverständlichkeit, Lebensnotwendigkeit, auch ohne Worte. Die Lutherischen wußten von den Katholischen, und diese wußten von jenen: sie tragen das gleiche Schicksal. Ob arm, ob reich, wir waren Wolgadeutsche. Es war das Schicksal unserer Steppenheimat. Ein Kolonistenschicksal. Und doch auch ein Schicksal zugleich Rußlands und Deutschlands.

Es war die Größe und Härte dieses Schicksals, die nun den Lebenswillen vollends in Lebenstrotz verwandelte, das Muskelwerk, Kolonist geheißen, in einen Willensorganismus, jedes Dorf in eine Siedlerfeste.

Öfter als bisher nahmen in den fernen großen Städten des Russischen Reiches gar manche der Abgewanderten Urlaub an die Wolga. Lehrer, Studenten, Handwerker, Techniker und Arbeiter, sie alle gingen nun mit der gleichen drängenden Heimatsehnsucht vielemal die Wege wieder zurück, auf denen sie in Friedenszeiten Abschied hatten nehmen müssen von ihren Höfen — um hinauszuziehen zum Broterwerb oder zur Berufsausbildung in die bewegte, erregende Ferne, nach Petersburg, Odessa, Taschkent, Irkutsk, Baku oder Moskau, oder auch nur in die Wolgastädte. Jetzt auf einmal wurden ihnen die unabsehbaren, fast leblosen Schneefelder und die gluterfüllten, lichtflimmernden Weizensteppen oder die Hofgärtchen und die Flüßchen und Tümpel daheim zu Paradiesen ihrer beunruhigten, aufgehetzten Seelen. Die Wolga war wieder ihr Lebensquell; sein Odem linderte ihr Leid. Ein wolga-

deutscher Kahn am Ufer war dem Heimkehrer vertrauter als die russischen Schiffe, ein Bauernwagen vertrauter als die Eisenbahn, sein Holpern und Poltern klang heimatlich.

Da kam seit Kriegsbeginn ein Mann aus Petersburg immer wieder heim, ein gesetzter kräftiger Vierziger, ein Mann, der auf starken Beinen stand, einer, der ganze

Mutterkolonie, früher.

Schulklassen zu tüchtigen Männern und Frauen erzogen hatte, ein Mann mit Kraft in den Gliedern, ein Poet und Bauersmann dazu: Peter Sinner. Und er sprach:

„Ich brauche ab und zu ein Stückchen deutschen Erdboden unter den Stiefelsohlen."

Sprach es schlicht — und eilte aus Saratow hinaus in seiner Eltern Obstgarten. Der lag in hehrer Stille vielleicht vier oder fünf Werst vom Wolgaufer entfernt, auf Anhöhen zwischen russischem und deutschem Dorfland, inmitten von Gestrüppfeldern, die, steinigt und karg, Korn nicht wachsen ließen, inmitten von Sandgruben, steilen Abhängen und nahe einem Wäldchen, wo in alter Zeit Räuber Menschen geschlachtet haben. Und über dieser Landschaft ein Himmel fast ohne Ende! Und von den Höhen her sah man bis weit in die Wiesenseite der Wolga hinüber. Ein Häuschen stand in dem Obstgarten. Hier saß der Mann mit dem nußbraunen Bart und den blauen Augen, saß Tage lang und dachte nach, schlief die Nächte kaum — und dachte nach.

Im Alleinsein verbirgt sich eine große Kraft.

Aber das Auge des Steppendeutschen muß weit sehen können. Damit es von sich selbst weit wegschauen kann. Damit es sieht, was die Ferne bringt.

Ein andrer Volksmann lebte ständig in Saratow. In der obersten Wohnung eines hohen Hauses auf einem Uferberg. Damit er über den Strom blicken konnte. Im viele Werst breiten Frühjahrswasser die Wolgafähre zwischen zwei Erdteilen hin und her schwimmen zu sehen, wie sie die Ufer miteinander verbindet, Menschen hinüberträgt und andere herüberbringt, das war ihm Erholung und Besinnung in diesem Krieg, der die ganze Welt auseinanderriß, und am schmerzlichsten Rußland und Deutschland.

Wollte die Volksseele nicht weinen, mußte das Auge weit über den Pferch hinausschauen können.

Man mußte nur auf einem Fußbreit wolgadeutschen Heimatbodens stehen. Dann war alles wieder gut.

Unsere neunziger Jahrgänge sahen das Volk in Aktion, nicht in der Geruhsamkeit seiner Häuser und Höfe. Wir selbst standen in der Unrast. Denn die Zerstreuung der

wolgadeutschen Lebensenergie über die Ebenen Sibiriens, Nord- und Südamerikas und weiter, jene Zerstäubung infolge von Landmangel, extensiver Wirtschaft, von Mißernten und kultureller und nationaler Bedrängnis, sie war stets auch eine Zerstäubung unserer Kulturkraft und Geistigkeit gewesen. Nicht nur die Ackersteppen waren mit den Jahrzehnten zu eng geworden, sondern auch die Arbeitsbereiche unserer Handwerker, Beamten, Lehrer und Kaufleute. Losgelöst von der Wolgaheimat, verloren sie sich mit ihrem Denken nur zu leicht in fremden politischen Fährnissen, vergaßen sie nur zu oft ihr Volkstum, wurden Russen oder auch Menschen, die weder Russen noch Deutsche waren. Wie viele Kulturkraft ging dem Wolgadeutschtum so verloren!

Ich wage nicht zu entscheiden, ob unserer Generation durch diese Unrast, die im Weltkrieg nur noch gesteigert wurde, wenn er auch zur Sammlung trieb, der bessere Teil zugefallen ist. Nach so viel Jahren vergeblichen Kampfes um die Wolgaheimat werden Zweifel wach. Unsere Generation wurde von den Kriegs- und Revolutionsgewalten aufgerieben, als erste unserer Wolgageschichte. So ganz im Gegensatz zu der simplen Lebenserfahrung, daß man das Böse am sichersten durch Schaffung des Guten überwindet, mußte sie gegen Ungeist und Zerfall, gegen die verheerende Kriegstragik Rußland—Deutschland und gegen die bolschewikische Zerstörung ankämpfen, konnte nicht der Aufrichtung und dem Aufbau unseres Volkstums dienen, wenigstens nicht in dem Maße, das uns volksbiologisch und volksgeschichtlich zukam.

In den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg standen die Menschen auch in ihrem persönlichen Werk fester. Unser Volk brachte Jahr für Jahr den Ertrag seiner Ackerarbeit in die Scheunen. Und es war ein Boden da, auf dem sich

das Geschaffene ablagern und ansammeln konnte. Die Lebenskraft des Volkes kam dem Volk selbst zugute. Aktion war Entwicklung und Aufspeicherung materieller und geistiger Güter, nicht Vergeudung in der Abwehr, nicht kräftezehrende Verteidigung nur, sondern stetig gesammelter, fast geruhsamer, sicherer Angriff auf alle Unbill, war Lebensfreude aus Vorwärtskommen, nicht Kampf auf der einen Stelle. Das Ziel war unverrückbar. Es schwankte nicht hin und her. Es wurde nicht vom Widersacher mitbestimmt oder gar vorgeschrieben. Es war das eigene Ziel, dem der einzelne Mensch oder die Familie oder die Dorfgemeinde oder das Volk nachstrebte. Die Ablenkung vom Ziel war niemals so groß, daß alle Kräfte hätten hingegeben werden müssen, selbst nicht in Notjahren und in den hohen Zeiten der volklichen politischen Selbstbehauptung. Der Kampf um die Wolgaheimat war Lebenskampf, nicht ein tödlicher Krieg. Er stärkte das Volk, zerstörte es nicht.

Die Summe unserer volksgeschichtlichen Entwicklung bis 1914 ist damals nicht gezogen worden. Heute kann es nur ein später Rückblick sein. Und doch ist er lebensnotwendig. Die Grundzüge müssen festgehalten werden.

Wenn der Krieg dem Wolgadeutschtum eine materielle und geistige Kräfteprüfung seines Volkstums auferlegt hat, so hat es sie bestanden, wie es alle voraufgegangenen Prüfungen bestanden hat.

Als biologisch-nationale Gemeinschaft hatte es seine volle Blüte erreicht, die Kolonisation als Wirtschaftsaufgabe war erfüllt. Zu tun blieb übrig die Sammlung der kulturellen Kräfte, die Verbesserung der Wirtschaftsmethoden

und die Zusammenfassung und Entfaltung der volkspolitischen Aufbaukräfte. Der Boden für eine steppendeutsche Bauernkultur mit Verzweigungen in die Literatur, Kunst und Wissenschaft, die Pädagogik und Politik war vorhanden. Er mußte nur aufgelockert, bearbeitet und gepflegt werden.

Diese Aufgabe lag schon im Zuge der Geschlechterfolgen.

Unter der ersten wolgadeutschen Generation (1765—95) hatte sich der mitgebrachte, trennende Stammespartikularismus verloren; die Hessen, Pfälzer, Schwaben, Rheinländer und Bayern waren Wolgaer geworden. Die Urbarmachung der Steppen und die neue Lebensformung drängten die alte soziale Vielheit zurück. Eigene und russische Dorfverwaltung (Mir) schufen die Grundlage zu einer neuen Gemeindeordnung.

Die zweite Generation (1795—1825) begründete den Wohlstand der Kolonien, die Ernten wurden einträglicher, bessere Häuser wurden gebaut, neue Kirchen und Schulen; Ansiedlungsschulden wurden abgetragen oder von der Krone getilgt. Die Bevölkerung wuchs an Zahl und Ansehen.

Unter der dritten Generation (1825—1855) beginnt die Überbevölkerung der Kolonien und die Ausbreitung über die ursprünglichen Grenzen hinaus. Die Aussiedlung in Tochterkolonien wird zur Regel. Die agrarisch-extensive Verstreuung beginnt.

Sie wird fortgesetzt unter der vierten Generation (1855 bis 1885). Zugleich beginnt die Zersplitterung durch die Auswanderung nach Amerika unter dem Druck des Panslawismus und der allgemeinen Militärdienstpflicht. Das Wort „Fremdvolk" geht um. Es beginnt die schnelle Entwicklung des Handwerks und Hausgewerbes, der Industrie und des Großhandels. In den Wolgastädten bildet sich ein wolgadeutsches Bürgertum. Größere Schulen entstehen.

Die fünfte Generation (1885—1905) schult sich im russischen Parteienkampf. Durch den Militärdienst, durch Handel, Industrie und Handwerker-Abwanderung, besonders nach Baku, verstärken sich die Verbindungen zu anderen Völkern Rußlands. Eine Bildungsschicht entsteht, die Intelligenzija. Die Auswanderung nach Amerika verebbt, der Bevölkerungsüberschuß drängt noch mehr in die russischen Städte und Industrien. Die Semstwo, die russische landschaftliche Selbstverwaltung, spornt unsere Volksmänner an, neue Formen der kolonistischen Gemeindeverwaltung zu suchen. Hie und da erklingt das Wort Selbstverwaltung, ein Wort noch aus der ersten Ansiedlungszeit, noch aus Deutschland mitgebracht, dann aber verschollen gewesen. Nach der russischen Revolution 1905/6 verschwindet es nicht mehr. Es bedeutete vor allem: eigene Gemeindeordnung und eigenes Schulwesen.

Auch eine Errechnung unseres Volksvermögens und -einkommens mußte 1914 unterbleiben. Zusammen mögen sie etwa 640 Millionen Goldrubel ausgemacht haben, wie eine vorsichtige spätere Berechnung ergab.

Die Einzelsummen zeigen dieses Bild:

A. Volksvermögen

	in 100000 Desjatin	in Mill. Goldrubel	zus. in Mill. Goldrubel
1. Bodenbesitz			
a) Äcker, Gärten	800	80	
b) Brachland	300	30	
c) Gemeindeland . . .	100	10	120
2. Hofwert			
a) 900000 Stück Vieh		54	
b) 115000 Höfe (je 2000 Rubel) . .		230	284
Übertrag:			404

	Übertrag:	404
3. Barvermögen		
a) je 500 Rubel bei 115000 Höfen	57,5	
b) der Industrie	30	87,5
4. Industriewerte		
a) Großmühlen, Fabriken, Schiffe, Werkstätten, Waren, Gemeindemühlen	50	50
	Insgesamt	541,5
	Mill. Goldrubel	

B. Volkseinkommen

	Goldrubel in Mill.	Zus. in Mill. Goldrubel
1. Ernteertrag		
a) Weizen von 300000 Desjatin . .	30	
b) Roggen, Gerste von 300000 Desj.	21	
c) Sonnenblumen von 100000 Desj.	7	
d) Kartoffeln, Gemüse von 100000 Desjatin	10	68
2. Bareinkommen		
a) Gewerbe, Löhne, Industrie . .	30	30
	Insgesamt	98
	Mill. Goldrubel	

Eine wesentliche Veränderung trat in den Weltkriegsjahren nicht ein. Die Expropriation begann erst unter dem Bolschewismus.

Die steppendeutsche Wanderbücherei durch die „Moskauer Deutsche Zeitung“ einzuführen, diese Zeitung selbst allmählich zur führenden Zeitung in unseren und allen anderen deutsch-russischen Kolonien zu machen, um so dem kulturellen Kolonistenleben einen ersten starken, eigenen Kulturauftrieb zu geben, diese Absicht war durch den Ausbruch des Krieges vereitelt worden.

Zu Neujahr 1915 sollte auch die „Saratower Deutsche Volkszeitung“ eingestellt werden, die frisch und wagemutig durch die Zeit zu steuern, mir aufgetragen worden war. Scherereien mit der Zensur hatte sie zwar noch nicht; eine erhebliche politische Bedeutung besaß sie nicht, und das Wolgagebiet lag weit weg von der Kriegsfront. Aber wegen der zu geringen Leserzahl konnte der Verlag das Blatt nicht mehr halten. Es mögen noch 600 Leser gewesen sein; unsere Bauern hatten sich schon immer mit Bibel, Gesangbuch und Kalender begnügt. Und die Verlagsmitglieder hatten ohnedies schon lange genug Zuschüsse aus eigenen Mitteln gegeben. Größeres Vermögen besaßen sie nicht. Dazu fürchteten sie, durch Zensurkonflikte um ihre Stellungen zu kommen; es waren Lehrer und Agronomen im Staatsdienst. Ein Buchhändler mußte darauf bedacht sein, den deutschen Buchvertrieb wenigstens aus altem Vorrat weiterzuführen. Schon das war ein Wagnis. Die deutsche Schrift allein galt als staatsgefährlich. Jeder mußte sich auf seinen eigenen kleinen Arbeitsplatz zurückziehen. Auf den Straßen durften wir nicht zu dritt gehen. Sofern aber die Gesinnung die einigende Kraft gewesen war, hielt sie alle auch jetzt zusammen.

Die Aufgabe war nun, Geld für die „Volkszeitung“ herbeizuschaffen und mit der Zensur ein erträgliches Verhältnis anzubahnen. Das eine war leicht, das andere schwer.

Wir hatten genug reiche Landsleute in Saratow. Noch vor dem Krieg hatten sie einmal in kurzer Zeit mehrere Hunderttausend Rubel für die russische Kadeten-Partei zusammengebracht, die Partei der Konstitutionellen Demokraten. Das Geld allein nützte jetzt aber nur wenig, der Geldgeber mußte auch großen politischen Einfluß bei der Gouvernementsbehörde haben, wollten wir einigermaßen sicher gehen.

Von seinem „Nadelgeld", wie er beiläufig sagte, vertraute Fjodor Petrowitsch Schmidt mir 1000 Rubel an, obwohl das für ihn ebenso wie für die „Volkszeitung" sehr bedenklich war.

Nicht, daß die Behörden davon etwas hätten erfahren können. Das gegenseitige Vertrauen war der beste Schrein unseres Geheimnisses, obwohl wir uns vorher niemals begegnet waren. Es war Krieg, und wir waren Wolgadeutsche. Damit war alles geklärt.

Die Bedenklichkeit für Schmidt, den reichsten Mühlenbesitzer der Wolgadeutschen, bestand darin, daß er sich gleichzeitig erbot, notfalls in der Gouvernementsverwaltung, deren Mitglied er war, der „Volkszeitung" politische Nachsicht zu erwirken, wenn sie einmal zu forsch sein würde. Ein solches Eintreten hätte ihm persönlich schon darum schaden können, weil er auch Vorsitzender des Saratower Börsenkomitees war und damit großen Einfluß auch auf das gesamte Wirtschaftsleben der Unteren Wolga hatte, und weil gerade gegen ihn die Verleumdung ausgestreut worden war, er schicke jede Woche insgeheim mindestens einen Eisenbahntransport Mehl nach Riga für die deutschen Armeen.

Für die „Volkszeitung" aber wäre die Unterstützung Schmidts aus moralisch-politischen Gründen völlig unzulässig — in früherer Zeit gewesen. Schon bald nach der

ersten Revolution von 1905/6, an der auch wolgadeutsche Intelligenzija teilgenommen hatte, von unseren führenden Volksmännern gegründet und seither nur dem Volk gewidmet gewesen, hatte das Blatt sich niemals für irgendwelche Einzel- oder Klasseninteressen hergegeben. Es war eine Gründung der Intelligenzija für das ganze Volk, dazu die erste wolgadeutsche Zeitung überhaupt, sieht man von ihrer Vorgängerin in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ab, die aber kaum ein halbes Jahr lang erschienen war.

Stand da jetzt nicht zu befürchten, daß der Mühlenbesitzer, dessen Familienvermögen — er war der Senior — mit 15 bis 18 Millionen Rubel geschätzt wurde, uns für die Geldhilfe eine einseitige, persönliche und großkapitalistische Haltung abnötigen würde, wenn vielleicht auch nicht schon während des Krieges, so doch nachher? War denn nicht die Annahme, ja, das Erbitten einer Unterstützung von ihm eine Untreue an der Tradition der Zeitung und des Volkes?

Nein! Diese Kriegszeit hatte eigene Gesetze! Unser Gesetz lautete: Wenigstens die deutsche Schriftsprache muß in der russischen Öffentlichkeit erhalten bleiben! Deutsch durfte hörbar nicht mehr gesprochen werden, selbst die Kirchengemeinden hatten damit Schwierigkeiten. Dagegen fraß die Propaganda des Deutschenhasses um sich. Auch die Greuelnachrichten über die Germanzy nahmen kein Ende mehr. Und wenn unsere Kolonien sich auch von der Umwelt, so gut es ging, abschlossen, russische Gerüchte und Zeitungen drangen doch ein. Außerdem mußten unsere Bauern, die russisch zu sprechen nicht gelernt hatten, und das waren die meisten, wenigstens die Verfügungen der Regierung in Verwaltungsdingen deutsch lesen können, mußten wissen, wo jeweils die Kriegsfront lag, sollten auch zwischen den Zeilen Anhalte dafür finden, wer denn

nun wirklich gesiegt hat und wer nicht, oder ob der Krieg bald aufhört, kurz, die „Volkszeitung“ war ein unentbehrliches Trutzbanner des Volkstums und der Dolmetsch des Volkes. Um jeden Preis mußten wir sie erhalten.

Der Magnat gab uns das Geld ohne jede Bedingung, machte weder politische noch geschäftliche Vorbehalte, ja, er bezeichnete die 1000 Rubel als sein persönliches Geschenk an die Zeitung und versprach uns überdies seinen Schutz bei der Gouvernementsbehörde.

Die Hilfe brauchte nur einmal in Anspruch genommen zu werden. Die Leserzahl stieg bald so an, daß unsere laufenden Unkosten gedeckt werden konnten. Eine andere deutsche Zeitung erschien nirgends mehr. Unsere „Volkszeitung“ verschrieben sich darum jetzt auch Bauern am Schwarzen Meer, im Kaukasus und in Sibirien. Ein Jahr später hatte sie schon 4000 Leser. Und noch ein Jahr später, aber doch erst 1916, zwei Jahre nach Kriegsbeginn, wurde sie verboten. Es war das die Zeit, als Gerüchte von einem Sonderfrieden mit Deutschland aufkamen. Von unserer Zeitung aber hatte es schon vorher geheißen, gerade die Zarin Alexandra, die jetzt mit dem Sonderfrieden in Verbindung gebracht wurde, unterstütze sie mit Geld. In dieser Lage hätte eine Fürsprache unseres Gönners beim Gouverneur wahrscheinlich ohnehin nicht mehr geholfen. Ich konnte ihn auch nicht mehr um Beistand bitten, damals war ich schon an der Türkenfront, und andere wußten von unserer geheimen Verabredung nichts. Erst nach Wochen lasen wir in Trapezunt die kurze Mitteilung der Petersburger „Nowoje Wremja“, unserer ärgsten Feindin, daß die „Volkszeitung“ nun doch zur Strecke gebracht sei.

Der Fremdenhaß hatte also wahr gemacht, was noch zu Kriegsbeginn ein Leser jener „Nowoje Wremja“ den Wolgakolonisten prophezeit hatte.

Aus Riga fuhr um die Weihnachtszeit 1914 einer unserer Studenten bedrückt und zag nach Hause an die Wolga. Ihn verlangte sehr nach seinen Eltern und Geschwistern in Astrachan. Die deutschen Armeen waren im Anmarsch. Sollte er in Riga bleiben, wenn es in ihre Macht überging, und damit sich für unabsehbare Zeit von seinen Eltern trennen lassen, oder sollte er das Studium aufgeben, fortan in Astrachan bleiben und so in die Gefahr kommen, in die Zarenarmee gesteckt zu werden? Die Liebe zu den Eltern siegte. Er fuhr heim. Muckestill.

Im Eisenbahnabteil aber sitzt ihm gegenüber ein russischer Kupéz, ein Händler, breit hingestreckt, einer jener beutegierigen Provinzkaufmänner, die schon an ihren langen Bärten, hohen Lackstiefeln in Galoschen, an ihren fetten, roten Gesichtern und dicken Bäuchen zu erkennen waren, noch mehr aber an ihrem großspurigen Gehabe, an ihren lauten Reden, an ihrem Dünkel.

Der Kupéz liest die „Nowoje Wremja“, trinkt Tee, spuckt und flucht. Die Deutschen allesamt haßt er bis zum Erbrechen, sagt er.

Unser Student widerspricht. Nicht aufsässig, sondern bescheiden wie im ruhigen politischen Gespräch. Schüchtern ist er noch. Doch der Kupéz merkt: ein Deutsch-Russe. „Ha!“ Er atmet tief, räuspert sich, faßt den Studenten ins Auge und wettert:

„Weißt du, was wir mit euch Deutschen machen werden, wenn wir siegen? Mit dem eisernen Besen kehren wir euch aus dem Land. Und mit was für einem Besen? Nicht mit einem einfachen. Nein, sondern mit einem Besen, mit dem man die Sch . . . . . auskehrt, verstanden? Mit einem Sch . . . . . besen!“

In der Tat: mit einem solchen Besen, genannt „Nowoje

Wremja", kehrte diese Sorte Mensch unsere „Volkszeitung" hinaus.

Kaum ein Jahr nach dem Verbot der „Volkszeitung" unterschrieb der Zar seinen Ukas von der Aussiedlung der Wolgadeutschen nach Sibirien.

Wenige Tage vor seinem Sturz.

„Ein heiliger Krieg der Slawen gegen die Germanen ist es", so ja hatte Rußland den Krieg gewollt.

Was konnte da ein ordentlicher Wolgadeutscher tun?

Unser Student schwieg. In Astrachan aber erfuhr er, daß im städtischen Gefängnis mehrere Reserveoffiziere Deutschlands interniert seien. Denen wollte er irgendwie helfen. Oder sollte er warten, bis er mit dem Sch . . . besen hinausgefegt wird?

Er nahm mit den Internierten heimlich Verbindung auf, wurde gefaßt und mußte 18 Monate im Gefängnis zubringen.

Nach Jahren bescheinigten ihm jene Offiziere sein mutiges Eintreten für sie durch gemeinsame Unterschrift. Wenn er das Blatt Papier hervorkramt, erzählt er jedesmal prompt den Vorfall mit dem Kupéz.

Wirkung und Gegenwirkung. Über Jahre hin.

„Standhaftigkeit" hieß eine Ode Friedrichs des Großen, die ein wolgadeutscher Urahn, Wilmsen, aus Süddeutschland mitgebracht hatte, und die dann die russische Literaturgeschichte auf einen neuen Weg gebracht hat. Standhaftigkeit aber auch ist der erste charakteristische Wesenszug des Steppendeutschen. Sie gilt im Alltagswerk wie im Gottvertrauen, im Deutschsein wie in der Freundschaft von Dorf zu Dorf. Ohne die Standhaftigkeit wäre keine wolgadeutsche Volksgeschichte geworden. Sie ist der charakterliche Zusammenhalt nicht nur in der Wolgaheimat, sondern auch überall in Rußland und in Amerika. Man hat den Wolgasiedlern, was den Charakter betrifft, viel am Zeug geflickt — diesseits und jenseits des Ozeans, und wir selbst wissen Bescheid um eine gewisse Gegensätzlichkeit unseres Volkscharakters zwischen Ackerfestigkeit und Strohfeuernatur, zwischen Willenshärte und Nachgiebigkeit, zwischen Hiersein und Dortsein, Heimattreue und Weltbegeisterung. Wir wissen auch etlichen Bescheid über die Zusammenwürfelung unserer Urahnen durch der Großen Katharina Auswanderungsmanifeste unter den Hessen und Pfälzern, Rheinländern und Bayern, Schwaben und Westfälern. Nach dem Siebenjährigen Krieg suchten Adlige und Tagelöhner, Geistliche und Bauern, Handwerker und Landstreicher, Soldaten und Offiziere, Schulmeister und Literaturbeflissene ihre neue Heimat in der Wolgawildnis. Es waren Kluge und Dumme, Treuherzige und Geriebene, Fleißige und Nichtstuer dabei, und hätte es anders sein können irgendwo in der Welt? Sie alle wären in der Wildnis und unter fremden Völkern verloren gegangen, hätte Katharina sie nicht auf ganz bestimmte Wolgagaue verwiesen. Hier mußten sie beisammenbleiben, mußten sie zusammenhalten, ob es ihnen gefiel oder nicht. Sie wurden standhaft.

Wilmsen war einer, der die Gefahr des Unbeständigwerdens auf der Heimatsuche voraussah. Und er war einer, der Sinn und Verstand besaß für das Geistige. So kaufte er sich beim Abzug ein Büchlein stärkender Oden. Ihr Verfasser war unbekannt; dessen Namen stand nicht im Büchlein. Und die Oden waren zuerst in der französischen

Sprache gedruckt worden. Irgendjemand hatte sie ins Deutsche übersetzt. Wilmsen nahm sie mit. In der neuen Wolgakolonie Schaffhausen ließ er sich nieder, begleitet von seinem getreuen Weib. Beide mögen kinderlos geblieben sein, denn der Name Wilmsen begegnet keinem mehr im Wolgaland.

Jedoch Wilmsen schrieb in das Büchlein seinen Namen. Achtzig Jahre später fand ein russischer Gelehrter es in Kasan auf dem Trödelmarkt. Und so kamen die weiteren Zusammenhänge ans Licht. Der russische Literaturforscher Chodassewitsch deckte sie uns auf.

Von dem Büchlein deutscher Oden ging die seltsame Verwandlung eines kleinen, unbekannten russischen Offiziers in einen großen ruhmreichen Dichter aus. Auch ihm war der Verfasser unbekannt. Aber eine der Oden tat es ihm an. Sie hieß „Standhaftigkeit".

Der Offizier war auf Kriegszügen in die Wolgasteppen gekommen. Es herrschte dort Pugatschow, der räuberische Donkosak, der nächst Stenka Rasin am meisten sagenumwobene Wolgapirat. In den deutschen Siedlungen hängte er hier einen Grafen Dönhoff auf, dort brannte er Gehöfte nieder, an einem dritten Ort trieb er das Vieh davon. Katharina entsandte Truppen gegen ihn. Unser Offizier nahm sich, des Ehrgeizes voll, vor, Putgatschow eigenhändig zu fangen und nach Petersburg zu führen. „Er köpft die Anhänger des Räubers mehr aus poetischem Drang, denn aus militärischer Notwendigkeit", verklatschten ihn Neider bei der Zarin. Sie berief ihn ab und sandte ihn erst dann wieder an die Wolga, als Pugatschow schon geköpft war, als nur noch mit seinen geheimen Anhängern aufzuräumen übriggeblieben war.

Innerlich zerschlagen, gedemütigt, mutlos gehorchte der Offizier. Seine große Verehrung der Zarin war bitter ge-

täuscht worden. Jedoch eine Freundschaft in den Wolgasteppen half ihm über sein schweres Schicksal hinweg.

Schon auf dem ersten Feldzug hatte er in Schaffhausen einen süddeutschen Bauern und Liebhaber der Poesie und Wissenschaft, Karl Wilmsen, kennengelernt. Wilmsens Haus ward ihm ein Zufluchtsort in seiner Schicksalsprüfung. Verbittert ob der Demütigung durch die Vorgesetzten und die Zarin, vertraute er sich nun vollends dem Ehepaar Wilmsen an. Und wenn er noch vor einem Jahr auf den Schanzen bei Schaffhausen siegesbewußt Kanonen gegen einen Pseudozaren und Räuber aufgestellt hatte, so grübelte er jetzt vereinsamt auf denselben, schon vom Gras überwucherten Schanzen seiner wahren Berufung nach. Und wenn er vor einem Jahr der Frau Wilmsen billiges Mehl aus einer der umliegenden Städte mitgebracht hatte, so reichte ihm jetzt Karl Wilmsen eine Speise besonderer Art. Als der Offizier eines Tages wieder traurig zu den Schanzen hinausging, gab Wilmsen ihm sein Oden-Büchlein mit.

Und von diesem Tage an verwandelte sich sein Wesen. Am meisten gefiel ihm die Ode „Standhaftigkeit". Sie war ihm ein philosophischer Gruß eines unbekannten Dichters im Westen in die stillen wilden Kirgisensteppen. Doch nicht nur Mut und Zuversicht schöpfte der Offizier aus den Oden. Vielmehr noch begeisterte ihn ihre Formschönheit, ihre gefeilte Härte der Wahrheit, die trostreiche, dichterisch vollendete Lebenskraft. Sein Genius fing Feuer an dem Funken. Ein reifes und erhabenes Talent segnete ein unfertiges und gebrochenes. Ehrfurchtsvoll übersetzte der Offizier einige Oden. Dann begann er selbst Oden zu schreiben, Oden voller Schönheit und Kraft. Bisher als Dichter wenig beachtet, gewann er nun Ruhm. Die Dichtkunst erfüllte sein ganzes Leben. In „Feliza" verherrlichte er Katharina. Der Offizier hieß Dershawin. „Im Spiegel,

von Friedrichs des Großen Hand ihm vorgehalten, erkannte Dershawin sein eigenes Gesicht", bezeugt Professor Chodassewitsch, „Friedrichs Oden wurden ihm in den Wolgasteppen zum philosophischen und künstlerischen Evangelium. Aus dem scherzhaft-ironischen Ton und aus der hyperbolischen klugen Grobheit seiner Werke, beginnend auf den Anhöhen bei Schaffhausen an der Wolga, stieg der schöpferische Realismus in der russischen Literatur auf. Das dichterische Lebenswerk Dershawins steht am Beginn unseres literarischen Realismus."

Es ist traurig. Unserer Wolgaheimat selbst kam vieles ihres Geistigen abhanden, ohne ihr unmittelbar nützlich zu werden. Kosaken Katharinas konnten Mutlose wieder in ihre Wolgadörfer zurücktreiben, wenn sie nach Deutschland zurückwandern wollten. Strenge Gesetze konnten die Kolonisten organisieren. Das Heimaterschaffen konnte sie zur Zucht, Einigkeit und Geschlossenheit im Willen zwingen. Aber die Enge und Stille der Steppendörfer vermochten nicht, die Lebhaftigkeit des süddeutschen Wolgageistes zusammenzufassen. Der kleine Schweinehirt Heinrich Ley in Dönhoff wurde in Moskau Student, dann Leibarzt des Zaren; siebzigjährig starb er 1881 als Staatsrat in Petersburg. Der Waisenknabe Jakob Schreiner in Norka wurde ein bedeutender Entomologe in Petersburg, wo er 1919 starb. Der arme Bauernjunge Jakob Weber in Schtscherbakowka wurde Maler, Mitglied der Akademie der Künste — und hat mehrere Fürsten und den Zaren des öfteren gemalt, nicht aber Wolgasiedler. Der Kolonistenjunge Eduard Huber in Messer, geboren 1814, wurde Dichter — und

übersetzte Goethes „Faust". Die Zensur verbot die Drucklegung, Puschkin selbst trat gegen diese Unkultur hervor. Huber starb schon mit 33 Jahren. Unsere beiden bekannteren Maler Welz und Graf verließen die Kolonien ebenfalls frühzeitig.

Das sind nur die älteren Namen. Man könnte die Reihe fortsetzen bis in die Hunderte, könnte Pädagogen, Pastoren, Wissenschaftler nennen. Zurück bleibt nur: unsere Heimatenge faßte die Weltweite nicht, die in ihr aufwuchs. Weder physisch noch geistig.

Die Ochrana putscht

Die „Volkszeitung“ war vorsichtig, die Zensur nachsichtig, die Ochrana aber, die Geheimpolizei, strengte sich an, uns aus dem politischen Gleichgewicht zu bringen, um das wir uns so loyal und so selbstlos wie möglich abmühten. Wahrscheinlich vermutete sie Heimtücke. Und versuchte, uns zu einem Kolonistenputsch zu provozieren.

Der äußeren Anlässe dazu hatte sie keine von Bedeutung. Ihre Provokation unternahm sie aber bei der „Volkszeitung“ just kurze Zeit, nachdem wir den Abdruck einer wolgadeutschen Erzählung aus dem Krieg mit Japan aus politischer Vorsicht hatten abbrechen müssen. Den wahren Grund mochte sie durch Spitzelei unter dem Setzerpersonal der russischen Druckerei auf unserem Hof herausbekommen haben, die auch die „Volkszeitung“ druckte. Sie hatte schon immer auch deutsche Bücher und Zeitungen gedruckt. Wolgadeutsches und russisches Personal verkehrte kameradschaftlich miteinander. Politische Gespräche wurden geführt. Und da die Setzer im alten Rußland zumeist als Revolutionäre galten, hatte die Ochrana ihre Agenten in den Druckereien. Bei uns wurden, je nach den Mengen russischer Aufträge, des öfteren Hilfssetzer eingestellt. Darunter auch junge Mädchen.

Der politische Teil der „Volkszeitung“ mußte sich jeden Urteils über Kriegsangelegenheiten enthalten. Wir urteilten nur so, daß gar manche amtliche Frontberichte unveröffentlicht in den Papierkorb fielen, teils wegen der verdächtig häufigen Siege der Franzosen oder Russen, teils

wegen Platzmangels; das Blatt erschien nur dreimal in der Woche mit nur je vier Seiten. Ansonsten gab es „über dem Strich“ Nachrichten aus unseren Dörfern, allgemeine Stadtberichte, die unvermeidlichen „Obligatorischen Vorschriften“ der Saratower und Samaraer Gouvernementsbehörden über das Verhalten des Publikums bei verschiedenen Gelegenheiten, die Jahrmarktszeiten, und schließlich Anzeigen.

„Unter dem Strich“ aber wollten wir das kolonistische Innenleben selbst sprechen lassen. Bisher waren meist irgendwelche Erzählungen aus Deutschland nachgedruckt worden, oft aus uralten kleinen Volksbüchern, Erzählungen, die in Friedenszeiten gewiß unterhaltsam und wohl auch lehrreich gewesen sein mochten, die aber in dieser unbarmherzigen Kriegszeit zu einer Urteilsbildung nicht anregen konnten. Auf die Urteilsbildung aber kam es uns für die Kolonisten an.

Wie aber beginnt man derlei? Es nützte ja nichts, nur zu wissen, daß in ganz Rußland gerade im Feuilleton oft die eigentliche Politik Unterschlupf nehmen mußte. Man mußte auch wissen, wie gerade die „Volkszeitung“ jetzt ihre Politik im Feuilleton verschleiern und doch auch dem Dorfleser, und gerade ihm, verständlich machen kann.

Als neuer Verleger und Herausgeber besprach ich die Dinge mit dem aus der alten „Volkszeitung“ übernommenen verantwortlichen Redakteur, Abels, im Hauptberuf Deutschlehrer an einem der Saratower Gymnasien, einem Balten. Auch er wußte keinen Rat. Unsere Kolonistensorgen waren ihm auch nicht so vertraut, als daß er, ein damals schon sterbenskranker Mann, sich noch in politische Verwegenheiten und in Zensurkonflikte hätte hineinwagen können. Mir aber war von Peter Sinner, unserem achtbarsten Volksmann, weil er selbst ständig in Petersburg

leben mußte, der ganz klare Auftrag erteilt worden, echte und rechte Kolonistenpolitik durchzusetzen.

Um jeden Preis mußte eine zeitgemäße Erzählung beschafft werden.

Unsere Literatur war erst im Erstehen. Fünf oder sechs weltliche Bücher, etliche kirchliche, das war alles. Aber in Saratow lebte August Lonsinger, Mittelschullehrer und Volkserzähler. Seine Erzählungen „Hüben und drüben" und „Nor net lopper g'gewa!" hatten ihm an der Wolga und bei unseren Landsleuten in Amerika einen Namen gemacht. Aber Lonsinger galt als — Sozialist, als Revolutionär. War es ratsam, gerade ihn um eine politische Erzählung zu bitten? Andrerseits hieß es von ihm, er sei Tolstojaner („widersetze dich nicht dem Bösen!"), was ihn um so eher als einen gemäßigten Sozialisten erscheinen ließ, als er auch Vegetarier war, weder rauchte noch trank, und bei unseren Bauern in hohem Ansehen stand.

Wir kamen bald überein, daß er eine wolgadeutsche Erzählung aus dem Russisch-Japanischen Krieg schreiben werde. Er behielt sich nur vor, sie stückweise, in Fortsetzungen, liefern zu dürfen. Ich vertraute auf seine politische Kunst, viel zu sagen, ohne aber etwas zu sagen, was die Zensur zum Einschreiten zwingen könnte. Der Abdruck begann wohlgemut.

Die Erzählung ließ sich recht gut an. Ein wolgadeutscher Soldat wird in die Russenarmee gegen die Japaner gesteckt. Dagegen war nichts einzuwenden. Es gibt einen schmerzlichen Abschied von daheim. Es ist eine unterhaltsame Fahrt durch Sibirien und in das sandige Mandschurien. Der Junge benimmt sich tapfer und manierlich. Man konnte ihn gern haben, litt er doch immer noch in Maßen unter dem Zwang zum Kriegsdienst.

Plötzlich aber neigt er zur Revolte! Er wettert nicht nur gegen den Krieg mit Japan. Nein, seine Zweifel erstrekken sich auf die große Frage, ob ein Krieg überhaupt gerecht sei! Ein Krieg sei doch eine Menschenschlächterei! Und er als Wolgadeutscher brauche, gäbe es in Rußland Gerechtigkeit, überhaupt nicht Soldat zu sein! Für wen den Krieg führen? Der ewige Friede müsse angestrebt werden!

An dieser Stelle brach ich den Abdruck ab. Die Revolte erschien nicht mehr. So weit konnten wir nicht gehen. Mutwillig wollten wir die „Volkszeitung" der Zensur nicht ausliefern.

Eine Erklärung gaben wir den Lesern nicht.

Irgendein anderes Feuilleton begann.

Die Leser murrten auch nicht.

Aber die Ochrana ging nun zur Provokation über.

Der erste Versuch war nur ein leichtes Heranpirschen. Eines Tages setzte sich zu mir an einen Tisch im Café „Jean", wo die Journalisten verkehrten und alle wichtigen Zeitungen aushingen, ein junges Mädchen. Wie von ungefähr fing sie von der Tagespolitik zu sprechen an, freimütig in kleinen Fragen, zurückhaltend in wichtigeren. Ich hielt sie zuerst für eine Studentin. Sie sagte aber, sie sei von Beruf Schriftsetzerin, jetzt arbeitslos — wegen ihrer Beteiligung an der Verbreitung revolutionärer Literatur. Sie sei erst vor kurzem aus Baku geflüchtet. Ob ich vielleicht eine Arbeitsstelle für sie wisse. Ich lehnte freundlich ihre Bitte ab und ließ mich auf nichts mehr ein.

Der zweite Versuch der Ochrana ging dann schon aufs ganze.

Die „Volkszeitung“ hatte damals ihre Räume auf der Alexandrowskaja, an einer belebten Ecke. Da stand ein Polizist.

Über Mittag einmal, als in den beiden Zeitungszimmern nur der Buchhalter und ich waren, betritt die Räume ein fremder Mann in Schwarz. Kommt ohne weiteres in das eigentliche Redaktionszimmer herein. Etwas korpulent, Schnurrbärtchen voran, brünett. Hat es sehr eilig. Nimmt aber schnell ruhige Haltung an. Ich biete ihm einen Stuhl an. Er wird fast verlegen, lächelt aber sehr höflich, räuspert sich.

„Ich komme aus Riga“, raunt er mir zu. Sein Deutsch klingt so, wie es die Letten sprechen, schwingend, sehr weich.

Ich lehne mich zurück, um seinen Hauch nicht zu spüren. Er schwitzt. Ist innerlich stark erregt. Hält sich aber.

Er neigt sich zu mir herüber:

„Können Sie diesen Aufruf drucken und durch die „Volkszeitung“ verbreiten lassen?“ fragt er leise.

Dabei zieht er einen Wisch Papier aus der Tasche und gibt ihn mir. Läßt mich aber noch nicht lesen, sondern erläutert nervös:

Ein Baron Neumann in Riga, Vertrauensmann des Deutschen Kaisers, erbitte durch ihn von der „Volkszeitung“ die Mithilfe an einem Aufstandsplan im Rücken der russischen Armeen. Wir sollten doch sogleich nach „diesem Text“(!) einen kaiserlichen Aufruf in Zehntausenden von Exemplaren drucken und verbreiten — unter den Wolgakolonisten. Es solle Geld gesammelt werden zur Anschaffung von Waffen und Munition. Der Aufstand beginnt auf ein verabredetes Zeichen aus Berlin. In den Ostseeprovinzen und am Schwarzen Meer haben die Deutsch-Russen schon über 500000 Rubel gesammelt. Die Wolgakolonisten können bestimmt 3—400000 Rubel aufbringen. Insgesamt ist 1 Million nötig.

Nun las ich den Text. Was da in einem erbärmlich falschen Deutsch geschrieben stand, war ein richtiger Ausbund von kaiserlichem Aufruf. Er, Kaiser Wilhelm, der Vater aller Deutschen, lasse seinen Ruf ergehen an alle Brüder und Schwestern in der Welt. Sie sollten ihre alte Heimat nicht im Stich lassen. Sammelt Geld, beschafft Gewehre! Baron Neumann ist mein Vertrauter. Folgt seinen Anweisungen!

Was tun? Den Menschen nach seinem Paß zu fragen, fiel mir im Augenblick nicht ein, so verdutzt war ich. Der Name Neumann schoß mir durch den Kopf. Neumann hieß der Verlagsdirektor der „Lodzer Rundschau“, an der ich 1913 gearbeitet hatte, die aber von der Zensur verboten worden war. Direktor und Redakteur hatten damals nach Deutschland flüchten müssen. Zuletzt hatte ich Neumann im russischen Generalkonsulat in Berlin gesehen. Sollte das derselbe Neumann sein?

In diesem Augenblick kam Abels vom Mittagessen zurück. Ich zeigte ihm den „kaiserlichen Aufruf“. Abels blickte den Fremden an. Er muß ihn sofort durchschaut haben. Von irgendwoher empfing der gebrochene kranke Mann eine ungeheure Kraft. Er schmiß ihm den Wisch ins Gesicht, holte zum Schlag aus und rief wütend:

„Hinaus! Hinaus!“

Der Fremde sprang auf, hin zur Tür, vergaß seinen Hut, Abels ergriff den Hut, feuerte ihn dem Mann hinterdrein und schrie ihm nach:

„Provokateur! Ekliger Lette!“

Als wieder Ruhe war, beredeten wir uns, den Vorfall sicherheitshalber dem Polizisten an der nächsten Ecke zu melden. Aber kein Wort von dem „kaiserlichen Aufruf“ zu

sagen. Das geschah. Wir sagten nur, die Redaktion sei überfallen worden.

„Nitschewo", erwiderte der Gorodowoj, „ich werde es dem Pristaw mitteilen."

Eine geraume Zeit verging. Unsere Zweifel quälten uns. Hatten wir am Ende einen einfältigen, seine Sache aber gutmeinenden Rigenser hinausgeschmissen, der zwar gewiß nicht im Auftrag des Deutschen Kaisers, aber vielleicht doch irgendeines Deutsch-Russen zu uns gekommen war, um Mithilfe zu erbitten? Daß ihn die Ochrana nicht fassen kann, dafür hatten wir schon gesorgt; dem Gorodowoj war das Wichtigste ja verschwiegen worden. Aber am Ende kannte ihn, den Fremden, die Ochrana sehr genau? Nur sie doch hatte ihn schicken können. Es war ja der ausgemachte Provokateur, wie er leibt und lebt. Und damit beruhigten wir uns.

Nach einigen Wochen bestätigte die Ochrana es uns selbst, daß sie um die Provokation Bescheid wußte. Niemandem hatten wir von dem „kaiserlichen Aufruf" etwas gesagt. Die Ochrana aber ließ sich unseren Buchhalter kommen, der auch Geschäftsführer des Verlages war und von Rechts wegen auch den „Aufruf" hätte in Druck geben müssen.

Der Ochranachef drohte ihm — woher wußte er denn den wahren Sachverhalt? —:

„Wenn in den nächsten drei Monaten in den Wolgakolonien landesverräterische Proklamationen gefunden werden, dann wißt: alle wandert ihr nach Sibirien!"

Die Ochrana war aber auf falscher Fährte.

Sie hätte ihre Spitzel in ein kleines Hotelzimmer auf der Njemezkaja lenken sollen, wo zwei hierher verschickte junge Baltinnen wohnten, mit denen wir in Landesverrat konspirierten. Dazu mit überirdischen Kräften, mit wahren Gespenstern.

Die Baltinnen verstanden sich auf Spiritismus.

An einem Abend versuchten wir es.

Auf die braune Tischplatte schrieben wir mit Kreide das deutsche Alphabet. In Fraktur! Aus purem Trotz. Kippten einen Teller auf der Tischplatte um, legten unsere sechs Hände darauf, durch Daumen und Goldfinger verbunden, und warteten.

Auf einmal schob sich der Teller sachte vorwärts. Dann kreiste er ein wenig, blieb stehen.

Der Geist war schon da.

„Wer ist da?" fragte eine der Freundinnen.

Der Teller schob unsere Hände von Buchstabe zu Buchstabe:

„S—t—i—f—t—e—r."

„Was willst du uns sagen, Stifter?" fragte das Medium.

Und Stifter antwortete:

„Was euch am meisten gefallen könnte."

„Schön, Stifter", fragte das Medium weiter in freudiger Spannung, „wer wird in diesem Krieg siegen?"

„D—e—u—t—s—ch—l—a—n—d", erwiderte Stifter zu unserer Freude.

Wir fieberten vor Ungeduld.

„Und wer wird über wen siegen, Stifter?" peinigten wir den Geist.

„H—i—n—d—e—n—b—u—r—g", rückte Stifter den Teller hin und her.

„Aber wen wird Hindenburg besiegen, Stifter, wen?" drangen wir auf ihn ein. Unsere Herzen klopften bis in den Hals herauf.

„N—i—k—o—l—a . . . . . ."

Der Teller stockte. Stifters Geist entschwand.

„Wann, wann?" riefen wir noch.

Aber Stifter erwiderte nichts mehr. Ein erstaunlich vorsichtiger Geist. Ob der Zar Nikolaj oder der Großfürst Nikolaj die Niederlage Rußlands besiegeln würde, wußte auch er noch nicht. Mit Hindenburg muß er aber eins gewesen sein, dieser baltische Wolgageist.

Ein Glück, daß Stifter nicht in die Hände der Ochrana fiel. Auf feine Späße verstand sie sich nicht. Aber so plump auch ihre Provokation in der „Volkszeitung" war, sie stöberte mit noch größerer Plumpheit in den Kolonien weiter.

Völlig geklärt wurde zwar ein kurz danach folgendes Vorkommnis in Balzer nicht. Die Beteiligten selbst aber sind überzeugt, daß auch hier die Ochrana im Spiel war.

Unsere Bauersleute hatten von jeher mit stiller Zuneigung an die russische und die deutsche Kaiserin gedacht. Insgeheim erhofften sie von ihnen einen Sonderfrieden zwischen Petersburg und Berlin.

Dies kindliche Vertrauen regte die Ochrana zu einem besonders drastischen Coup an. Eine Zarentochter bereiste unsere Dörfer.

Die Kolonie Balzer bekam eines Tages aus dem deutschen Nachbardorf Beideck die frohe Botschaft, die Zarentochter Tatjana werde in wenigen Stunden zu einem kurzen Besuch eintreffen.

In kaum einer oder zwei Stunden glich Balzer einem Festlager. Fahnen, Girlanden und Wimpel schmückten die Straßen. Weißgekleidete Ehrenjungfrauen mit Blumensträußen standen vor Ehrenpforten. Die Balzerer wollten sich der Ehre würdig erweisen. Sie bereiteten auch ein Festessen in einem der vornehmsten Häuser. Ihre vielen Rubel verpflichteten. Und auch ihre Loyalität zum Zarenhaus sollte nicht angezweifelt werden können.

Die Prinzessin kam gefahren und wurde mit großer Ergebenheit empfangen. Nach den Zeremonien begann das Essen. Über den Tischen hingen Lampions, die am Abend lieblich zu leuchten anfangen sollten. An den Wänden prangten inmitten von Grün und Blumen die Bilder der Zarenfamilie. Messer und Gabeln klapperten bald lustig auf den Tellern. Alles schien nach Wunsch verlaufen zu sollen. Die Balzerer waren geschmeichelt. Die Prinzessin führte sich soweit ganz gut auf, wenn man ihr die Prinzessin auch nicht sofort ansah. Ein Mißtrauen schickte sich nicht.

Aber da hatten einige Ehrenjungfrauen schon vor dem Essen, als die Prinzessin sich wusch und kämmte, verwundert gesehen, daß die feine Gastin zerrissene Strümpfe trägt. Sie berichteten es ihren Müttern; die aber sprachen entschuldigend: „Sie ist auf der Reise." Die Prinzessin war auch ohne Begleitung gekommen, dazu auf einem schlichten Bauernwagen. „Sie will nicht überall erkannt werden", hatten die Männer gemeint. Nun aber beim Essen, in dem feinsten Hause der Kolonie, wo städtische Manieren galten, handhabte die Gastin Messer und Gabel verkehrt, ja, sie scheute sich, die Servietten anzufassen, und leckte die Finger so geschickt ab, daß jedermann zweifelte, ob Prinzessinnen derlei tun dürfen, wenn sie wirkliche Prinzessinnen sind.

Die festliche Stimmung schien in Mißtrauen umschlagen zu wollen. Tatjana bemerkte es und tat ein übriges. Sie sprang auf, eilte zu einem der Bilder der Zarenfamilie und rief aus:

„Ach, Mama, Mama! Wie gut doch sind deine Wolga-Njemzy!"

Doch die Wolga-Njemzy waren plötzlich helle geworden.

Einer von ihnen unternahm es, die Fremde nach ihrem Paß zu fragen. Er geleitete sie durch das Haus. In einem Nebenzimmer fragte er sie stracks: „Wer sind Sie?“

„Ich bin Tatjana Nikolajewna“, war die Antwort.

„Aber doch nicht die Zarentochter“, hielt ihr der Wolga-Njemez entgegen, „haben Sie einen Paß?“

„Nein“, gab die Fremde schnippisch zurück, „eine Zarentochter braucht keinen Paß.“

Im gleichen Augenblick hielt vor dem Hause ein Dreigespann mit Schellengeläut. Der Urjadnik war gekommen. Ihn hatten die Balzerer schon vorher eilig zu dem Festessen eingeladen.

Die Prinzessin eilte in den Festsaal zurück.

Der Kreisamtmann trat in den Saal.

Aber anstatt einer seltenen Feierlichkeit beizuwohnen, mußte er die Gastin in Haft nehmen.

Die Ehrenjungfrauen kicherten. Die Mütter schämten sich. Die Männer fluchten.

Der Urjadnik aber redete nicht viel, sondern nahm die Fremde zu sich in die Troika und fuhr davon.

Wußte er von allein, was gespielt wird?

Die Balzerer behaupteten, die Ochrana habe sich überzeugen wollen, ob sie auch treue russische Untertanen seien. Und sie behaupten weiter, was sie taten, sei kein Schwabenstreich gewesen. Vielmehr eine Loyalitätsbezeugung.

Zuzutrauen war der Ochrana diese Provokation.

Sie witterte Aufstandsluft in den Kolonien.

Aber von dem einzigen und wirklichen Aufstandsversuch hat sie nichts erfahren.

In die kolonistische Volksseele konnte sie nicht eindringen.

Aller Kolonisten Wachheit lohte Widerstand.

Aber es waren Lohen der Verzweiflung bis zur Selbstvernichtung.

Feuer im Land

Nach den letzten Winterstürmen geht im Steppendorf alle Schwere dahin. Der Erdrand ist frei von finsteren Sturmwolken. Nur dünne Märznebel verschweben im Tag. Weißblaue Helligkeit glimmert über dem Land. Die Glockentöne vom Kirchturm gleiten frank hin. Winters im Schneesturm sich stauend, sommers träge in den Gassen hangend, wecken sie im Vorfrühling ein Klingen noch in den Telegraphendrähten und klirren silberfein noch in den Eiszapfen der Birkenhaine weit draußen. Noch die Mushiken in den fernen Russendörfern hören die Glocken von Wolgaruh umhersingen.

Die Augen der Menschen öffnen sich in die Unendlichkeit. Aber das Sonnenlicht wirft wachsende Schatten in die Ebene. Es sind die Tage, da alle Lebewesen wieder sich selbst sehen; die Steppe erwacht. Und die Bauern von Wolgaruh suchen kräftig nach einer neuen und herzhaften Werkpflicht. Ihr Gang wird gedrungen, fest und stark.

Doch als damals die kalte Gläsernheit des ersten Kriegswinters verschmolz in die warmen lenzlichen Schattenspiele, schwangen die Menschenseelen in dumpfer Bitternis. Die quälende Frage schnürte den Bauern das Herz schier ab:

„Dankt uns die Wolga noch das Ackerwerk in der Steppe?“

Und sie scheuten die furchtbare dreifache Antwort:

„Nein!“

Ihre Zweifel vergingen nicht mehr. Und die Feldarbeit war so nahe.

Jeden Morgen konnte das große Tauwetter beginnen. Das Eis auf dem Strom trug nur noch leichte Lasten. Schon waren die schwersten Karawanen an Land geflüchtet. Einen Tag noch oder zwei, und der Eisgang ist da. Vor ihm schauern Jahr für Jahr alle Wolgavölker auf als wie zum erstenmal. Ihre Barden schweigen. Und es ist wundersam: ihn hat je und je noch kein russischer Dichter oder Maler bezwungen. Sein Urwelttosen kommt aus der fernen Tundrastille und schlägt mit Stummheit alle Zungen, wo es hindröhnt.

In Wolgaruh sitzen im Hause eines Bauern auf dem Hobeltisch etliche Männer und beratschlagen sich in der Abenddämmerung. Jungfräuliche Brachsteppe soll wieder aufgebrochen werden. Und es geht darum, welche Saat den allerbesten Ertrag bringen könnte.

Da springt einer im Zorn auf und fordert strack:

„Unser Leben schmeißen wir aus in die Furchen!"

Denn an jenem Tage war es in Wolgaruh zu einem Totschlag gekommen.

Ein gewalttätiger Mushik aus dem nächsten Russendorf hatte auf dem Kirchplatz, torkelnd durch den Markt, solcherlei fluchwürdige Rede geführt:

„Packt euch fort nach Sibirien! Dorthin nur gehört ihr; zu den Sträflingen; ihr Diebe. Gestohlen habt ihr uns das Land, auf dem ihr lebt. Fort aus der Wolgasteppe, deutsches Geschmeiß! Geht im guten! Sonst Mord und Steine über euch, Hundevolk, ihr deutsches!"

Hängte sich ihm dafür sogleich ein Kolonist an die Kehle. Doch der Mushik schlug zu. Einen Eschenknüppel hat er gehabt. Und der Kolonist blieb tot liegen.

Das war in kurzer Zeit der vierte Kolonistenmord gewesen. Aber der erste auf wolgadeutschem Volksland. Das ging in die Seele. Von überall her griffen die Mushiken

nach den Kolonistendörfern. Damals hielten die Armeen Deutschlands schon in Polen und bei Riga. Bis Kiew und Moskau hereinzukommen, hätten sie noch vor, ja, bis in das Wolgaland, redeten die Mushiken daher. Und sie brannten nur noch ärger in Haß und Gier auf Hab und Gut der Wolgadeutschen.

Aller Kolonisten Wille lohte Widerstand. Ihr Zornesweh trieb zur Wachheit bis aufs Blut. Oder das Volk will, mißlingt seine Rettung, sein eigenes Leben für immer auslöschen. Nur nichts den Mushiken überantworten!

Das wissen die Männer am Hobeltisch. Sie stellen sich auf die Beine und wettern Flüche. Aber einer hat schon lange die Tabakspfeife kalt im Mund. Stumm zieht er Zunder und Stein. Schlägt grimmig zu. Funken zischen umher.

Und vielleicht darum, kaum gedacht, bläst ein anderer verbittert die Späne vom Tisch. Er stößt mit dem Zeigefinger mitten auf den Tisch als wie auf eine große Landkarte, und er drängt:

„Hier, Männer, liegt Wolgaruh. Und daneben sind die Erdölzisternen voll des Brennzeugs bis oben. Und dort droben liegt Samara mit seinen Ölzisternen. Und dort unten liegt Astrachan und hat neben sich die allergrößten Zisternen und die meisten. Und bis tief in die Steppe längs der Wolga liegen unsere zweihundert Heimatdörfer, und alles Land dazu ist unser. Und Mensch und Tier darauf sind unser. Und ehe uns das alles die Mushiken nehmen, verbrennen wir es lieber — und uns selbst mit dazu. Ja oder nein?"

Und die Männer sagen:

„Ja!"

So begann die Feuerwacht.

Ledig ihrer Menschenrechte, umlauert wie Wölfe und Füchse, in ihre Dörfer eingepfercht, verbittert ob ihrer Demütigung, vergrämt ob der Fragwürdigkeit neuen Ackerwerks, verdrossen ob des Mushikenundanks selbst für den Kriegsdienst gegen Deutschland, dergestalt gehetzt, trauten die Kolonisten sich schon einen Winter lang nicht mehr allein über Feld. Nur truppweise noch brachten sie ihr Getreide zu Markt oder holten sie in den Städten, was sie so brauchten, allzeit fürsorglich bewaffnet mit Äxten und Schlachtmessern. Hörbar durften sie kein deutsches Wort mehr reden, sonst wäre Kerker ihr Los geworden. Es war Krieg mit Deutschland, und darum war das Kolonistenvolk vogelfrei. Und sie hatten Geld in den Säcken. Ihre Häuser und Gäule gefielen allen Mushiken. Auf ihrem Land wuchs die allerbeste Frucht. Nun gar trachteten die Mushiken ihnen nach dem Leben, und standen doch vierzigtausend Kolonisten in den Zarenheeren, beraubt ihrer Militärfreiheit, gegeben noch von der Großen Katharina für ewig.

So geboten denn die Männer am Hobeltisch die Feuersbrunst im Wolgaland. Die Lohe der Volksnot soll den Himmel erreichen!

Jedoch eine kolonistische Verschwörung, ein Kolonistenaufstand, hätte strack wie der Blitz in die hohe Politik eingeschlagen, dessen waren sich unsere Bauern bewußt. Sie überlegten kurz. Ohne die Zustimmung und Mithilfe ihrer Volksmänner wollten sie nichts beginnen.

Darum wandten sich etliche Kolonien in reinstem Vertrauen an Peter Lorgast. Er stand ihnen schon viele Jahre als uneigennütziger Berater in allen ihren kleinen und

großen Dingen nahe. Er war einer unserer vordersten Kämpen der Volksarbeit in Kultur und Wirtschaft, unerschrocken, von allkolonistischer Gesinnung, bedacht auf strenge soziale und politische Gerechtigkeit, intelligent, willensstark, ein kluger Pionier wolgadeutscher Heimattreue.

Die Bauern bedeuteten ihm jetzt: Einen ehrenhaften Feind, ja, den würde der Kolonist noch als seinen Herrscher und Herrn haben dulden können. Aber der Zar war weit, und auf seine Provinzbeamten war für Deutsche seit Kriegsbeginn kein Verlaß mehr. Brach nun gar schon lichtscheues Gesindel in ihre Dörfer, neidisch und heimtückisch wie der Leibhaftige, nein, dann schon lieber das eigene Leben für unser Volksland aufs Spiel setzen, es bis in die Wurzel mit einem Schlag auslöschen, wenn es anders nicht sein kann. Solle Rußland sich an den Ruinen und Leichen ergötzen!

Peter Lorgast überdachte im Bewußtsein der Verantwortung den Fall. Gewiß, die Bauern holen weit aus. Aber sollte er, der Vertraute dieser Verzweifelten, dieser im tiefsten Herzen verwundeten biederen, treuen Ackersleute, sollte er zusehen, wie auch ihre und seine Steppenheimat von der russischen Kriegsfurie angepackt wird, nachdem sie schon die Gehöfte der deutsch-wolhynischen Kolonisten bis auf die Erde weggebrannt hatte? Waren nicht die wehklagenden Flüchtlingsmassen von dort ein unmißverständliches Zeichen auch für die Gefahren an der Wolga? Sollte man da einer russischen Brandstiftung nicht schnell zuvorkommen?

Hochgewachsen und breitschultrig trat Peter Lorgast eines Tages in unser Saratower Redaktionsstübchen. Aber er war nicht gleich nach der Ankunft in der Stadt zu uns gekommen. Unruhig war er zuerst stundenlang durch die Straßen gewandert, mit sich selbst kämpfend, dabei hof-

fend, daß ihm vielleicht noch im letzten Augenblick die Botschaft begegnet: der Krieg ist zu Ende! Aber wie er auch hinsah und hinhörte, die Lage an den Kriegsfronten und im ganzen Lande verschlechterte sich nur. Man redete schon von der Vertreibung der Wolgadeutschen nach Sibirien! Nein, ein Durchhalten der Wolgakolonien, ein Nichtverzweifeln schien ganz und gar ausgeschlossen! Nun durften die Hände nicht länger im Schoß ruhen. Lorgast entschloß sich. Er vertraute den Auftrag seiner Bauern der Redaktion der „Volkszeitung" an.

„Es ist jetzt schon so weit gekommen", offenbarte er sich nach einiger Verlegenheit, „daß nur noch eine Verschwörung aller, aber auch aller Kolonien die Russen zur Besinnung bringen kann."

Und nachdem er die Ermordung eines Kolonisten auf unserem Volksland erzählt hatte, stieß er leidenschaftlich hervor:

„Sobald auch nur ein einziger Kolonist wieder erschlagen wird, wollen die Leute in unserer Gegend alle Petroleumlager am Strom in Brand stecken, von Samara bis hinunter nach Astrachan soll das Petroleum lichterloh über den Strom laufen, ob zur Eiszeit oder im Sommer. Die Russen sollen erfahren, wollen die Bauern, daß es jetzt ein Ende haben muß mit den Greueltaten! Die Wolga soll brennen, das wird das Zeichen sein, daß die Kolonisten sich wehren wollen, wenn die Quälerei nicht aufhört. Eigens dazu bestimmte Stafettenreiter werden binnen 24 Stunden allen Kolonien, bis auf die letzte, Kunde bringen, daß es Zeit ist."

Vergrämt, fragend und ratlos blickte der alte Mann mich an. Seine harten knochigen Hände hielt er fest ineinander. Auf sein graues Haar fiel ein dünner Sonnenstrahl. Was konnte ich erwidern? Mein Jungenherz schlug im Takt des seinen. Das war nicht irgendein weinender Greis! Da

weinte ein Volksmann, den ich vorher niemals gesehen, wenn auch dem Namen nach gekannt hatte. Sein Ruhm klang überall. Und es weinte ein ganzes Volk mit ihm! Unser Volk! Unsere lebensharten Kolonisten!

Ich war noch zu jung, um raten zu können. Wie konnte ich alten Männern, die gebeugt dahergingen vor Erfahrung, die im Leben nichts — außer der Kränkung — hatte niederschlagen können, wie konnte ich mit meinen einundzwanzig Jahren einem ganzen Volk einen Rat geben? Ich sah hier die schmerzlichste Ohnmacht meiner Wolgaheimat, die ich gerade erst mit dem Sinn des Mannes zu erfassen begonnen hatte, die Ohnmacht eines starken Manneswillens wider unser Volksschicksal mitten im Krieg gegen Deutschland, das ferne, das sich so unsagbar, so legendär schon fast, mutig mit einer ganzen Welt herumschlug, die Ohnmacht einer getäuschten, gekränkten Rußlandliebe, einer großen und reinen Treue zur Wolga, die ohnmächtige Auflehnung, den verzweifelten Aufruhr, den entsetzten Sprung eines ganzen Bauernvolkes in den Tod. Bis auf den heutigen Tag schäme ich mich für dich, o du mein großes Rußland, daß du uns kleinem Steppenvolk diese Zynik deines Hasses nicht ersparen konntest. Wie so klein doch warst du, mein Rußland, und wie so groß doch bist du, Wolgaheimat! Wie so groß doch warst du nun in deinem Schmerz, als mich das Ahnen deiner Tragik ergriff, mich, den kaum flügge gewordenen Zeitungsschreiber, den jüngsten Fähnrich deiner Geisteskraft und Charaktergröße!

„Wir sind kein Hundevolk, wir sind kein Hundevolk!" rief der Alte schluchzend aus, als er sah, daß ich vor Betretenheit kein Wort herausbringen konnte.

„Ach, du mein Gott", schrie in mir eine dämonische Kraft, „was sagt er da? Ein Hundevolk? Wir sind ein Hundevolk, meinen die Russen? Wer sagt das? Wann

sagte er das? Wo? Wer hat es gehört außer diesem alten Mann? Und wir können nichts dagegen tun?"

„Was denken Sie dazu?" fragte Peter Lorgast mich leise, „Sie kommen aus Moskau. Was täten da die anderen Deutschen in Rußland? Soll es so sein, wie unsere Bauern wollen?"

Ich schwieg. Eine kurze Weile verging.

Da stand der alte Mann auf, hochgereckt, ernsten, festen Blickes, ein Hüne der Entschlossenheit.

„Nein", sagte er, „es soll und darf nicht sein. Mit Gewalt soll der Kriegsgott nicht in unsere Dörfer gezerrt werden. Durch uns nicht!"

Dann reichte er mir die Hand zum Abschied und ging hinaus.

Welcher unserer Kolonisten hätte nicht Wort für Wort dasselbe gesagt — damals? Damals, als die Kriegswunden unserer Volksseele im ersten Blut schmerzten? Und welcher unserer Kolonisten hätte nicht zuletzt doch so viel Selbstbeherrschung aufgebracht, um nicht zum Angriff überzugehen, sondern in der Abwehr zu verharren, in der bloßen Abwehr, aber in der Abwehr, wenn es nottat, bis zum letzten Atemzug! Es gab ja für uns in Saratow keinen Zweifel, daß die einzige Antwort der russischen Kriegsmacht auf eine offene wolgadeutsche Bauernverschwörung die Niedermetzelung aller und die Einäscherung unserer Dörfer gewesen wäre. Was geschah denn schon ein Jahr darauf, 1916, mit den Kirgisen, als sie sich der Einziehung in den Kriegsdienst widersetzten!

Dem Kriegszarismus waren die deutschen Wolgabauern nichts mehr als Kolonialsklaven.

Die schnellsten Reiter trugen derweilen heimlich einen Brudergruß aus Wolgaruh in die Nachbardörfer und die Aufforderung, sogleich auch ihre besten Reiter auszusenden und immer weiter, also daß in zwei Nächten alle Kolonisten Kenntnis haben von dem Totschlag auf Volksland zu Wolgaruh.

Es sollten fortan alle Dörfer durch Meldereiter ununterbrochen miteinander dergestalt Steppenwacht halten, daß, wo immer ein Bruderdorf überfallen oder ein Kolonist wieder erschlagen würde, unverzüglich die Kunde alle ereilt. Und es sollen die Sturmglocken läuten über das ganze Wolgaland. Dann aber würde von Wolgaruh der Befehl hinausgehen an die Dörfer am Strom, ihrer fünfzig, daß in einer bestimmten Stunde zur Nacht Feuer zu legen sei in alle Erdölzisternen über drei Gubernien hin. Und es sollte durch Reiterscharen das Feuer ausgestreut werden in jedes ferne Steppendorf. Und auf dem Strom die Feuersbrunst, sie sollte über das Eis fließen und es aufschmelzen, daß mit ihm untergeht alles, was darauf ist.

Festen Willens wurde die Botschaft allerorts angenommen.

Da kommt die letzte Stunde. Die Mushiken umzingeln Wolgaruh, fertig zu Mord und Raub. Die Meldereiter im Dorf sitzen im Sattel, verschworen auf Galopp durch die Feindesschar zu den Brüdern allenthalben — auch über den Strom, und knacke er. Auf Minute und Fußbreite ist die Bereitschaft bemessen. Sobald ein Mushik Wolgaruh betritt, geht es los. Verzweifelte Nacht!

Da dringt zu den Glöcknern im Kirchturm vom Strom ein wehlautes Ächzen. Das Eis bricht mitten auseinander, tausendfältig. Querüber, hinauf und hinab knirscht das harte, das grollende Bersten. Zitternd stöhnt die Finsternis. Aus der Tiefe gurgeln auf und überwerfen sich die Schollen, groß wie Scheunentore, krachen zurück und zerschellen

— unförmig schön gestaltet vom Aufruhr der Elemente im gebärenden Wolgaschoß und umflort bis in die Spitzen im Frühschein der aufleuchtenden Sonne. Und ehern aufgellend, erdröhnen die Glocken von Wolgaruh. Ihr Sturmsang fällt ein in das Bersten der quellenden Eiswunden. Drohender, jubelnder Schlag! Er fliegt hin über Steppe und Strom, auftreibend den Sturmschlag aller Bruderglocken im Wolgaland. Und von überall kommt her zurück an den Strom die verwegene Antwort: „Wir stehen zu dir, Wolgaruh!“

Scheu wichen die Mushiken heimwärts in ihre Hütten. Der Wolgalenz überflutete ihre Begehrlichkeit. Fortan blieben sie fern. Sie mochten ein Wunder ahnen. Nur noch stärker und unanfechtbarer waren die Kolonisten geworden. Ihre einsame Heimatnot hatte sie miteinander verschmolzen zu einer großen Lebensmacht. Und das Sonnenfeuer über dem Eisgang hatte ihr wolgaer Menschenrecht befreit von den Banden. Denn es geht seit Urbeginn die Wolgasage, daß ewig erlöset sei, wer zuerst die Sonne grüßt mit den Glocken der Heimat an dem Morgen, da der Eisgang anhebt. Das deutsche Wolgaland war unantastbar geworden. Frei und gesegnet stand auf der Kolonistenwille zum ewigen Steppenwerk.

Die herrlichsten aller Frühlingstage durchschienen die Steppe, die Tage, da die Kolonisten ihre Ackergespanne antreiben und hinausfliegen in die Freiheit, glückselig die Erde aufzureißen und das Korn auszustreuen. Ihre Arme holen wuchtig aus über den dampfenden Furchen, und ihr Atem geht tief und erquickend. Sie mögen nicht mehr nachschauen daheim dem hellen Strohrauch aus ihren Öfen, wie er so zag dahinzieht über die Dächer hinauf zu den streifenden Vögeln. Sie vergessen die Winterenge ihrer Dörfer und die Schneeblässe des Antlitzes der Steppe.

Nein, ihre Gedanken sind zurückgekehrt aus der Unendlichkeit. Bitternis und Zweifel sind dahin. Ihre Augen leuchten jubelnd im dunklen Glanz ihrer Herzenstiefen. Ihr Lebenswille ist unlöslich wiedereingespannt in das Tagwerk des Ackers, hart und süß. Sie gesunden im Born ihrer Schaffenskraft, denn die Liebe zur Heimat ist die Liebe des Gedeihens und Glaubens, nicht der Verzweiflung und Einsamkeit. Kummer und Gram gluckſen unter im Eisgang. Und im Feuer der Frühjahrssonne erblickt der Mensch einen neuen Pfad durch die Wirrsal.

Und es standen danach beisammen die Männer von Wolgaruh draußen in der Brachsteppe frei und stark. Ihre Herzen freuten sich des Werkes:

„Wir ackern dich um, Heimatland, und geben dir Frucht noch für viele neue Ernten. Keiner wird je dich uns rauben, es hülfe ihm denn eine Satansmacht. Wehre ihr, Wolga!“

Inselrebellen

An einem glutigen Sommertag 1915 klebten die Russen blaue Gestellungsbefehle an die Häuser und Zäune. Die einzigen Söhne mußten in den Krieg geholt werden. Rußlands letzte Soldaten. Es gab in Saratow keine Aufregung. Aber die Bevölkerung wußte nun: die Germanzy haben die Oberhand. Jedenfalls nicht die russischen Millionenarmeen. Was ist überhaupt mit diesen Armeen auszurichten, wenn die Germanzy ganz offenkundig mit weniger Soldaten, aber mit mehr Technik und Kriegskunst siegen? Die vielen schweren russischen Niederlagen seit Kriegsbeginn waren noch nicht vergessen. Amtlich immer wieder beschönigt, waren sie doch zur Genüge bekanntgeworden. Die Aushebung der einzigen Söhne bestätigte sie vollends.

„Gott sei uns gnädig!" bekreuzigten sich die Russen.

„Wie sollen wir die Waffe gegen Deutschland erheben, wo sich all unser Herzblut dagegen staut?" fragten die wolgadeutschen Blaubillettler.

Im Todeskampf Rußlands nicht wissen, wofür man stirbt, war unerträglich.

Die Grüne Insel im Strom vor Saratow ist ein verwunschenes Eiland. Weithin sichtbar das ganze Jahr, versinkt sie im Lenz unter die Flut. Schier uferlos wogt nach

dem Eisgang die Wolga. Alle Schiffe gleiten freihin. Bis dann nach Wochen die Insel wieder emporsteigt, ein kleines Paradies im Strom. Das mannshohe Dickicht, strammes Schlehengestrüpp, blüht und duftet. Wasserperlen glitzern auf den Weiden. Vögel picken nach den Tropfen. Und die Tage dehnen sich breit aus in der ersten Sommerwärme. Das Strombett aber verengt sich zusehends. Nicht mehr aus einer Sintflut erhebt sich das Morgenrot. Das drübige Ufer rückt herüber, das hübige Bergufer schiebt sich weiter in den Strom hinaus. Außerhalb der Stadt wirft es violettene Schatten weithin auf das Wasser.

„Die Wolga geht außer Brunst", freuen sich an solchen Tagen unsere Bauern.

Alle Sommersonntage gehört die Grüne Insel der Jugend von Saratow. Jedoch werkeltags, wenn in den Steppen der Weizen geerntet wird, wenn in den Ufergärten die ersten Äpfel fallen und in den Städten die Menschen in den kühlen Häusern bleiben, vernimmt auf der Insel keine Möwe einen Menschen. Die Schmetterlinge haben Hochzeit. Aber mitternachts in der Woche stehen die Jungen und Mädchen, soweit die Wolga fließt, stromauf, stromab an den Ufern und schauen hinaus auf die Inseln im Strom. Sie suchen im Mondschein das Plätzchen drüben für sich und die Liebste. Dort wollen sie baldhin eine Fischsuppe kochen, lieblich zu schmecken.

Doch da war einmal der Tag, da die Grüne Insel zwei Liebende auch in der Werktagsstille barg. Das war, als Peter Klapp Abschied nahm von der Wolgaheimat, um in den Weltkrieg gegen Deutschland auszumarschieren. Und es war mit ihm auf dem Eiland Nadja, die Freundin, das schönste Russenmädchen in der großen Stadt.

Über dem Dreifuß kochte im Kessel der junge Sterlett. Das Angelzeug hatte Peter fortgetan. Nun lag er langhin

auf dem Rücken, halb im Gras, mit den Beinen im heißen Sand, die Augen unfroh geschlossen.

Nadja versah den Herd und schwieg. Denn was die wolgaer Fischsuppe angeht, sie braucht der Worte nicht viel. Peter aber ruhte aus. Doch keine Müdigkeit nur steckte in ihm. Nadja schaute heimlich auf ihn.

Peter murrte im Halbschlaf. Das ganze Unheil sah er jetzt vor Augen. Nun will der Zar mit aller Macht, grimmelte es in ihm, die Feindesarmeen aus dem Land treiben und schlagen. Bis Moskau dürfen sie nicht hereinkommen. Schon recht, und ich kann es ihm nicht verdenken. Der Kaiser Wilhelm hat ja die Kosaken auch davongejagt aus seinem Reich, was denn? Aber das Deutschland ganz zu zerstören, wie der Zar will, rechtet Peter, das ist ein schlechter Ukas, ich bin dagegen. Was tu ich im Krieg? Wenn sie mir jetzt ein Gewehr und den Säbel umhängen und befehlen: „Peter, drauflos!", auch wenn die Deutschländer wieder daheim sind, nein, das tu ich nicht, so was machen die Wolgakolonisten nicht. Aber vielleicht könnte man davonlaufen, nach China vielleicht, oder zu den Samojeden. Aber das darf keiner. Wir müssen dem Zaren treu bleiben. Er hat uns ja auch vor den Japanern und Türken geschützt, damals, und die Große Katharina hat uns vor den Kirgisen geschützt und vor dem Räuber Pugatschow. Aber so strack auf Deutschland losmarschieren . . ., die Russen können doch selbst nicht mehr vorwärts. Die Mushiken sagen schon, daß man die Deutschländer wahrscheinlich nicht ausrotten kann, sagen sie alle. Sie wollen auch keinen Krieg mehr, die Mushiken. Zuviel Rußländer sind schon tot und verkrüppelt. Was braucht der Zar noch mich?

Gequält dreht Peter sich um auf den Leib. Den Kopf streckt er aus dem Gras hervor und schaut lange zu Nadja

hin. Feuer legt sie unter den Kessel. Die Suppe rührt sie um, schmeckt sie schon ab. Und das Herz tut ihr weh um den Peter.

Immerfort denkt sie so: Auf Deutschland läßt er nichts kommen, was braucht er somit ein russischer Soldat zu werden? Rein unnütz ist er im Krieg. Kommt mir vielleicht gar um. Und ich möcht' ihn nimmer abgeben. Hierbehalten möcht' ich ihn und ihn alleweil abherzen und ihm gut sein. Sie hat schon etwas von seiner Sprache gelernt. Aber nichts kann sie ihm raten. Ein Ukas ist es.

Und zu ihm sich niederkniend, hebt sie Peters Kopf vor ihr heißes Gesicht. Sie will ihn trösten. Sie küßt seine Augen und sagt:

„Aber vielleicht kommst du noch frei, Peter, ja? Oder vielleicht hört Deutschland bald von selbst auf, ja? Und dann mußt du nicht mehr schießen, nein?"

Streicheln will sie ihn. Doch dem Peter steigt das Blut zu Kopf. Er springt auf, und er ruft laut, daß es über die Insel in die Wolga hinausschallt:

„Nadja, was ist mir das nur für ein Frankreich, daß ihm der Zar auch noch Soldaten schicken muß?"

So heftig schilt Peter, daß Nadja sich fürchtet. Niemals redet er so hart mit ihr. Scheu blickt sie umher. Aber niemand anders hört ihn. Nur Segelboote streichen fern über das Wasser.

„Sei nicht so böse, Peter", bittet Nadja sanft, „unser letzter Tag ist es."

Doch Peter stampft auf. Das Herz will er sich einmal leerstöhnen in der Freiheit. Für einen Handstreich Gottes hält er diesen Kaiserkrieg! lästert er. Ein Tier fast schon, so will er sich freimachen.

„Nadja, Nadja", ruft Peter aus, „sag mir, mein Liebstes, was ist das für ein Freund, dies Frankreich? Russisches

Leben nimmt er und wirft es vor die Deutschländer wie Dreck, und uns Wolgakolonisten obendrauf?!"

Nadja spricht mild zu ihm:

„Wir müssen ihm am Rhein helfen, Peter, es ist in den Tod unser bester Freund, und wir müssen dem Freund helfen, darum hilft er uns."

Starr steht vor ihr Peter da. Lichterloh glühen seine Augen. Er will eine klare Antwort finden, aber er bebt nur. Und Nadja fragt schnell:

„Wer hat dich nur so sehr verwirrt?"

Und da weiß Peter die Antwort sogleich. Er zögert nicht mehr. Er hat aus Samara eine geheime Nachricht bekommen. Freunde schreiben sie ihm. Die waren schon im Krieg und liegen jetzt krank und zerschossen da.

Den Brief holt Peter aus der Tasche. Ein Aufruhrbefehl ist es schier. Aber Peter verdolmetscht ihn der Nadja. Die Freunde schreiben:

„Und darum, lieber Peter, fasse es ordentlich fest in deine Gedanken. Wir haben auch französische Kanonen gesehen bei Warschau, und die zerschlagen mit einem Schuß eine deutsche Stadt. Und auch französische und englische Gewehre haben wir gehabt, und die zerfetzen alle Leiber, auch die Pferde. Das alles hat Rußland früher nicht gehabt. Das hat es erst jetzt bekommen, und dafür schickt es Soldaten nach Frankreich an den Rhein. Und drum sagen wir euch, die jetzt noch fort müssen in den Krieg: ihr sollt schießen, aber ihr sollt daneben- und darüberschießen und nicht auf die Deutschländer! Wir sagen: schickt eure Kugeln fehl! Wir lieben Rußland und helfen ihm immer — bis auf eines: den Schuß nach Deutschland, den tun wir nicht. So viel Kameraden mußten traurig Abschied nehmen von dieser Welt. Halte Mut, Peter, und sag' es auch den andern!"

Nadja kauert still vor dem Dreifuß. Das Feuer unter dem Kessel ist verglommen. Der leichtwürzige Duft der Sterlettsuppe vergeht im Abendwind. Vom Strom hört Nadja die Möwen ängstig heimsuchen. Die Menschen sind ihnen nur ein Verdruß. Nadja will fort von der Insel. Sie teilt Peter schnell von der Suppe zu und sagt:

„Mich aber vergißt du über dem Frankreich, mein Junge."

Peter hört nicht hin. Auf dem Strom fährt ein stolzes Schiff vorüber, geschmückt mit bunten Wimpeln. So stolz sind die Wolgaschiffe nur, wenn die Russenarmeen einen Sieg errungen haben. Musik klingt herüber. Lampions glühen im Abend auf. Das Schiff hat einen großen Tag.

Nadja aber bittet verstört um Antwort:

„Peter, liebst du mich noch?"

Aber Peter ist unwirsch. Er geht an das Wasser. Den Kahn schiebt er hinaus. Dann aber kommt er zurück und holt Nadja. Er sagt nichts, sondern er umschlingt Nadja nur und trägt sie auf seinen Armen bis an das Ufer.

Auf dem Wasser dann, schon dicht vor der Stadt, läßt er die Ruder hängen. Er blickt in das plätschernde Wasser hinter dem Boot, vorbei an Nadja, und spricht vor sich den Entschluß hin:

„Wenn der Krieg aus ist, suche ich mir eine Heimat!"

Nadja horcht hin. Verwundert denkt sie: „Eine Heimat?" Und sie forscht eifersüchtig bei ihm:

„Verlassen willst du mich dann? Hast du keine Heimat? Die Wolga ist unsere Heimat, Peter, und die Steppe und das ganze Rußland! Was hast du gesagt, Peter, eine Heimat willst du suchen?"

Peter aber fragt scharf zurück:

„Ist Frankreich unser Freund?"

Nadja zuckt entsetzt mit den Achseln. Weh tut er ihr.

„Weiß ich es denn so genau?“ flüstert sie zagend.

Bebend in der Abendluft, blickt sie traurig vor sich hin.

„Wohl denn“, spricht Peter, „wo Freunde meinen Feinden helfen, da habe ich auch keine Heimat mehr.“

Seine Lippen zittern. Aber schon gleich tut ihm die Härte leid. Und er fragt Nadja beklommen:

„Gehst du mit mir, die Heimat zu suchen — überm Meer, weit fort von der Wolga?“

Ihre Augen verdeckt Nadja mit den Händen. Sie neigt sich nach vorn. Sie schluchzt auf. Ihr Herz aber weiß die Antwort. Und Peter hört ihre Stimme.

„Nein, ich gehe nicht fort von der Wolga“, sagt Nadja bitter.

So schieden an jenem Abend die Freunde für immer voneinander, Nadja, das Kind, und Peter, der Rebell.

Wie grausam doch ging es zu!

Fürwahr: auf einmal wird es bekannt. Der Zar gibt den Ukas: Wo Eltern nur einen Sohn in das Leben gestellt haben, da wird auch der in den Krieg geholt! Unwille schwelte gegen den Thron auf. Nicht, daß bis dahin jede mehrmalige Mannesfrucht gern hingeopfert worden wäre, nein. Sondern es verbarg sich in der Schonung der einzigen Söhne seit Menschengedenken das Geheimnis der Unerschöpflichkeit aller Lebensfülle aller Völker Rußlands. Denn daß niemals die einzige männliche Leibesfrucht wo immer dem Feinde hatte geopfert werden dürfen, daß sie seit alters außerhalb jeglichen Überschlags der Zarenarmeen hatte bewahrt werden können, war das nicht ein heiliges russisches Gesetz gewesen? Nun aber wurde der letzte

Lebensborn vom Zaren selbst angetastet und entweiht — wider den eigenen Schwur! Die Eltern unserer Kolonien konnten ein so unheiliges Blutopfer keinem Sieg darbringen, schon gar nicht einem Sieg über Deutschland, und würde der Zar den eigenen Knaben hingeben! Die Göttlichkeit unserer Wolgaheimat war zuschanden.

Aber es kam der Tag, und sie alle rissen sich die Herzen aus den Leibern und legten sie, selber verblutend, vor dem Zarenthron nieder.

Der Abschied von unserer „Volkszeitung“ wurde mir schwer. Als jüngster Fähnrich unseres Volkskampfes wähnte ich mich in dieser Kriegszeit hier am rechten Platz. Zum Glück brauchte die Zeitung durch mein Ausscheiden in ihrer Mission nicht behindert zu werden. Ich vertraute die Redaktion und den Verlag älteren Freunden zu guten Händen an. Und das war wahrscheinlich auch am besten so. Unerfahrenheit im politischen Kampf und jugendlicher Impuls hätten möglicherweise mit der Zeit doch einiges Unheil anrichten können. Mit Sibirien waren wir schon verwarnt worden, und derlei sagte die Ochrana nicht zweimal. Überdies: Kriegsdienst wollte mir schließlich immer noch als ein ehrenwerterer, wenn auch weit gefährlicherer Lebenskampf erscheinen, dazu nützlicher an Erfahrung in Politik und Lebenswissen schlechthin, als ein Verkommen in sibirischer Zwangsarbeit. Das Leben stand uns noch bevor. Vielleicht kehrt man aus dem Krieg unversehrt zurück, wähnte man, dann würde die Soldatenzeit nur von Nutzen gewesen sein. Man hätte das Verhalten auch anderer Völkerschaften Rußlands in den Zarenarmeen kennenge-

lernt, wäre vielleicht auch in Gefangenschaft geraten — und so nach Deutschland gekommen. Wozu sich schließlich den Kopf zerbrechen, wenn an einem Ukas ohnehin nichts zu ändern ist! Reißaus zu nehmen noch vor der Musterung oder mich durch Bestechung von Militärbeamten vom Kriegsdienst zu befreien, kam mir nicht in den Sinn. Ich hielt derlei für unehrenhaft, und viele, ja, die meisten unserer Kolonistensöhne dachten ebenso.

Es gab freilich auch eine andere Meinung, etwa in bezug auf Sibirien. Manchem wäre Sibirien lieber gewesen. Aber das war nicht nur eine Sache des Geschmacks, sondern auch des Impulses. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich vor der Musterung meinem Herzen durch einen offenen Abschiedsbrief an unsere Bauern in der „Volkszeitung" Luft gemacht, durch einen Brief etwa in diesem Sinne:

„Wie seit dem Kriegsbeginn die germanophobe Sturmflut zahllose Wolgadeutsche aus allen Teilen Rußlands wie auf magisches Geheiß wieder in unser Steppeneiland zurückgeführt hat, wie sich dann der Strom deutschländischer und deutsch-russischer Verwiesener und Flüchtlinge aus dem Westen Rußlands zu uns in die Wolgaprovinzen ergoß, wie diese volkliche Zusammenballung zwischen Ural und Wolga sinnfällig gleichsam vollendet wurde und noch vollendet wird durch die Massenanfuhr deutschländischer Verwundeter und Kriegsgefangener, so schied und scheidet aus dem wolgadeutschen Volk selbst Jahrgang für Jahrgang der brauchbarsten Männer in die Armeen des Weißen Zaren aus.

Jetzt holt man auch die letzten Vorräte, die einzigen Söhne, unsere Blaubillettler, unsere jüngste Reife, in den Krieg. Auch wenn man nur mit 20% unserer männlichen Bevölkerung rechnet, so werden in diesem Krieg doch einige Zehntausende altgediente Soldaten und Rekruten aus unseren Kolonien gegen Deutschland verwendet, mit der Waffe in der Hand verwendet, denn nur die zahlenmäßig geringeren Mennoniten brauchen keine Waffe anzurühren. Warum können denn nicht auch wir anderen, wenigstens in diesem Krieg, als Sanitäter, Sappeure, Kronsforstbeamten dienen? Was wir Wolgakolonisten aber geben müssen an Männern, das bedeutet die Zwangsgestellung zu einem ganzen Armeekorps Waffenträger, ein so schweres Blutopfer, wie es in 150 Jahren Rußland noch nicht dargebracht werden mußte. Noch ist ja nicht der schnöde Raub der unseren Ahnen für alle Zeiten versprochenen Militärfreiheit verschmerzt, noch weiß niemand unter uns einwandfrei, wie wir wolgadeutschen Zarensoldaten uns im Krieg mit Deutschland im äußersten, im letzten Augenblick, Auge in Auge mit Deutschländern, verhalten sollen, obzwar der Krieg jetzt schon ein Jahr dauert und viele Kolonisten entweder tot sind oder in Gefangenschaft kamen, unfreiwillig oder freiwillig. Aber ist freiwillige Gefangenschaft nicht Verrat an Rußland? Gewiß, es sind auch viele Kolonisten im Kampf gefallen — für Rußland, für die Wolga, was wissen wir? —, aber ist das nicht Verrat am deutschen Bruder?

Wir einzigen Söhne, wir jüngste Gärung unseres gefesselten Volkes, wir mögen und können weder Rußland noch Deutschland verraten. Nur eines können wir: die Kugeln unserer Gewehre fehlleiten. In diesem Krieg, in einem Krieg mit Deutschland, zeigt es sich unwiderruflich, daß Morde nicht uns zukommen. Wir weisen sie von uns. Wir erobern uns in diesem Zwiespalt unserer Seelen das Recht, den Flug der Kugeln nach unserem Gewissen zu lenken. Am allerwenigsten doch darf die einzige männliche Leibesfrucht der Menschen andere Menschen töten und sich selbst dem ungerechten, willkürlichen Tod aussetzen. Dürfte

sie es, der Welt Ende wäre in des Menschen Hand gegeben. Keineswegs! Der Irrflug unserer Gewehrkugeln ist unser Schwur auf das Leben schlechthin. Sollten wir aber fallen, so sind wir nicht ohne Aufbegehren gegen den Widersinn unseres Volksschicksals gefallen.

Wo ist unser Vaterland? schreit es in uns, wo ist unser Vaterland, Wolga?"

Einen ganzen Tag lang brachte ich keinen Bissen hinunter. Am Abend dann, als in der Stadt die Laternen und auf dem Strom die Lichter der Schiffe angingen, erst in der mitternächtlichen Dunkelheit der Wolga kam wieder Ruhe in mir auf.

Ich saß auf dem hohen Ufer in einer russischen Gastwirtschaft und blickte von der Veranda hinunter auf den Strom. Ein Luxusschiff hatte drunten festgemacht, es war von Nishni-Nowgorod nach Astrachan unterwegs. An Bord erklang Klaviermusik. Im Lichtmeer des Schiffes flanierten, die Abendkühle genießend und den süßen Geruch des Maschinendampfes und den würzigen der Schiffsküche, dort spazierten heiteren Gemütes Gymnasiastinnen und Studenten aus der Stadt — die Wolgaschiffe waren gastfrei genug, wo sie anhielten. Ich aber suchte hier oben allein den letzten rettenden Gedanken für unser wolgaer Kriegsvolk in der Zarenarmee und für uns einzigen Söhne — vergeblich. Niederschreiben durfte ich nicht, was zu sagen gewesen wäre. Bleistift und Papier lagen bereit. Aber sollte ich die „Volkszeitung" mutwillig in das Verderben jagen? Wäre das ein anständigerer Abschied gewesen als Stillschweigen? Und durfte ich meine Freunde gefährden?

Eine Flasche Krimwein half mir über die Stunden hinweg.

Zeitungsgedanken, die 20 Jahre reifen, scheinen in der Vollreife zu sein, wenn sie niedergeschrieben werden dürfen. Sie sind es aber nicht immer.

Die Gewehrkugeln fehlleiten! hatte ich mir gedacht. Aber am nächsten Tag schon, auf der Grünen Insel, fragte mich Manusch Laavestab, mein Freund, den dann die ostanatolische Erde zudeckte, 1917, als wir schon marode geworden waren im russischen Soldatenhemd, Manusch fragte auf der Grünen Insel stracks:

„Und was tätest du im Bajonettkampf mit einem Deutschländer?"

Die rechte Antwort bin ich noch heute schuldig.

Denn als ich erwiderte, ich würde mich wahrscheinlich als Wolgadeutschen zu erkennen geben, platzte Manusch sofort heraus:

„Das kann jeder sagen. Du bist aber doch mit der russischen Waffe in der Hand betroffen worden! Also müßtest du dich niederstechen lassen!"

Donnerwetter, das war es! Aber nein, in die Klinge renne ich auch einem Deutschländer nicht!

Aber was denn sonst? Selbstmord?

Aber wofür denn, für wen denn, wozu denn? Um alles in der Welt, wo liegt da ein Lebenssinn?

Auf dem Bazar kauften wir uns kräftige Schaftenstiefel. Legten Wäsche und etliches Kolonistengebäck in unsere Soldatenkisten. Denn daß man uns anmustern würde, sahen wir voraus. Wenigstens darüber bestand kein Zweifel.

Mit Russen in Reih' und Glied

In den Wolgakolonien gab es eine einzige Militäranekdote, und auch sie verspottete den kolonistischen Soldaten.

Der Hanjörg war der Leibgarde des Zaren eingegliedert worden.

Als er nach drei Jahren wieder in sein Dorf zurückkam, fragten ihn die Leute:

„Wie war's, Hanjörg?"

„Gar net so einfach", erwiderte protzig der Hanjörg, „wir Koloniste sein beim Kaiser was wert. Wie er mich zum erstemol gesehe hat, is' er uff mich zukomme un hot froh gerufe: »Strastje, Hanjörg!«"

Diese Anekdote war uralt, aber sie wurde von den Bauern immer gern erzählt, wenn die ausgedienten Soldaten heimkehrten. Die ausgedienten Soldaten konnten sich auf russisch unterhalten und waren fest im Schritt. In ihre Körper war straffe Zucht gekommen. Das machte sich auch in der Arbeit und im Umgang mit den Dorfleuten bemerkbar. Bei den Mädchen und Frauen waren die Ausgedienten hoch im Ansehen, wenn sie sich sonst nichts zuschulden kommen ließen. Sie konnten viel erzählen, waren weit weg gewesen. Sie stachen die Alten und die Ungedienten bei den Gemeindeversammlungen aus. Kurzum: der Volksmund hielt sie für hoffärtig, für verstädtert, somit für albern.

Aber das war in der Friedenszeit gewesen. Im Krieg mit Deutschland nun verschwand die Anekdote. Eine andere

kam auf. Die Tragik der Einkreisung Deutschlands machte Sorgen.

„Hoste gehört, Iwan Iwanewitsch, jetzt hun auch die Australier Deutschland den Krieg erklärt!" sagt aufgeregt der eine.

„Macht nix, Pjotr Petrowitsch", tröstet gelassen der andere, „wenn's Puddel sei, dut's dem Has' nix!"

Dachten die Bauern aber an ihre eigenen Söhne in diesem Krieg, schwieg ihr Humor.

Auf einem Kasernenhof in Saratow hatten sich die einzigen Söhne der Stadt, soweit sie für kriegstauglich befunden worden waren, zur Abfertigung nach Insar im Gouvernement Pensa einzufinden. Zum erstenmal standen wir Kolonisten in Reih' und Glied mit Russen, noch völlig ungeordnet, halb noch in ziviler, halb schon in militärischer Kleidung. Aber die Kolonisten waren leicht an ihrer gezwungenen, geraden Haltung zu erkennen. Als Fremde in dieser Mitte fühlten sie sich zu Gehorsam und Akkuratesse besonders verpflichtet. Ihre Stiefel waren blank. Ihre Soldatenmützen paßten ihnen gut zu Gesicht. Und bei der Verladung nach Insar stürmten sie nicht die Viehwaggons, wie es viele Russen taten, um den besten Liegeplatz zu bekommen, sondern warteten ab, bis sich Gelegenheit bot, in Ruhe und Ordnung einzusteigen. Die besten Plätze waren natürlich weg. Aber sie richteten sich ein.

In Insar bekamen wir die Schinelle. Ein Schinell, das ist der lange Soldatenmantel. Eine graue Filzuniform, unten zu breit, oben zu eng. Haltbar jedoch ein Jahrhundert lang. Mitten der Ledergürtel. Schinell sagt nur der

Kolonist. Der Russe sagt Schinelj. Es ist kein weltbewegender Unterschied. Unser Kamerad Peter Klapp aber sprach das Wort betont hart aus. Schinelj klinge zu weich, mehr eine Liebkosung sei es, meinte er verächtlich. Und grinste philosophisch. Dagegen Schinelllll, das wäre so hart, wie der Schinelllll selbst hart wäre. „Ist auch nicht weiblichen Geschlechts" — der Russe sagt die Schinelj —, „sondern männlichen. Der Schinelllll!"

Immer war Peter Klapp mit dem Herzen vorneweg. Schwerfällig im Körper, aber im Augenwinkel die Phantasie. Und eine gerade Weltanschauung hatte er, schien es. Aber die kehrte er nur hervor, um seine gräßlichen Zweifel zu beschwichtigen. Wenn er die Hacken zusammenriß, später schon, schoß es ihm stets durch den Kopf: „Wird mir das der Schulmeister verzeihen?" Vor dem Schulmeister daheim hatte er Respekt.

Wir krakeelten nicht und wimmerten nicht. Es kam ja alles darauf an, an welche Front wir geschickt werden würden. In einem geringen Grade war Kriegsdienst auch eine Rehabilitierung. In der Armee gibt es in erster Linie Soldaten und Offiziere, nicht Njemzy und Russen, meinten wir zu bemerken. Waren denn an der Feindseligkeit zwischen Njemzy und Russen nur die Russen schuld? Freilich, im Krieg jetzt tat sich der russische Chauvinismus vieles zugute. Aber hatten sich die Kolonisten nicht mit Überlegung von den Russen seit Anbeginn abgesondert? Und war denn auch ihr Festhalten an der Wolgaheimat nur eine zwangsmäßige „Verrussung", war das nicht auch eine freiwillige Einreihung in den Heimatbegriff Rußland? Und widersprach es der Logik, Kriegsdienst zu tun, wenn man an der Wolga geblieben, nicht ausgewandert war? Hingen denn die Kolonisten nicht mit Leib und Seele an Rußland? Und hatte sich denn Deutschland jemals um sie

bekümmert? Wußte es überhaupt, daß es deutsche Wolgakolonisten gibt? Und war nicht gar die Existenz dieser Kolonien erst durch Rußland ermöglicht worden? Hatten sich die Kolonisten nicht, wenn auch mit innerem Bangen, doch trutzig und freien Willens in die politischen Fährnisse für ihr Volkstum begeben? Hatten nicht zugleich Mißtrauen und Liebe zum Heimatboden in fremder Umwelt eine nutzbringende Volkskraft erzeugt und erzogen? Und war denn der materielle Nutzwert dieser Volkskraft nicht schon zu einem eigenen steppendeutschen Siedlerschicksal mit seinem eigenen steppendeutschen Kulturwillen geworden? Hatten wir überhaupt zwischen Rußland und Deutschland zu wählen oder nur zwischen eigenem Sein und Nichtsein? Bei aller Feindseligkeit zu uns, stand uns denn Rußland nicht näher als Deutschland? Hatte denn Rußland nicht, bei aller Bevormundung seiner Völker, den deutschen Kolonisten ermöglicht, sich aus der fiskalischen Ackerfron heraufzuarbeiten zu einem eigenen Staatsbürgertum, um dessen Ansehen und Vorrechte sie von den russischen Bauern beneidet wurden, dessen äußeres Merkmal schon im Kolonistenpaß mit der Standesbezeichnung „Ansiedler-Grundbesitzer" auffiel?

Das alles waren aber nicht neue Überlegungen, Fragen und Zweifel, die erst in Reih' und Glied mit russischen Soldaten aufgetaucht wären. Nein. Sie erschwerten uns vom ersten Kriegstag an die klare, eindeutige, abschließende Antwort auf die Frage: Wem gebührt unsere Treue in diesem Krieg, Rußland oder Deutschland? Unsere Untertanenpflicht sagte: Rußland! Unser Volksgewissen aber: Deutschland! Sie beide konnten sich in diesem Krieg nicht miteinander verschmelzen. Die Entscheidung lag im Alltagsgeschehen. Und das band uns durch Heimatliebe zur Wolga an Rußland. Immer schon war es so gewesen. Niemals

aber so schmerzhaft. Und darum, wenn nun die russischen Soldatenmärsche uns den Schritt in Reih' und Glied mit Russen führten, sangen wir den einen Marsch mit, den anderen nicht. Denn das eine Lied trug die Seelen gleich Falken und Adlern hinaus und hinauf in die blauen freien Lüfte, und wir folgten gern dem Takt und Wort. Das andere Lied aber spornte an zur Kriegslust gegen den Zar germanski, den Germanenkaiser, und dies Lied konnten wir nicht mitsingen. Nicht, daß der Zar germanski uns lieber gewesen wäre als der russische, nein. Sondern: wir gehörten zu Deutschlands Volk. Nur nicht sichtbar. Es mußte ein blutrieselndes Geheimnis bleiben — im Herzen unterm Schinell. Wir gehörten ja jetzt zu dem „grauen heiligen Vieh", zur Soldatenmasse.

Aber wo einmal ein Schmerz tiefe Wunden gebohrt hat, da bleiben Narben zurück, die eine Täuschung über die vergangene Alltagswirklichkeit des Krieges nicht mehr zulassen. Eine glühende Sehnsucht quälte uns alle die Jahre hindurch: Frieden, Frieden zwischen Rußland und Deutschland, Frieden für immer! Frieden von Volk zu Volk! Wir dachten daran, wenn wir mit alten Gewehren und wenig Patronen das Schießen lernten, mit Bajonetten nach Strohsäcken stachen, die Kasernen fegten, unsere Läuse fingen, Latrinen reinigten, Wasser herbeischleppten, Tee kochten, Brotteig kneteten, Stiefel wichsten oder Wäsche wuschen.

Wollte man aber einmal nicht daran denken, dann nahm bestimmt ein niederer Vorgesetzter Anstoß an uns.

Ein Gefreiter, der uns drillte, ein ehrgeiziger und dummer Bursche, Russe, stand einmal vor mir und schrie mich an:

„Was, ein Njemez als erster Flügelmann? Das habe ich bald geändert!" — und spie aus.

Am nächsten Tag war ein großer Russe Flügelmann, ein Paukenschläger von riesigem Wuchs, aber ein herzensguter Nebenmann, wie sich herausstellte. Wir wurden gute Kameraden.

Meist waren es nur die unteren Vorgesetzten, die uns schmähten. Die Gemeinen und die Offiziere machten auch dann keinen Unterschied zwischen Njemzy und Russen, wenn sie uns nicht zugetan waren.

Insar liegt an der Insarka, einem Flüßchen, auf dem nur Ruderboote Platz hatten. Weitab von der Bahn lebten die Leute von Insar, Mordwinen, still ihren kärglichen Tag dahin. Die Ackerei war ihre Hauptbeschäftigung.

Unsere Kaserne, ein neues Holzgebäude, lag auf einer Anhöhe außerhalb Insars. Ein Brunnen war noch da, ohne Umzäunung, ein Wasserloch nur in der Erde. Einmal mußten wir einen ersoffenen Hund herausholen — das war Kolonistenarbeit, auf Befehl jenes Gefreiten.

Hinter dem Brunnen, noch weiter im Feld, stand ein halbverfallener kleiner Pulverturm. Daneben ein Bretterhäuschen für die Wache.

Dort in dem Häuschen einmal sagte Peter Klapp zu mir:

„Wenn man das Gewehr hinlegt und dann querfeldein läuft, kriegen sie einen nachts nicht. Und am anderen Tag ist man schon weit."

Ich erwiderte:

„So einfach ist das Desertieren nicht, Peter."

Den Streich mußte ich ihm ausreden, sonst wäre er wahrscheinlich bald davongegangen.

„Du willst wohl erst desertieren, wenn es zu spät ist!“ giftete sich Klapp.

„Ich will überhaupt nicht desertieren“, gab ich Bescheid.

Aber dann kam eine Schneesturmnacht, wie wir noch keine erlebt hatten. Ich stand auf Wacht im Bärenpelz. Ein Ärmel war halb abgerissen. Der Sturm verfing sich in dem Pelz; ich hatte Mühe, mich auf den Beinen zu halten. Schneemassen trieben heran und häuften sich um mich. Die Luft war Eis. Der Pelz fror steif. Die Kameraden vor uns hatten ihn tagelang nicht trocknen lassen. Das Gewehr im Arm, lehnte ich mich an den Pulverturm zurück. Noch eine halbe Stunde hatte ich zu stehen.

Da überkam mich das Weinen. Vor Ärger und Weh.

Und um nicht zu weinen, sang ich mit lauter Stimme in das Schneesturmgeheul hinaus:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Später erzählte ich das Peter Klapp.

„Na, siehst du“, sagte Klapp, „wenn man das Gewehr hinlegt und querfeldein läuft . . .“

Als unser Drill zu Ende war, sollte die Parade vor dem Brigadekommandeur stattfinden. Auch den Schwur sollten wir ablegen.

Fünf Stunden standen wir in den Schneefeldern und warteten.

Dann kam der Befehl: „Zurück in die Kaserne!“

Die Schwurleistung unterblieb. Man hat sie uns auch später nicht abgefordert.

Irgendwo hatte sich in jenen Tagen entschieden, wohin wir zu schicken seien.

Wir wurden einer anderen Brigade zugeteilt.

In Pensa dann erfuhren wir es, wer wir sind.

„23. Ingenieur- und Arbeits-Drushina.“

Abfahrt an die Kaukasische Front.

„Das läßt sich hören“, jubelte Klapp und schlug sich aufs Knie, „dös is was anneres. Liewer Latrine grawe in ganz Rußland bis nach dem Baikal, liewer alles russische Holz z'sammehacke, liewer alle Dag exerziere und alle Nächte am Pulverturm stehe, bloß net an die deitsche Front, bloß net an die deitsche Front!“

Durch die Donsteppen und rund um den Kaukasus gelangte unsere Drushina nach Batum. Wir waren 1000 Mann, nur knapp bewaffnet, doch ausgerüstet mit allerhand Werkzeugen. Die Russen hatten einige Zeit vorher — im Winter 1915/16 — Erzerum und Trapezunt erobert. Im Gebirge von Trapezunt sollte die Drushina Schützengräben und kleinere Befestigungen errichten.

Die kaukasischen Küstenstädte lebten damals in großer Unruhe vor „Goeben“ und „Breslau“. Eines der feindlichen Schiffe hatte kurz vorher Batum beschossen, am Bahnhof sah man noch die Folgen. Derweilen die Drushina in Batum auf Überfahrtgelegenheit nach Trapezunt wartete, bohrte ein feindliches U-Boot ein russisches Rot-Kreuz-Schiff in den Grund. Ein Matrose erzählte uns aber, das Schiff habe Munitionsladungen hinter sich her-

geschleppt, deshalb sei es versenkt worden. Nur mit Mühe konnte sich die Mannschaft an die ostanatolische Küste retten.

Wir waren in Angst, gleichfalls überfallen zu werden. Unser Transporter brachte uns aber unversehrt nach Trapezunt. Kränkungen waren ja keine Verletzungen.

Den Soldaten war verboten worden, an Bord zu rauchen oder zu sprechen. Der Feind sollte nicht aufmerksam gemacht werden.

In tiefer Nacht aber näherten sich unserem Schiff mehrere Feuerstrahlen — im Wasser. Ich stand mit Peter Klapp am Bug.

„Jetzt ist es aus!" rief Peter entsetzt.

„Verdammte Soldaterei!" fluchte ich. Unwillkürlich wendete sich mein Blick nach Westen, Richtung Deutschland. „Sie vernichten ihre Brüder! Diese . . .!"

Im nächsten Augenblick aber verschwand der Spuk. Delphine waren es gewesen; leuchtende Raubfische. Keine deutschen Torpedos.

Beglückt über die „Rettung", summten wir ein deutsches Volkslied. Schon aber stand der Kapitän hinter uns.

„Hundesöhne", brummte er, „wollt ihr mit Gewalt versaufen?"

Wir mußten von Deck.

Hundesöhne . . . Wie oft hörten wir das.

Unversehrt kamen wir in Trapezunt an.

Freundliche Morgensonne überstrahlte die Bucht und die Stadt, die Zeugin einstiger Größe und Macht — des versunkenen Byzanz. Im Hafen lagen auf Segelschiffen wahre

Apfelsinenberge. Auf dem Markt boten griechische Händler den besten Samsun-Tabak für wenige Kopeken an. Unterwegs in die Berge begegneten uns türkische Greise an der Seite ihrer Karawanen: Esel, Frauen und Kinder mit Lasten bepackt. Sie selbst schlurften leer daher. Orient.

Hoch im Vorgebirge, wie auf dem Wege nach Bagdad oder Konstantinopel, denen der anatolische Feldzug der Russen galt, schlugen wir unsere kleinen grünen Zelte auf, wühlten in der felsigen Erde, horchten des Nachts in die See oder in das Hochgebirge hinaus. Geschützdonner, hin und her auch ein Feuerschein. Sonst aber Stille, Ruhe, Frieden.

Es ging uns nicht schlecht. Unsere Vorgesetzten waren leutselige Männer, das Trapezunter Festungsgebiet unterstand einem deutsch-russischen General, Schwarz, dem Erbauer der Festung Iwangorod, nach deren Eroberung durch die Mittelmächte hierher „strafversetzt", wie gemunkelt wurde. Aber welchem Deutsch-Russen wurde nicht Verrat nachgesagt? Daß auch Deutsch-Russen das Georgs-Kreuz vom Zaren erhalten hatten, wurde gerade noch für eine unverdiente Auszeichnung, eine Gnade angesehen. Später hörten wir, daß auch der Chef der russischen Schwarzmeerflotte, Admiral Eberhard, wegen ungenügender Aktivität gegen Konstantinopel abgesetzt worden sei. An seine Stelle wurde Admiral Koltschak ernannt, der spätere unglückliche Reichsverweser. Wir sahen ihn einmal in Trapezunt. Auch von einem Korpskommandeur an der kaukasischen Front wurde erzählt, er sei zu saumselig im Angriff gegen die Türken gewesen.

Noch in Pensa hatte mich einmal unser Feldwebel gerufen.

„Redaktor?“ hatte er gefragt.

„Ganz recht, Redaktor“, hatte ich geantwortet.

„Von heute ab Kanzleischreiber der Drushina“, war sein Bescheid gewesen.

Mir war das recht. Peter Klapp empfahl ich unserem Drushina-Kommandeur als Lagerverwalter. Er wurde ernannt. Ein anderer Kamerad kam gleichfalls in die Kanzlei. Ein vierter Kolonist wurde Offiziersbursche. Wir Kolonisten hielten immer zusammen. Lange genug hatten wir die schmutzigsten Arbeiten gemacht.

Bei Mondenschein im Trapezunter Gebirge saßen unser Feldwebel und ich einmal im Zelt beim Wein, den uns ein Türke gebracht hatte. Des Feldwebels Zunge löste sich, unversehens, denn sonst war er ein gutmütiger Bär, an der oberen Wolga beheimatet, Stockrusse, nicht redselig. Jetzt aber begann er zu politisieren.

„Sind doch Hunnen!“ rief er aus, von den Germanzy sprechend. Die Hunnen quälten sein Bauerngewissen.

„Dann sind auch die Kosaken Hunnen“, gab ich zurück, „oder wollen Sie etwa sagen, daß auch wir Njemzy Hunnen sind?“

„Ach so, Sie halten zu den Hunnen!“ fuhr er auf.

Ich zuckte nur mit den Achseln. Und damit schien die Debatte erledigt zu sein.

Am nächsten Tag aber rief mich der Drushina-Kommandeur.

„Melden Sie sich beim Stab in Trapezunt!“ befahl er.

In der Stabskanzlei aber war ein Wolgadeutscher ältester Kanzleischreiber. Die Sache wurde nicht aufgerührt. Ich wurde zum „ältesten Schreiber jüngsten Grades

unterster Lohnstufe“ ernannt, zum Gehilfen des allerältesten Schreibers. 68 Kopeken im Monat.

Das war schon in den Tagen der Kerenski-Revolution. Die Strenge hatte nachgelassen.

Jedoch Stabschef im Trapezunter Festungsgebiet war ein polnisch-russischer Oberst. Der sah nach dem rechten Kurs. Besonders gegenüber den Kolonisten, den Njemzy.

Das stille verschlafene Einerlei in der Garnison — Kämpfe gab es in den Gebirgen kaum noch — wurde durch revolutionäre Matrosen, aus Sewastopol herübergekommen, gefährdet. Sie hatten einen General zur öffentlichen Verantwortung „wegen Mißhandlung von Soldaten“ auf den Marktplatz in Trapezunt kommen lassen.

Unser Stabschef vermutete wahrscheinlich größere Zusammenhänge. Seinen Stab jedenfalls wollte er von der Straßenrevolution scheiden. Er ordnete an, daß für die Soldaten des Stabes eine Bibliothek einzurichten sei. Hier sollten wir unsere geistigen und politischen Interessen betätigen. Zeitungen wurden ausgehängt, ein paar Bücher wurden hingelegt. Das Ganze war mehr eine Komödie als ein praktisches Beginnen. Wir sahen, daß die Armee sich auflöste. Was halfen da noch Bibliotheken aus alten Zeitungen und Büchern!

Jedoch die Bibliothek wurde feierlich eröffnet. Der Stabschef und seine Offiziere erschienen. Die Ansprache zu halten, war mir befohlen worden. Wer von Soldaten und Matrosen damals öffentliche Reden hielt, tat es aus freien Stücken und tat es gründlich. Was aber konnte und

durfte ein Stabskanzlist, dazu ein Njemez, auf Befehl und unter Stabsaufsicht öffentlich reden?

Ich führte aus, die sicherste Revolution sei die friedliche Kulturarbeit, sei Reform in Manneszucht ohne Gewalttaten, sei Ordnung und Disziplin, Disziplin und Ordnung.

Dessen brauchte ich mich nicht zu schämen. Unter uns Njemzy in Trapezunt gab es keine Umstürzler. Wir gehörten zu keinem Lager. Nur zu dem Lager der loyalen Kolonisten. Sie suchten keine Rache. Ihre Rache war, daß sie wolgadeutsch geblieben waren — auch mit Russen in Reih' und Glied.

Eine russische Revolution war für uns noch keine wolgadeutsche. Unsere Revolution hätte auf drei Grundsätzen gestanden: Friede mit Deutschland, wolgadeutsche Selbstverwaltung und soziale Gerechtigkeit zur kulturgeistigen Zusammenfassung unseres wolgaer Volkswillens.

Mitunter schien es, als wäre jetzt ein deutsches Friedensangebot gar manchem Armeekommandeur die willkommenste Nachricht gewesen. Gerade an der russisch-türkischen Front konnten die Kriegsrufe Kerenskis nur geringen Widerhall finden. Die Front war seit über einem Jahr eine Sackgasse, weder die Russen noch die Türken rührten sich bemerkbar. Eine neue Kriegsbegeisterung zu entfachen, war bei der revolutionären Gesinnung in der Schwarzmeerflotte so gut wie undenkbar, und ohne die Flotte konnte die russische Landarmee nicht auf Konstantinopel marschieren.

Eines Tages flog im Hafen von Trapezunt ein Kohlentransporter in die Luft. Ein feindliches U-Boot war fast bis in den Hafen gekommen. Ein zweiter Torpedo ging

jedoch fehl und blieb im Ufersand stecken. Von den Bergen feuerten die Geschütze hinunter in den Hafen; vergeblich. Das U-Boot entkam.

Die Aufregung steigerte sich, als der Generalstab der kaukasischen Armee befahl, das an Land gekommene Sprenggeschoß vorsichtig zu öffnen und nachzusehen, ob es nicht ein feindliches Friedensangebot enthalte.

Es war keines drin. Unser Stabsadjutant machte sich über die „Telephonaden" um diese Sache lustig. Ihn ärgerte die unnütze Aufregung um so mehr, als er die Meldungen jedesmal selbst chiffrieren und dechiffrieren mußte.

An solchen Vorkommnissen glaubten wir zu erkennen, daß es um den „Geist" der Kaukasus-Armee nicht mehr vom besten bestellt ist. Wir lernten zu unterscheiden, welche Offiziere die Revolution haßten, welche sie nicht ablehnten.

Peter Klapp aber kam von dem Torpedo auf deutsche Todesstrahlen zu sprechen, von denen immer wieder schauerliche Fernwirkungen angenommen wurden. Klapp konnte nicht begreifen, auf welche unglaublich geheimnisvolle Weise die Deutschen auch im Schwarzen Meer immer wieder überraschende Erfolge erzielten, mehr noch vorbereiteten. Er wußte von der Fahrt der „Emden" im Stillen Ozean, von Kitcheners Untergang, er hatte gehört, daß das russische Großkampfschiff „Maria Feodorowna" vor Sewastopol von den Germanzy vernichtet worden sein soll.

„Aber wenn die Deutschen die Strahlen einmal auf ganz Rußland loslassen", grübelte und fragte er, „treffen sie auch uns Kolonisten in Trapezunt und auch die an der Wolga?"

Wir anderen erwiderten lachend:

„Und wie treffen die uns! Die Strahlen machen keinen Unterschied."

Peter wurde noch unruhiger:

„Aber wenigstens um unsere Kolonien an der Wolga müßten sie herumgehen."

Es war ihm verteufelt ernst damit. Und um ihn zu beschwichtigen, ließen wir ihm den Trost:

„Vielleicht haben die Deutschen auch schon Strahlen, mit denen sie Tote wieder lebend machen können, die noch leben sollen."

Womit sich Klapp zufrieden gab.

In unserer Drushina diente auch Freund Mons, der Buchhalter der „Volkszeitung" in Saratow. Ein Katharinenstädter. Stillen Charakters. Der erkrankte, wie so viele von uns, an der Malaria — jeden zweiten Tag zur gleichen Stunde ein Anfall von Schüttelfrost, daß ihm Hören und Sehen verging. Chinin in Pulverform half ihm nicht mehr. Er wurde in das Lazarett gebracht. Dort erhielt er Chininspritzen. Und sieht eines Tages, wie der Feldscher ihm den Einstich mit einer Spritze machen will, mit der er soeben im gleichen Raum das Geschwür eines anderen Kranken aufgestochen hatte.

Mons, der Frau und Kind zu Hause hat, wehrt sich.

„Reinigen Sie zuerst die Spritze!" verlangt er.

Aber ein zweiter Feldscher hält Mons fest.

Der erste sagt:

„Halt's Maul, Hundesohn!"

Und gibt ihm die Spritze.

Nach zwei oder drei Tagen starb Mons an Blutvergiftung.

War das nun Deutschenhaß oder Schlamperei?

Im Sommer 1917 wurden unserer Drushina schon Fässer mit fauligen Fischen geliefert. Sie waren, schlecht gesalzen, in der Hitze unterwegs verdorben. Etwas anderes gab es aber nicht zu essen. In den Fässern krochen schon die Würmer herum.

Weil wir hungrig waren, stimmten wir ab: Kochen oder nicht kochen?

Die Mehrheit beschloß: „Kochen!"

Das war unser einziges Meeting und die einzige Abstimmung.

Doch der Krieg, der Krieg gegen Deutschland sollte weitergehen! Kerenski polterte gegen den „Kaiserismus" — um der russischen Demokratie willen, wie er sie als Revolutionär, nicht als Staatsmann, verstand. Koltschak feuerte zum Durchhalten gegen die deutsch-türkische Front an; die Entscheidungen lagen jetzt aber mehr denn je allein im fernen, fernen Westen.

Westlich von Trapezunt fiel aus dem Gebirge das Echo russischer Schiffskanonaden gegen die Küsten nur noch trübselig ins Meer zurück. Östlich der Stadt und bis Batum kam der Bau einer sehr notwendigen Zufuhrbahn nicht vom Fleck; nach Jahren wurde bekannt, daß die Gelder unterschlagen worden waren. Währenddem schwankten die mit von der Malaria ausgemergelten Soldaten vollbeladenen Sanitätswagen auf hohen Rädern aus den Gebirgsschluchten in die Küstenorte und leerten ihren Inhalt in die Lazarette oder in die Schiffsrümpfe aus, in denen tags zuvor die Fässer mit den madigen Fischen angekommen waren.

Der Kommandant des Festungsrayons, General-Major Schwarz, ging schweigsam durch die Gassen Trapezunts, nachdenklich, ernst. Eine sterbende Front.

Aus dem Innern Rußlands aber, wo alle Dämme geborsten zu sein schienen, hallte in den ostanatolischen Küsten-

gebirgen eine verwirrende Symphonie des volksfreiheitlichen Jubelns und Jauchzens, aber auch Gezeters und Gekläffs, wider. In unseren Straßen und Höfen von Trapezunt bis Erserum übertönten die Klänge der Marseillaise oft das abendliche russische Vaterunser. Und schwer auch nur konnte sich jetzt schon der Marseillaise ein deutsches Gebet der Protestanten und Katholiken entgegenstemmen. Deutsche Geistliche hatten erst jetzt die Erlaubnis erhalten, die kaukasische Front zu bereisen, wo so viele, viele Deutsch-Russen ihre Kriegerpflicht vor Rußland erfüllten. Die Geistlichen durften deutsche Gebete sprechen. Aber wie hätten jetzt noch diese Gebete Eingang in unsere Seele finden können! Diese Gebete waren jetzt nur noch eine politische Geste, gut gemeint, aber verspätet. Die Kirche hat vorher hier nicht mitreden dürfen. Jetzt waren wir zu beten nicht mehr geneigt. Wie hätten wir noch zu Gott beten können? Hatte nicht er unsere Pein alle die Kriegsjahre hindurch zugelassen! War das deutsch gehandelt von dem Herrn des Himmels und der Erde? Ein russisches Vaterunser vor den Kasernen genügte uns. Der kriegsgehetzte Intellekt verwilderte schon.

„Das ist sie nun, die Revolution", sagte einmal mutlos mein liebster russischer Kamerad Wanja Sobolew, „früher, da hieß es immer: Gehe in das Volk! Jetzt aber kommt dies Volk auf dich zu. Aus eigener Macht. Mit eigener Gewalt. Mit seinen Forderungen. Und du weißt nicht, was du mit ihm anfangen sollst, dem Volk. Das ist ein ganz anderes Volk. Nicht mehr das zage und wehklagende. Das ist ein wildes, grausames, rachegieriges, ein gräßliches Volk! Es kommt auf dich zu, von selbst!"

Wanja litt um das russische Volk, so klein und schmächtig er auch im Körper war. Was hatten wir denn an der Türkenfront gesollt? Nach Bagdad und Konstantinopel marschieren. Rußlands uralte Sehnsucht an ein warmes Meer hatten wir zu erfüllen mithelfen sollen, das alte Byzanz zu erobern, das russische Kreuz aufzupflanzen am Bosporus. Nicht oft redeten wir darüber. Die Wirklichkeit sah hier zu düster und blaß, jetzt zu bewegt und zu blutig aus. Die Revolution schnürte der Armee den Atem ab, noch ehe sie Konstantinopel und Bagdad erreichen konnte. Das tat Wanja weh. Und mir, dem Njemez, standen in den Fieberträumen der Malaria immer wieder die Deutschländer vor Augen, die von der türkischen Seite her den Russen, „uns Russen", die Wege abriegeln hinunter ans warme Meer, zur Hagia Sophia hin, nach Galiläa hin.

Aber ob dieser Verschiedenheit unserer Gedankenflüge waren Wanja und ich uns nicht gram. Wir streiften durch die Zypressenhaine und Schluchten bei Trapezunt. Freundschaftlich. Er, der angehende Maler, ein Zögling noch der rühmenswerten Stroganowschen Kunstschule in Moskau, Wanja konnte nicht fertig werden zu staunen über so viel Licht und Schatten in diesem Süden, die er in Moskau so sehr vermißt hatte für seine Aquarelle. Ich, der Zeitungsschreiber, der Wolganjemez, versuchte, auf den Grabsteinen des verödeten griechischen Friedhofes in Trapezunt die Inschriften zu entziffern, Denkmäler des Altertums zu finden, die Ursachen des Hasses zwischen Türken und Griechen und Armeniern und Russen zu erforschen, der hier in aller Augen schwelte, verhalten, aber glutig.

„Es hätte ein Dreieck werden sollen, Petersburg, Berlin, Konstantinopel", sagte ich.

„Ja, es hätte dieser Krieg nicht entbrennen sollen", sagte Wanja.

Was wir Njemzy aber zu glauben wagten, war, daß mit der russischen Revolution auch eine glückliche Schicksalswende in der steppendeutschen Volksgeschichte gekommen sei. Jegliche Anarchie hassend, allem Pöbelaufruhr ausweichend, lugten wir nach den Möglichkeiten, ein Wort dieser Revolution für unsere Wolgaheimat nutzbar zu machen: Selbstbestimmung der Völker, wenn auch nur Selbstverwaltung im russischen Reich.

Wer konnte, ließ sich zur Heimfahrt beurlauben.

Der Zusammenbruch des Zarismus erschien uns als eine göttliche Wiedergutmachung des russischen Kriegsunrechtes am Steppendeutschtum.

Dann aber kam Kerenski und taufte das Flaggschiff der Schwarzmeerflotte „Katharina die Große" um in „Das freie Rußland".

Und zuletzt versenkten die Bolschewiki „Das freie Rußland" im Hafen von Sewastopol aus Angst vor der deutschen Okkupationsmacht.

Wir aber zählten in unseren Dörfern 3000 Schwerkriegsverletzte.

Die Büßer von Erserum

Kameraden, ich bin jetzt geschossen,
Eine Kugel hat mich getroffen.

Wolgadeutsches Soldatenlied

Das Wort Deve-Boinu sprach in unserer Mitte zum erstenmal Kolja Karge aus. Deve-Boinu heißt ein Gebirgszug bei Erserum. Der Name besagte uns nichts; auch die Geschichte, die Karge erzählte, klang nicht aufregender als irgendeine andere. Jeder hatte seine eigenen Erfahrungen. Und wir einzigen Söhne waren vom Gröbsten verschont geblieben. An Kämpfen hatten wir nicht teilgenommen, das eigentliche Schützengrabendasein war uns unbekannt. Und wenn wir auch wußten, daß die letzten entscheidenden Zusammenstöße zwischen Russen und Türken 1915/16 bei Erserum stattgefunden hatten, anderthalb Jahre später wurde von ihnen auch hier an der Front, in und bei Trapezunt, nicht mehr geredet. Aber wie es so ist: eine unscheinbare Begegnung verwandelt sich oft mit den Jahren zu einem schicksalhaften Erlebnis. Die Geschichte des Friedhofs von Deve-Boinu, wie Karge sie nannte, ist die wolgadeutsche Kriegsgeschichte schlechthin. Und sie führt in das unabsehbare Gefilde des Kriegsdienstzwanges Deutscher in fremden Armeen seit Jahrhunderten.

Kolja Karge war vorher Kanonier gewesen. Jetzt tat er als kleiner Streckenaufseher Dienst beim Bau einer der Zufuhrbahnen, die von Trapezunt nach Batum und Erserum führen sollten. Sein Zelt stand damals östlich von Trapezunt in einem Tal, Richtung Osiwislik. Jedoch wären wir Karge wahrscheinlich niemals begegnet — seine Abteilung unterstand nicht dem Trapezunter Festungsstab —,

hätte nicht in demselben Tal ein türkischer Tabakbauer sein Häuschen gehabt. Bei ihm durften wir uns ab und zu ein Huhn oder einen Topf Milch holen.

Der Türke hatte uns schon früher als Njemzy erkannt. Von da an war jeder von uns sein „kardasch", sein Freund, gewesen. Er vertraute uns sichtbar mehr, als unseren russischen Kameraden, vielleicht darum, weil tief im Gebirge Germanzy auf türkischer Seite gegen die russischen Eroberer seiner Heimat kämpften, vielleicht auch aus Haß gegen Griechen und Armenier, die jetzt unter den russischen Eroberern ihre Abneigung gegen Türken und Germanzy offen zu erkennen gaben. Darüber haben wir mit dem Türken nicht sprechen können. Unsere Verständigung geschah durch Mimik und Gebärden mit ein paar Brocken Türkisch und Russisch. Aber Germanzy und Njemzy hielt er für Freunde der Mohammedaner, und sein Vertrauen ging so weit, daß er uns einmal empört die russische Photographie der Hinrichtung mehrerer Türken zeigte, die beim Abzug der türkischen Truppen zurückgeblieben waren, um zu spionieren. Die Männer hingen am Galgen. Zu Lebzeiten hatten sie in der Nacht aus den Fenstern ihrer Häuschen im Gebirge oder aus den Wipfeln der Zypressen in Trapezunt Lichtsignale auf das Meer hinausgegeben. Uns waren diese Bilder unbekannt. Der Bauer holte sie aus einem Versteck hervor. „Da, seht her!"

In seinem Häuschen nun lernten wir im Frühjahr 1917 Kolja Karge kennen, einen echten und rechten wolgadeutschen Kolonistenjungen, der aber schon vor dem Krieg Soldat gewesen war und die Dinge des Lebens mit Verstand überschaute. Seinen leichten Bahnbaudienst hatte er anscheinend als Beurlaubung von seinen großartigen Kanonenschüssen auf Erserum erhalten, und sie müssen wahrhaft großartig gewesen sein. Denn sooft er Deve-Boinu sagte,

klang es zwar stolz, aber doch auch so unsagbar schmerzlich, daß wir ihm dann gern zuhörten.

Was denn das Deve-Boinu sei? fragten wir.

Karges Blick drang in uns. Dann sagte er ziemlich kurz:

„Von den Kameraden meiner Batterie ist keiner mehr am Leben. Und auch von den Kameraden der anderen Batterien sah ich nachher nur noch einige. Überhaupt sind damals alle unsere Soldaten und Offiziere umgekommen."

„Schwindel, Kolja", lachten wir, aber doch von einem unheimlichen Gefühl erfaßt, „alle sind umgekommen?"

Kolja behauptete ruhig:

„Mir scheint, daß die ganze Russenarmee, die Erserum erobert hat, nur aus Kolonisten bestanden hat. Aus Frank waren sechs da, aus Grimm vier, aus Dreispitz acht, aus Kolb einer, von der Wiesenseite waren es Stücker zwanzig. Und dann waren dort noch Kolonisten aus Bessarabien und von Odessa her und auch Kolonisten, die so sprachen, daß man sie nicht recht verstehen konnte, weiß Gott woher, vielleicht aus dem Sibirischen. Wir waren bestimmt mehr als die Russen."

Wir fragten ihn:

„Und die Russen, die sind auch alle umgekommen?"

„Auch alle", erwiderte er ernst, „die ganze Armee hat es gekostet. Die Türken hatten viele und herrliche Kanonen, sogar welche aus Deutschland. Gegen die konnten wir schlecht was ausrichten. Und dann mußten die Russen und die Kolonisten weiße Mäntel anziehen und im Schnee durch die Berge mit Gewehren und Säbeln gegen Erserum losmarschieren, und die Türken haben von oben aus ihren Forts heruntergeschossen. Das ging einige Wochen so. Und dann haben wir Erserum doch gewonnen. Dabei sind fast alle umgekommen. Ich habe nachher keinen mehr von den Kolonisten gesehen, keinen einzigen. Und was von den

Russen noch übrig war, das war halbtot oder angefroren von der Kälte auf den Felsen oder ausgehungert oder krank. So war es. Die meisten Kolonisten sind im Gebirge Deve-Boinu gefallen oder erfroren oder im Schnee untergegangen."

Diese Erzählung vergaßen wir bald. Aber in ähnlicher Art trat sie dann an der Wolga wieder auf. Eine bestimmte Zahl wurde genannt: 40000 Kolonisten hat es gekostet. Doch auch dann hörte keiner so recht hin. Der Bürgerkrieg gegen die Roten, nachher die Hungersnot, sie überdeckten allen Weltkrieg. Nur der Name Nikolaj Nikolajewitsch gespensterte umher. Der Großfürst soll an allem schuld gewesen sein.

15 und 18 Jahre vergingen. Da erschien in Paris ein strategisches Werk über die Kämpfe an der russisch-türkischen Front, herausgegeben von dem ehemaligen General-Quartiermeister der russischen Kaukasus-Armeen E. W. Maslowski — „Der Weltkrieg an der kaukasischen Front".

Faßt man die wolgadeutschen Kriegserlebnisse und die hierauf bezüglichen Tatbestände dieses Buches zusammen, so ersteht vor unserem Auge die ergreifende Geschichte der Büßer von Erserum, die zugleich eine tragische Wegkreuzung deutscher Volksgeschichte draußen in der Welt genannt werden kann.

Bei der Erstürmung Erserums wurde ein Trüpplein wolgadeutscher Zarensoldaten genau gegen die beiden Gebirgsforts angesetzt, die kurz vor dem Weltkrieg in türkischen Armeediensten deutsche Festungsingenieure erbaut hatten. Blindes Walten des Schicksals? Oder von langer Hand vorbereitete Rache?

Das Trüpplein bestand aus Rebellen. Seine Geschichte ist kurz, aber voller Tragik. In der Kriegsgeschichte der kaukasischen Armee taucht es in den ersten Kriegsmonaten

auf, um in den letzten nicht mehr genannt zu werden. Aufgerieben? Aufgelöst? Verschollen?

1914, Anfang August, hatten sich bei der Mobilmachung Reservisten aufgelehnt. Einen Augenblick lang schien der russische Massenmarsch auf Berlin im Keim zu ersticken. Trotzdem hielt der Oberbefehlshaber, Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch, am Siegesglauben fest. „Die bösen Tage von Jaroslaw, Simbirsk und Samara sind vergessen", erklärte er schon bald dem französischen Botschafter, der den sofortigen Angriff auf die deutschen Armeen forderte, „die Stimmung im Volk und bei den Truppen ist ausgezeichnet. Sie erinnert an 1812."

Vergessen die Tage von Samara?

In Samara hatten sich auch wolgadeutsche Reservisten ihrer Abfertigung an die Front entzogen. Ein Krieg gegen Deutschland war ihnen ein Frevel gegen sich selbst. Sie wurden in ein Disziplinar-Bataillon gesteckt. Und damit die Schmach vollendet werde, hieß man es „Jekaterinogradski disziplinarnyj bataljon" — „Katharinenstädter Disziplinar-Bataillon". Das gesamte Wolgadeutschtum war als „Verbrecher" gekennzeichnet.

Zunächst wurde das Bataillon im nördlichen Kaukasus stationiert — als Sammel- und Durchgangsstelle für noch weitere strafwürdige Kriegsrebellen von der Westfront, aus dem Innern des Reiches, aus Turkestan. Wie viele ihrer vom Anfang bis zum Ende waren, weiß man nicht; die amtlichen Kriegsberichte verschweigen es. Hatte man einen bis zur Demut gebracht, kam er sofort wieder in das vorderste Feuer. Pläne tauchten auf, das Bataillon in vollem Bestand den Deutschen vor die Gewehre und Kanonen zu treiben.

Im Herbst 1915 wird Nikolaj Nikolajewitsch vom Zaren, der den Oberbefehl im Westen selbst übernimmt, als Statthalter und Armeechef nach dem Kaukasus versetzt. Den

Marsch nach Berlin darf er nicht mehr selbst kommandieren. Die russische Front ist in großer Bedrängnis, die Deutschen rücken weiter vor. Nikolaj Nikolajewitsch trifft am 11. September in Tiflis ein. Unmittelbar vom Bahnhof fährt er zur russischen, georgischen und armenischen Kathedrale, selbst zur Moschee, jedoch die deutschen Kirchen besucht er nicht. Daß der Sultan allen Rußland-Moslems den Heiligen Krieg gegen den Zaren befohlen hatte, konnte der Großfürst für einige Augenblicke vergessen. Seinen deutschstämmigen Untertanen aber zeigt er Haß und Verachtung, obwohl Deutschland von ihrem Dasein nichts wissen wollte, geschweige denn ihnen Anleitungen dafür zu geben, wie sie sich verhalten sollten. Sie handelten auf eigene Gefahr und nach dem eigenen Volksgewissen.

Das großfürstliche Regiment begann. Die bisher mehr zivile Verwaltung des Kaukasus verwandelte sich in eine militärische und kriegstaktische. Von drei Korps hatte die kaukasische Armee zwei an die Front gegen Deutschland abgeben müssen. Doch der Großfürst und sein Generalstabschef Judenitsch beschlossen einen Großangriff gegen die Türken. Sie wollten einem türkischen Vorstoß und zugleich einer panislamischen Völkerauflehnung zwischen Mesopotamien und Ural zuvorkommen. Sie sammelten alle verfügbaren Truppen zur Erstürmung Erserums und stachelten im türkischen Hinterland die christlichen Nestorianer und Armenier zu Aufständen auf.

Unter den nach vorn befohlenen Truppen befand sich auch das „Katharinenstädter Disziplinar-Bataillon". Aber es geht mit ihm etwas Seltsames vor.

Von ihm heißt es in Maslowskis strategischem Werk an der einen Stelle:

„Zur Sühne seiner Schuld wurde das »Katharinenstädter Disziplinar-Bataillon« an die Front geschickt."

Ging es freiwillig oder wurde es gezwungen?

Die amtliche Antwort lautet: die Soldaten drängten von selbst zur Buße.

„Im Herbst 1915", sagt Maslowski weiter, „reichten die bestraften niederen Chargen des »Katharinenstädter Disziplinar-Bataillons« auf dem Instanzenweg ein Bittgesuch um die Erlaubnis ein, auf den vordersten Positionen an den Kampfhandlungen teilnehmen und ihre Verbrechen wieder gutmachen zu dürfen, um Verzeihung zu erlangen. Diesem Bittgesuch zeigte der Oberbefehlshaber sich geneigt, und im September wurde dieses Bataillon, umbenannt in »Katharinenstädter Infanterie-Bataillon«, an die Front gebracht. Der Kommandierende der Armee wies es dem 1. Kaukasischen Korps zu, dessen Kommandeur das Bataillon an den linken Flügel dirigierte, und zwar an den Mergemir-Gebirgspaß. Und schon sehr bald nahm es an den Kämpfen gegen den Feind teil, durch gewissenhafte Ausübung des Kampfdienstes immer bestrebt, seine früheren Sünden wieder gutzumachen."

Der Form nach zweifellos nicht anfechtbar, ist diese Darstellung in ihren inneren Widersprüchen doch aufschlußreich. Zunächst: Kaum ist Nikolaj Nikolajewitsch im Kaukasus, verlangt das Bataillon, das immer noch Disziplinar-Bataillon ist, dessen „Verbrecher" somit noch immer nicht umgelernt haben, in den Krieg zu kommen, dazu noch auf die vordersten Positionen! Aber angenommen, die Reue und das Verlangen nach Buße seien von Herzen aufrichtig gewesen, hätten sich dann die Rebellen nicht wie Helden schlagen müssen? Hätten sie dann nicht auch die Anerkennung gefunden, Helden geworden zu sein? Maslowski aber berichtet nur von gewissenhafter Ausübung des Kampfdienstes zur Wiedergutmachung alter Sünden.

Hier gelangen wir zu dem geheimsten Kern. Entweder

bereute das Bataillon aufrichtig, oder es wurde zu dem Bittgesuch durch den Willen des Großfürsten genötigt. Nur eines von beiden ist möglich. Da aber schwerlich ganze 1000 Rebellen, die das Bataillon jeweils gezählt haben mag, sich selbst über Nacht untreu werden können, ganz gewiß aber kein einziger wolgadeutscher Soldat jemals freiwillig Kriegsdienst gegen Deutschland geleistet hat, zweifeln wir auch an der Aufrichtigkeit dieser Wandlung gerade eines Disziplinar-Bataillons. Nicht einmal unbescholtene wolgadeutsche Soldaten sind in die so viel Ansehen und Gunst bringenden Offiziersschulen später unter Kerenski gegangen, trotz freundlichen Zuredens und trotz der Berechtigung dazu nach dem Schulzensus. Weder Lockungen noch Drohungen konnten zur Freiwilligkeit anregen, es sei denn, Soldaten wollten einmal aus freien Stücken die — Zwangsjacke wechseln. Einzig dies mag auch die „Katharinenstädter" zu ihrem Sühnegesuch bestimmt haben, abgesehen von der vermutlich sehr eindeutig gewesenen Nötigung. „Das Menschenmaterial war im Kaukasus allmählich versiegt", bemerkt General Maslowski für jene Herbsttage 1915. Alles wurde zusammengeholt, was noch da war. Auch die Stunde der wolgadeutschen Rebellen hatte geschlagen . . .

Seine Buße hat das Bataillon bei der Erstürmung Erserums um die Jahreswende 1915/16 geleistet.

Erserum, eine Schutzwehr der Osmanen seit alters, eingebettet im Tal und umragt von hohen, wilden, schwer zugänglichen Gebirgsketten, war damals von einer hohen starken Festungsmauer umgeben. Es war vor Rußland geschützt durch 18 starke Felsenforts, die gleich zu Kriegsbeginn von deutschen Offizieren auf das äußerste gesichert und abwehrfähig gemacht worden waren. Die Festung verfügte über 350 Geschütze, die besser waren als die der angreifenden Russen, wie Maslowski bezeugt. Nur ein geringfügiges Geschützfeuer hatte die weit schwächere russische Artillerie dem Sturm auf die Forts voranschicken können.

Der Sturm selbst währte fünf Tage und Nächte.

„Bei allen Kriegsautoritäten galt Erserum als uneinnehmbar für offene Kriegshandlungen", d. h. ohne ausreichendes Bombardement und im offenen Angriff, schreibt Maslowski. Selbst der Zar und seine Umgebung hatten den Großfürsten vor diesem „Abenteuer" (!!) gewarnt. Aber der Großfürst ist ruhmgierig.

In weiße Kalikokittel gesteckt, damit sie im Schnee nicht so leicht zu erkennen sind, fielen die Russentruppen über die Forts her. Es ist ein ungewöhnlich kalter Winter, erzählt Maslowski. Und die Türken hatten am allerwenigsten gerade zur Weihnachtszeit russische Vorstöße erwartet, weshalb just sie für den Angriff ausgesucht worden war.

Das „Katharinenstädter Infanterie-Bataillon" stürmt in der Kolonne des Generals Tschikowani gegen die beiden stärksten Forts, Palanteken 1 und 2, an. Es sind dieselben Forts, die noch kurz vor dem Krieg deutsche Ingenieure erbaut haben. Sie beschützen Erserum im Südosten und sind Vorposten des Kernstückes der Festung, des seit Jahrhunderten als uneinnehmbar berühmten Felsenforts Deve-Boinu. Um nach Erserum hineinzugelangen, muß auch Deve-Boinu genommen werden.

„Ein grausamer Winter, zahlreiche Schneestürme, 20 Grad Frost, eine sehr zerklüftete Gebirgsgegend, alles mit tiefem Schnee bedeckt, erschwerten den Angriff bis zur Unwahrscheinlichkeit", schildert der General, „die Helden-

taten der Truppen standen wahrscheinlich nicht hinter denen Suworows in den Alpen zurück. Im Schneesturm einer einzigen Nacht erfroren von einem Bataillon der Don-Brigade 500 Menschen" — und zur Don-Brigade gehörte unser Bataillon. Waren das 500 Kolonisten?

Weiter sagt der Armeebericht:

„Am äußersten linken Flügel besetzten in der ersten Nacht, zum 30. Januar, die Reservisten Tschikowanis den Gebirgsrücken Temen-Tasch, wohin die Palanteken-Forts Schutztruppen entsandt hatten. Unglaubhafte Schwierigkeiten." Mit anderen Worten: Den Angriff begannen nach dem Bombardement die Wolgadeutschen zusammen mit anderen Reservisten des Generals Tschikowani. Weiter: „Die Truppen Tschikowanis setzten mit großen Schwierigkeiten den Ansturm fort, sich mehr und mehr den Forts Palanteken nähernd." Und noch: „Am Abend des 2. Februar gehen die Truppen des Generals Tschikowani zum Sturm auf beide Palanteken-Forts über und bewältigen beide im entschiedenen Bajonettkampf." In derselben Nacht fiel auch die Herzfeste Deve-Boinu. Erzerum war erobert.

„Die Truppen sind bis auf das äußerste erschöpft, wir hatten ungeheure Verluste", bezeugt der General, „man mußte buchstäblich über die Felsenberge krabbeln, im Schneesturm fehlte jede Sicht, man schwebte über Abgründen" — und doch gelang der ehrgeizige Plan. Der Menschenverlust betrug 14450 Tote und Verwundete, darunter 6000 mit erfrorenen Gliedmaßen.

„Im Westen Europas währte ein Kampf der Masse und der Maschine, d. h. physischer Kräfte, im Kaukasus — der geistigen Kräfte des einzelnen Kämpfers", faßt der General seine Darstellung zusammen. „Löwen, angeführt von Löwen."

Das „Katharinenstädter Infanterie-Bataillon" wurde wieder aufgefüllt, nahm noch ein Jahr lang an den Kämpfen teil und wird zum letztenmal im Januar 1917 erwähnt; es gehört endlich zur Armee-Reserve. Zwei Monate danach bricht das Zarenreich zusammen. Das Bataillon wird von einem Obersten polnischer Herkunft befehligt, Selenski.

Von da ab wird es im amtlichen Kriegsbericht Maslowskis nicht mehr erwähnt.

Das Bataillon war aber nicht die einzige wolgadeutsche Streitmacht, die an der grauenhaften Erstürmung Erzerums teilnehmen mußte. Im 1. Kaukasischen Armeekorps standen außer den „Katharinenstädtern" in vielen Truppenteilen, so in den turkestanischen Regimentern, ungezählte Wolgadeutsche, die für ihr Volkstum bluteten.

40000 sollen es insgesamt gewesen sein, erzählt der wolgadeutsche Volksmund. Und er sagte besonders von den bei Erzerum Gefallenen, daß sie die Bergfestung mit unbewaffneter Hand haben erobern müssen. Nikolaj Nikolajewitsch habe sie mutwillig auf die gefährlichsten Posten gestellt und sie mutwillig der Vernichtung ausgesetzt.

Niemals wohl wird die Zahl unserer Toten im Weltkrieg ausgerechnet werden können. Auch standen in dem Bataillon nicht allein Njemzy. Aber der Volksmund spann seine Chronik von den 40000 um die Schicksale seiner Rebellen gegen den Krieg mit Deutschland. Lichterte nicht schon durch jenes Rebellen-Bataillon die Tragik der Hinopferung für Rußland selbst im Krieg gegen Deutschland, nur um von Rußland nicht länger bespien zu werden?

Wie dem auch sei, gegen den Unchristen wurden unsere Vorfahren an der Wolga von einer russischen Zarin angesiedelt, und im Krieg mit dem Unchristen, den Heiden, vor Erzerum, vollendete sich die wolgadeutsche Siedlermission des Waffenkampfes.

Wir haben das Recht zurückerworben, keinen russischen Waffendienst mehr gegen Deutschland leisten zu brauchen.

Das ist der Sinn der Volkssage von den 40000 Büßern vor Erserum.

Wenn man von Batum her übers Meer nach Trapezunt kam, fiel der Blick links der Stadt, hoch über den Zypressen des griechischen Friedhofes, auf ein eigentümliches Bild in der hohen steilen Küstenwand aus Fels.

Dort soll es, erzählt die Legende, vor vielen Jahrhunderten ein griechisches Höhlenkloster gegeben haben, und die Felsen waren damals noch nicht ins Bröckeln gekommen. Doch mit der Zeit zerstörte die herbe Seeluft des Pontus die in der Sonne glühenden Felsmauern des Klosters. Und heute treten dem Auge nur noch verschwommene Umrisse der früheren Klosterzellen und Andachtsräume entgegen — ein gleichsam von der Natur in den Fels geschriebenes Bild von menschlichem Werden und Vergehen.

Nur noch eine Zelle ist erhalten geblieben. Zu ihr führt von außen aus dem Zypressengrün eine Steintreppe hinauf, und ein Fenster in Kreuzform, eingehauen schon vor Jahrhunderten in die Felswand, fängt noch heute die Seestürme in sich auf.

Ungezählte Male sind wir die Steintreppe zu der Mönchszelle hinaufgestiegen und haben droben durch das Kreuzfenster sehnsüchtig nach Westen, wo Deutschland lag, ausgeschaut. Doch der Wind trug unseren Gram wieder zu uns zurück.

Jenes Kreuz im Felsen sei das Denkmal unserer Toten von Erserum! Sie fielen in den Gebirgen östlich des Pontus, in denen nach der Sage Barbarossa, der deutsche Kaiser, auf dem Kreuzzug gegen den Unchristen gefallen ist.

Wegkreuzung deutscher Volksgeschichte . . .

Den Überlebenden jedoch ist das Los zugefallen, den Kampf weiterzuführen. Nicht bei Erserum und nicht bei Trapezunt lag Deutschland, nicht an der Wolga und nicht in Wolhynien.

Ich sah Deutschland. Es blutete an allen Grenzen. Die Feinde hatten ihm Stücke aus dem Leib und aus der Seele gerissen. Deutschland war gefallen. Die Ketten von Versailles lasteten an seinen Gliedmaßen. Deutschland hungerte nach Brot. Und meine Wolgaheimat hungerte nach Brot.

Das war 1922.

Da, in Berlin, übergaben mir Freunde zwei Briefe eines deutschen Offiziers. Sie hatten ihn, den Kämpfer und Schriftsteller, gebeten, ein gutes Wort einzulegen bei deutschländischen Familien für die hungernden Wolgakolonisten.

Er schrieb den Freunden:

„Ich habe selbst zu lange im Osten gekämpft, um etwas zu tun, was den Wolgadeutschen hilft. Ich bin wirklich kein Mensch, der Vergangenes nachträgt und der nicht da helfen würde, wo wirklich Not, selbst bei einem Feinde, wäre. Aber erst wollen wir einmal das deutsche Elend erleichtern, bevor wir jenen Wolgadeutschen helfen, die 1914 dem Zaren nicht genügend ihre Treue zum russischen Reich betonen konnten und in den Reihen der russischen Armee als beste Säulen durch drei Jahre tapferst gegen uns ge-

fochten haben. Wenn es in Deutschland gar nichts mehr zu lindern gibt, dann bin auch ich gern bereit, jenen zu helfen."

Und in einem zweiten Brief desselben Offiziers hieß es:

„Sie werden mich vielleicht für kleinlich halten, aber bei diesem Werk kann ich nicht mittun. Ich weiß, welches Elend an der Wolga herrscht, aber ich weiß auch, welches Elend noch in Deutschland herrscht, besonders im Mittelstand. Gewiß, es sind Deutsche! Aber sie hatten, wie sie nicht in Not waren, doch ihr Deutschtum sehr schnell vergessen. 1914 konnten sie nicht laut genug dem Zaren ihre Treue gegen Rußland versichern. Ich habe im Osten 1914/15 gesehen, wie sie den Kern russischer Truppenteile bildeten, wie sie sich bis zuletzt wehrten, wenn die sie angriffen, die jetzt gut genug sind, ihnen zu helfen; viele meiner Kameraden fielen durch Kugeln, die von Wolgadeutschen gesandt wurden. Ja, wenn Deutschland blühte, wenn es bei uns kein Elend gäbe, wenn für uns die Sorge nur um Alte wäre, dann würde ich mich gern in den Dienst dieser Sache stellen, um aus dem Überfluß den Brüdern zu geben, trotzdem sie uns vergessen und — vielleicht unter dem Druck der Verhältnisse — verraten hatten. Aber erst kommt einmal das eigene Vaterland, und ich würde lieber sehen, daß die Millionen, die jetzt nach Rußland fließen, den Sammlungen der Altershilfe, der Studentenhilfe, der Nothilfe des Deutschen Offiziersbundes, den Reichsfechtschulen usw. zuflössen.

Vielleicht können Sie meinem Gedankengang folgen, vielleicht verurteilen Sie ihn. Aber ein Mutterland soll zuerst für seine eigenen, bei ihm gebliebenen Kinder sorgen, die für es geblutet haben."

Jahrelang habe ich diese Briefe studiert, wie einer eine Schrift mit sieben Siegeln nur studieren kann.

„Der vaterländische Standpunkt dieses kaiserlichen Offiziers ist einwandfrei", sagte ich mir, „ich kann ihn nicht widerlegen."

Aber ich suchte in den Briefen angestrengt nach einem Wort zur Rechtfertigung des Wolgadeutschtums. Denn sie klagten ja nicht nur die Soldaten an. Nein, sie klagten unsere Bauern allesamt, unsere Väter, Mütter und Geschwister, an, ihr Deutschtum in Rußland vergessen und im Krieg gar verraten zu haben. Sie warfen ihnen die Treue zum russischen Kaiserhaus vor und verweigerten ihnen, wo sie durch Bolschewismus und Dürre, nicht durch eigene Schuld, ins Hungersterben gekommen waren, einen Brotkrümel. Gewiß, wenn es so wäre, daß dieser aufrechte Offizier meinem Volk nichts geben könnte, auch keinen Krümel, dann wären die sieben Siegel gelöst. Aber seine Vaterlandsliebe hinderte ihn daran. Das war kein Nicht-Wollen, das begriff ich. Es war ein Nicht-Können aus Vaterlandsliebe. Und ich wäre bereit gewesen, vor diesem kaiserlichen deutschen Offizier aus russischer Hochachtung strammzustehen als russischer Soldat, weil ich selber viel litt um das eine schlichte Wort Heimat.

Was aber, wo aber, welches nur ist meine Heimat? Ist es Deutschland? Ist es Rußland? Und durfte ich denn strammstehen vor diesem uns fremden Offizier, durfte ich stillschweigen, überhören, vergessen, was er von den wolgadeutschen Soldaten sagte, durfte ich dies tun auch im Gedenken an unsere Büßer von Erserum? Als wolgadeutscher Mann?

Niemals, bei Gott, niemals hatte ich gehört, daß wolgadeutsche Kameraden, der oder jener, ein Lutherischer oder Katholischer, jemals einen deutschländischen Soldaten

oder Offizier mit der Waffe angegriffen hat. Vielleicht war ich taub oder blind, vielleicht war ich es mit Absicht, kann sein. Einmal in Saratow, da bin ich nicht hingegangen in das Lazarett des deutsch-russischen Roten Kreuzes, wohin kurz vorher verwundete Russen und Deutsch-Russen gebracht worden waren, obwohl ich dazu schon als Journalist verpflichtet gewesen wäre. Aber ich hatte Angst, einen Wolgadeutschen unter den Verwundeten erkennen zu müssen, ihn fragen zu müssen:

„Hast du auf Deutschländer geschossen? Haben dich Deutschländer wundgeschossen?"

Vielleicht war gar kein Wolgaer darunter, ich weiß es nicht. Aber ich mochte es auch nicht wissen. Sollte ich aus dem Mund eines Wolgaers hören:

„Ja, ich habe geschossen. Ja, sie haben auf mich geschossen."

Deutsche schießen auf Deutsche! Herrgott im Himmel, wo ist da dein Erbarmen ob dieser großen Volksnot?

Und nun, 1922, las ich es in den Briefen eines deutschen Offiziers: sie haben manchen meiner Kameraden niedergeschossen . . .

Wolgadeutsche?

Nun denn, ich schreibe es hier nach den Worten eines deutschen Offiziers nieder:

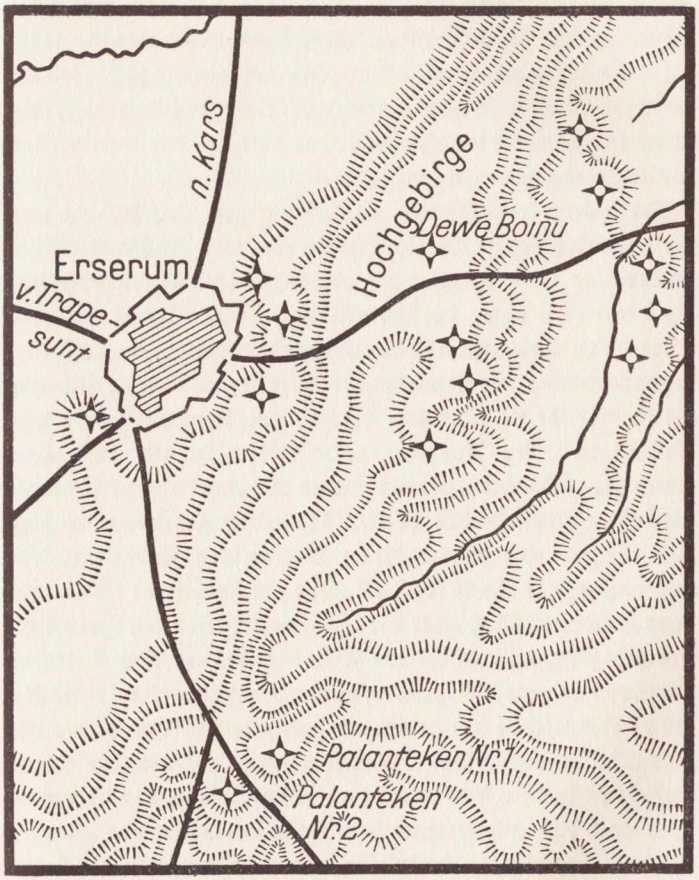
„Viele meiner Kameraden fielen durch Kugeln, die von Wolgadeutschen gesandt wurden."

Vergib es ihnen, Himmel!

Sie taten es — „vielleicht unter dem Druck der Verhältnisse", sie taten es — vielleicht, weil sie aktive Soldaten waren, weil sie noch in Garnison gestanden haben, als der Krieg ausbrach, sie taten es — vielleicht, weil sie es anders nicht wußten, sie taten es — vielleicht, weil sie von anderen, russischen Soldaten dazu gezwungen waren, sie taten es — vielleicht dann — so sagt der deutsche Offizier —,

„wenn die sie angriffen, die jetzt gut genug sind, ihnen zu helfen".

Nein, nein, nein! Sie taten, was Deutschländer taten: Deutsche schossen auf Deutsche, weil sie kein einiges Volk waren.



Unser Weltkriegsfriedhof

Ackerwerk, Volkslied, Schule, Kirche, sie, die Herzstücke unseres Zusammenhaltens im Volkstum, schienen nach dem Sturz des Zarismus vor eine bessere Zukunft gestellt zu sein. Es ist heute sehr notwendig, daran zu denken. Denn die Hoffnung auf Freiheit währte eine gar zu kurze Zeit. Was in unserer Erinnerung zwischen Kriegszarismus und Kriegskommunismus liegt, ist nicht nur in der Zeit, sondern auch im schöpferischen Geschehnis nur wenig. Aber die acht Monate vom März bis Oktober 1917 sind in unserer Volksgeschichte gleichwie ein Frühlingstag, ein Blick in den heiteren Himmel, der nur an den Horizonten wolkenverhangen ist.

Da waren freilich noch der Krieg gegen Deutschland und die reißend schnelle Auflösung des Staates Rußland. Doch weder dies noch jenes, noch beides zusammen wurden als die Vorboten einer bolschewikischen Umwälzung erkannt. Deren Wetterleuchten war nicht bedrohlicher als die Wiederaufrichtung des Zarismus. Aller Blick richtete sich auf die kommende rußländische Gründerversammlung, die, aus Vertretern aller Parteien und Völkerschaften bestehend, durch freie Wahlen gebildet, über Rußlands neue Staatsverfassung entscheiden sollte. Niemand zweifelte, daß es eine bürgerlich-republikanische Verfassung werden würde und daß weder ein Großfürst noch ein Lenin zur Macht gelangen könne. Daß aber die Ereignisse sich vom Herbst an überstürzten, daß schon im Oktober Lenin seine Diktatur ausrufen konnte, ist zwar ein verhängnisvolles Absacken der rußländischen Freiheitsbewegung, entkräftigt aber nicht ihre Natürlichkeit und Rechtmäßigkeit. Wenn die Front zerfiel, so konnte das wohl das nahe Kriegsende bedeuten, aber noch keineswegs auch den Bolschewismus als Staatsmacht. Gegen den Verfall wurde angekämpft!! Noch bis 1920 galt der innerrussische Krieg als ein Bürgerkrieg, der

Krieg der Bürgerschaft um die Staatsmacht. Erst viel später ist bei dem wirren Rätselraten darum, welche Ursachen es denn gewesen seien, die dem Bolschewismus den Weg freimachten, auch so manche nachträgliche Behauptung hinzugeklittert worden, die Überwältigung Rußlands durch die Bolschewiki sei „zugelassen worden". Das ist nicht wahr.

Damit sei nichts zum Schutz der Kerenskiade gesagt. Gerade wir Wolgadeutschen mußten schon bald erkennen, daß es mit der revolutionären Wahrheit des pathetischen Rechtsanwaltes Kerenski aus Wolsk an der Wolga nicht weit her ist. Die demokratischen Rechte, von denen er so viel daherredete, ließ er für die Deutschen, die Njemzy, Rußlands nicht gelten. Er war es, der den letzten deutschfeindlichen Zarenwillen, nun auch die weitab von der Kriegsfront lebenden Wolgadeutschen nach Sibirien zu vertreiben, nicht aufhob, sondern seine Verwirklichung nur um einige Zeit verschob. Kerenski war es, der den Kriegshaß gegen Deutschland aus einem Aschenhäufchen wieder zur Flamme anschürte, der den Krieg „bis zum siegreichen Ende", bis zum Sieg der russischen Intellektuellen-Demokratie über den „Kaiserismus", fortzuführen antrieb. Und das angesichts des Verfalls der Armeen! Er war es, der als Lenker des Staates und der Völker Rußlands engherzige sozialrevolutionäre Parteipolitik machte, der seine Partei, nicht den rußländischen Staatswillen zum Herrscher machen wollte. Er war es, der die Kriegsmüdigkeit der Armeen und auch der nichtrussischen Völkerschaften des Landes in neue Kriegsbegeisterung und Fremdenhaß umzaubern wollte. Seine Pathetik war nicht Völkerpatriotismus, nicht einmal überzeugender großrussischer, nationaler Patriotismus. Sie war Parteiallüre, Parteiläglichkeit in einer Zeit, in der ein Weltreich den Krieg durch den

Frieden ablösen und sich selbst ein neues, ewiges Lebensgesetz geben wollte. Der Tribun Kerenski aber zerredete dies Lebensgesetz nur. Er ist die schwächste Figur aller Staatsmänner Rußlands. Infolge seiner Rhetorik verfiel Rußland in den Bolschewismus. Sie veruneinigte die Kräfte, die gegen den Bolschewismus hätten gesammelt werden müssen. Bis dann die Rhetorik der Bolschewiki die Kerenskis überflutete.

Der Redeschwall eines Kerenski und eines Lenin ersäuften eine große Epoche eines Imperiums.

Diesen Widersinn erkannten noch leichter als wir Njemzy die anderen Völkerschaften und die Armeeführung selbst. Ihr Urteil wurde nicht gehemmt von einer Sympathie zu Deutschland. Und so forderten gerade die späteren Weißgardisten als erstes die neue Disziplinierung der Armee. Kerenski und die Seinen aber setzten die Generäle und Offiziere ab, die mehr Patrioten als Revolutionäre waren. Und damit arbeiteten sie Lenin und den Seinen unmittelbar in die Hand. Erst nachdem die bolschewikische Woge das Land überdeckte, besannen sie sich auf Widerstand mit der Waffe. Nun aber war es zu spät.

Der bolschewikische Ruf „Frieden, Brot und Freiheit!" löste die Armee vollends auf, hetzte die Bauern gegen den Landbesitz und zersetzte den Freiheitsbegriff nicht nur der Intellektuellen, sondern auch der Patrioten und Revolutionäre, der Großrussen und der Ukrainer, Georgier, Tataren, Finnen, Letten, Esten, Litauer und Njemzy, und einzig die Juden schienen zu wissen, was nun folgen wird. Nur sie verlangten keine Selbstverwaltung. Alle anderen Völkerschaften aber stellten allem Gerede von „Frieden, Brot und Freiheit" ihre territoriale, ihre eigenheimatliche Selbstverwaltungsidee entgegen, um loszukommen von der Bindung an das großrussische Chaos. Nur die Juden gaben

ihr Ghetto auf und vermengten sich freudig mit diesem großrussischen Chaos. Und es war auch kein Zufall, daß die ersten Regierungsverbündeten Lenins aus dem Lager Kerenskis kamen. Die große Epoche eines Imperiums war nur ein Zwischenspiel geblieben. Aus dem Kampf zwischen der sozialrevolutionären Parteiallüre Kerenskis und dem aufbrandenden Völkerpatriotismus, zwischen der phrasenhaften Kriegsverhetzung durch Kerenski und dem Verlangen eines Weltreiches nach einem neuen, ewigen Lebensgesetz für sich, aus diesem Kampf zwischen Narrengeklingel und Volkswiedergeburt ging als Triumphator ein Dritter hervor — ein Sträfling . . .

Es ist ja die Tragik Rußlands nicht nur ein politisches Geschehnis. Ihr Urgrund ist die kranke russische Seele, jenes Symptom, das so gar nichts zu tun hat mit der so viel beredeten slawischen Psyche. Deren Wehmut und Brutalität in einem sind Naturkraft, nicht Krankheit. Krank war die russische Seele an ihrer Verlorenheit im unendlichen Raum. Wer je in dem nicht zu umspannenden Erdteil Rußland das Volkslied gehört hat

„Zeige mir einen einzigen Winkel,
Wo der russische Bauer nicht stöhnt . . ."

empfand, daß es nicht nur die Armut und Leibeigenschaft gewesen waren, die den Mushik leiden machen. Sein großes Alleinsein in der Unendlichkeit nicht nur Rußlands, sondern auch des Raumes zwischen ihm, dem Menschen, und Gott, dem Herrn aller Herren, das war es. Denn das, was hier des Versmaßes wegen mit Winkel übersetzt ist, heißt im

Russischen Obitelj, das ist im wahren Sinne eine Einsiedelei. Und das Einsiedlertum hat die russische Seele krank gemacht, das Einsiedlertum nicht nur als Bauernlos, nicht nur als Los eines Untertans, sondern als Los des Menschen in der Natur schlechthin. Ein Russe mag noch so sehr Kosmopolit sein, immer fühlt er sich einsam, ob in Europa oder in Asien. Von diesem Einsamkeitsgefühl her kommt auch die Auffassung, daß Rußland und der russische Mensch das Lamm Gottes seien. An ihm erfülle sich die Erlösung der Welt aus der Verstrickung im Übel. Sein Leid sei das Leid der Welt, seine Freude die der Welt.

Das ist die Krankheit der russischen Seele vom Mushik bis zum Zaren, vom Arbeiter bis zu Lenin. Die Nihilisten trieb sie in den Wahn der Zerstörung um des Anarchismus willen, einen Tolstoj in den sozialreligiösen Idealismus bis zur Selbstverleugnung und Entkräftung. Nihilismus und Tolstojanertum auch standen sich 1917 in Rußland gegenüber, blickt man in den Urgrund der Tragik Rußlands.

Tolstojs „Widersetze dich nicht dem Bösen!" hat den russischen Defaitismus zum Prinzip erhoben. Nicht freilich aus einer Absicht des Philosophen. Tolstoj meinte nur, daß der Kampf gegen das Böse zunehmend Böses erzeuge, daß dagegen der Kampf für das Gute im Guten, das Gute selbst, eine so gewaltige Kraft sei, daß sie, wenn erst einmal überall vorherrschend, das Böse übertrifft oder erst gar nicht aufkommen läßt. Ich weiß nicht, ob Tolstoj selbst das Wort ausgesprochen hat, daß das Böse lediglich ein Zuwenig des Guten sei, daß es folglich um so weniger werde, je mehr es des Guten gebe. Tatsache aber ist, daß ein solches Verstehen der Lehre Tolstojs im russischen Volk bis in seine geistigen Spitzen hier einen Fanatismus des Guten, dort einen Defaitismus gegenüber dem Bösen erzeugt hat, wie sie kaum noch anderswo auftreten.

Es sei dahingestellt, was das Gute und was das Böse ist. Festgehalten soll nur werden, daß beide in die große Politik Rußlands, noch vor Tolstojs Tod und Vollendung, mehr als politisch-moralische Begriffe eingegangen sind, denn als ethisch-religiöse, wie Tolstoj sie selbst aufgefaßt hat. Das lag gewiß mehr an seinen Anhängern und an der falschen oder richtigen Nutzanwendung. Aber Tolstoj hat seine Lehre auch selbst auf das Politische angewandt, so in der Frage des Landbesitzes, der Schule und Kirche, durch Aufforderung zur Verweigerung des Waffendienstes und des Steuerzahlens für den Krieg. Der Große von Jasnaja Poljana, vom Lichten Feld, war nicht nur Philosoph und Ethiker, sondern auch Politiker und Streiter. Und es will scheinen, daß außer der Frage, ob er ein besserer Künstler als Philosoph gewesen ist, auch dies zu berücksichtigen ist: Er selbst hat es nicht vermocht, die Offensive und Defensive seiner Lehre in Übereinstimmung zu bringen.

Sein „Widersetze dich nicht dem Bösen!" drang durch seine Anhänger als Antimilitarismus auch in die Armee ein. Jedoch verweigerten die Tolstojaner den Waffendienst nicht etwa aus einem besonderen Haß gerade und nur gegen den Krieg — dem Bösen sollte man sich ja nicht widersetzen —, sondern aus allgemeiner Überzeugung, soweit es wirkliche Überzeugung, nicht Drückebergertum war. „Den Krieg durch den Frieden unmöglich machen!" sprachen die russischen Tolstojaner, und unsere wolgadeutschen fügten hinzu: „Im Krieg gegen Deutschland erst recht!" Das bezog sich ebenso auf die Politik wie die Beköstigung. Vegetarier oder Tolstojaner, das war meist dasselbe. „Du sollst nicht töten!"

Weit mehr jedoch kam dieser Defaitismus in der Weltanschauung besonders der intellektuellen Anhänger — und nicht nur der geschworenen — Tolstojs zum Ausdruck. Es

genügt ja nicht, das Gute zu fördern, will man ihm zum Sieg verhelfen, sondern zugleich muß das Böse niedergekämpft werden. Und hier tat sich der ganze Widerspruch auf. Was das Gute sei, was gefördert werden müsse, darüber waren sich die schlichteren Tolstojaner eher einig als die gebildeten, die grübelnden, philosophierenden und politisierenden. Gutes tun, war etwa die Aufklärung des Volkes, war das In-das-Volk-gehen, um seine Nöte kennenzulernen und sie in Selbsthingabe zu lindern oder zu beseitigen, ein hohes Gebot der Menschlichkeit, das vor allem die russischen Landärzte durchdrang, die Lehrer und Agronomen, das aber die berufsmäßigen Revolutionäre als Aufputschung des Volkes zu Gewalttaten gegen das Böse — den Landbesitzer, den Polizeihauptmann, den Bourgeois, den Minister, den Adligen — auslegten, als bewaffneten Aufstand, als Klassenkrieg und schließlich als Bürgerkrieg.

Weltkrieg und Revolution stempelten das Böse vor allem als politisches Übel ab, nicht mehr als ethisches und religiös-philosophisches Problem. Die Lehre Tolstojs in ihrer Ursprünglichkeit wurde verschüttet. Das ethische Problem wurde ein militaristisches oder antimilitaristisches, ein umstürzlerisches oder ein auf den Kampf verzichtendes. Als die Februar-Revolution ausbrach, erschienen die berühmten „ersten Befehle", welche die Todesstrafe für Deserteure auch an der Front abschafften, während gleichzeitig zum Endsieg über Deutschland gerüstet wurde. Ein nackter Widersinn! Während dann das Heer regimenter- und divisionsweise auseinanderlief, steigerte man die Zahl der Geschütze an der Front mit Hilfe der Engländer und Franzosen zu einer Höhe, wie die russische Artillerie sie niemals zuvor erreicht hatte. Kerenski und die Seinen holten sich aus Belgien Vandervelde und aus Frankreich Albert Thomas, die europäischen Marxistenführer, und ließen sie vor der Volksmasse das Blaue vom Himmel herunterreden, „die wahre, die wirkliche Freiheit". Gegen die Bolschewiki aber unternahm die Zeitweilige Regierung nur dann etwas, wenn sie Straßenkriege begannen. Nach dem „Guten" griff man mit ausgebreiteten Armen, das Böse aber ließ man wuchern, übersah es geflissentlich oder aus purer Gleichmütigkeit oder aus Defaitismus jeder Art. „Wenn die Freiheit siegt, verkommt der Bolschewismus!"

Lenin aber machte sich den Defaitismus zunutze. Er wußte sehr wohl, daß die Tolstojaner keine politischen Einzelmenschen mehr, sondern eine weltanschauliche Erscheinung in den gegnerischen Parteien waren. Er strich aus dem unausgesprochenen „Widersetze dich nicht dem Bösen!" das Wörtchen „nicht" und predigte: Widersetze dich dem Bösen — dem Krieg, der Bourgeoisie, den Kerenskianern, den Weißgardisten, den Grundbesitzern, den Kulaken, den Offizieren, der Polizei, der Weltordnung, der Kirche, Gott, widersetze dich allem! Der tolstojanische Defaitismus im Ethischen war in das politische Gegenteil, den blutrünstigen Bolschewismus verwandelt worden. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß heute die nationalen und religiösen, ihrer Kirche treuen Russen Tolstoj öffentlich der Beihilfe nicht nur am Bolschewismus, sondern auch an der materialistischen Revolution überhaupt beschuldigen, während die Bolschewiki ihn nicht nur wegen seines Künstlertums in hohen Ehren halten, sondern eben wegen des Defaitismus, des Waffenstreckens seiner Lehre, die ihnen den Triumph erleichtert hat.

Was denn nun war Tolstojs eigenes politisches Ideal? In einem Aufsatz „Über die bestehende Einrichtung" schrieb er 1896:

„Vernichtet werden muß die Einrichtung der Wetteiferer und muß abgelöst werden durch eine kommunistische.

Vernichtet werden muß die kapitalistische Einrichtung und muß abgelöst werden durch eine sozialistische. Vernichtet werden muß die Einrichtung des Militarismus und muß abgelöst werden durch Entwaffnung und Schiedsgericht. Vernichtet werden muß der Separatismus enger Nationalität und muß abgelöst werden durch eine kosmopolitische und allgemeine Brüderlichkeit. Vernichtet werden muß aller religiöser Aberglaube und muß abgelöst werden durch ein vernünftiges religiöses, sittliches Bewußtsein. Vernichtet werden muß alle Art von Despotie und muß abgelöst werden durch die Freiheit. Mit einem Worte: Vernichtet werden muß die Gewalt und muß abgelöst werden durch eine freie und liebevolle Einigung der Menschen."

Nicht ohne den Versuch der heuchlerischen Selbstrechtfertigung berufen sich heute die Bolschewiki auf solche Äußerungen Tolstojs. Aber mit geifernder Zynik werfen sie ihm zugleich vor, sein unübertrefflich realistisches Erkennen der alten schnöden Wirklichkeit gekrönt zu haben — mit der bloßen Utopie, soweit es sich um die Überwindung jener Wirklichkeit gehandelt hat. In der Tat verurteilte Tolstoj jede revolutionäre und antirevolutionäre Gewalt. Aber man darf bezweifeln, daß ihn der Bolschewismus von dessen „richtigem Weg zur Befreiung des Menschen" überzeugt haben würde, wie die Kremldoktrinäre vermuten. Denn nicht mittels irgendeiner Klassendiktatur wollte Tolstoj die Menschheit erneuern und ihr Dasein umgestalten, sondern der an der adligen Latifundienmoral verzweifelte adlige Gutsbesitzer stellte sich auf die Seite des russischen Bauern, des Mushiken. Den wollte er im Sinne des Amerikaners Henry George durch die Aufhebung der Latifundienrente, des Großgrundprofites, aus der Bodenrentenkabale befreien. Aber hierbei verstrickte er sich in den mushikischen, den russischen Dorfanarchismus, in jene

primitive russische „volkhafte" Mushikenbiologie, von der ein russischer Religionsphilosoph sagte: „Sie ist erstens Schnapskneipe, zweitens Schnapskneipe und drittens Schnapskneipe." Hieran erinnernd, ohne Tolstojs großes, ringendes, vielleicht erst im Augenblick des Todes auf der Flucht zur Läuterung gelangtes Menschentum anzutasten, sagen seine nationalrussischen Gegner ihrerseits heute: „Die Atmosphäre aber des Tolstojanertums ist die notwendige Voraussetzung einer (bolschewikischen, materialistischen) Revolution, denn sie ist verbunden mit einer eigentümlichen Todesanbetung und mit der Entwertung aller Werte" — bis zur Leugnung der Auferstehung Christi und des Menschen durch sie. „In der Person Tolstojs kroch an die reinen Höhen der Schöpfung irgendein Schweres heran, hoffnungslos Dumpfes, Formloses, in sich Träges, ja, dem Wesen nach Lebens-Artloses." (P. Sasanowitsch.)

So versinkt der Weise von Jasnaja Poljana zum zweitenmal in das Grab — in den Abgrund zwischen dem bolschewikischen und dem erwachenden Rußland.

Seit der Frühjahrsrevolution 1917 gab es für das Wolgadeutschtum nur dies eine Gesetz: Treue zur Wolgaheimat! Zum erstenmal in 150 Jahren konnte der Grund gelegt werden für eine volkliche Selbstverwaltung. Unsere ersten Volkswahlen setzten eine eigene Volksverwaltung ein. In Moskau traten die Njemzy Rußlands zu ihren ersten Volkskongressen zusammen. Adelsfesten und Siedlerfesten verfügten über ihre Zukunft. Die Balten redeten den Kolonisten zu, auszuwandern, die Kolonisten aber beschlossen, im Lande zu bleiben. Das war für unsere Männer so

selbstverständlich, daß in den Dörfern über jenen Beschluß dann kaum noch ein Wort verloren wurde. Hätte man die Katastrophe vorausgeahnt, wäre wahrscheinlich anders gehandelt worden. Aber erst vier Jahre später, erst nach den Verheerungen des Kriegskommunismus, erst als die Erde erstarb in Dürre und Verfall, erst dann ging der Kolonist vom Platz.

Abschied von der Mühle

Einzelgehöfte außerhalb der Kolonien hatten sich seit Beginn des Weltkrieges nur dann erhalten können, wenn sie größere Familiensitze darstellten, d. h. wenn nicht alle Männer in den Krieg ziehen mußten. Dann konnten die alten und die noch dienstunfähigen „Mannsleut" die Wirtschaft zusammen mit den Frauen und den Dienstleuten weiterführen.

Das Mühlengehöft der Eckhardts bei der Kosakensiedlung Balanda im Saratowschen stand noch in voller Entfaltung, als ich im Spätsommer 1917 von der kaukasischen Front dorthin kam. Es war allerdings schon mehrere Jahre vor dem Krieg angelegt worden, und die Mühle, mit Ölmotoren ausgestattet, war schon vor 1914 Tag und Nacht beschäftigt gewesen. Der Familienälteste, Johannes Eckhardt, hatte sie mit nur geringen Geldmitteln, mehr auf Borg, von seinem Sohn Konrad, einem gelernten Mühlenbauer, errichten lassen, aber in einer reichen Weizengegend. Das Gehöft lag zwar in der unmittelbaren Nachbarschaft einer um vieles älteren russischen Dampfmühle, die auch größer war, und die Eckhardt-Mühle hatte hier einen sehr harten Wettbewerb durchzuhalten. Aber das „Hinterland" der beiden Mühlen war nicht nur unabsehbar, sondern von der Eisenbahnstation, an der sie lagen, öffnete sich ein zum Teil noch gar nicht urbar gemachtes Steppengefilde, dessen Ende nicht einmal von den altansässigen Kosaken beschrieben werden konnte. „Es greift in die Donsteppe hinunter", mehr wußten sie nicht. Und hatten daran Genüge. Denn

in der südwestlichen Richtung gehörte das Gefilde, soweit sie denken konnten, den Grafen Scheremetjew. Die besaßen allein hier — sie gehörten zu den ersten Landbesitzern Rußlands — ein Gutsland in Größe von — „es können einige Zehntausend Desjatinen sein", hieß es nur. Und allerbestes Getreide- und Weideland zwischen der südlichen Schwarzerdesteppe und der etwas weiter nördlich beginnenden Strauch- und Waldsteppe.

Ein gesegnetes Gefilde! Geeignet zugleich für den Weizenbau und die Viehzucht. Auf Eisenbahnen stieß man erst in der nordwestlichen und nördlichen Richtung, erst nach Hunderten von Werst. In dieser Richtung lagen russische Chutors und Bauerndörfer, nicht übermäßig viele, aber doch genug, um der großen Kosakensiedlung, eine Sloboda genannt, eben demselben Balanda, das satte Dasein eines Markt- und Handelsplatzes erster Ordnung auch dann schon zu gestatten, als noch nicht die Zweigbahn Atkarsk—Balanda gebaut war. Hier hatte sich seit alters ein Stück halbwilder Steppenlandschaft ohne Eisenbahn und Flüsse, allein durch Menschen- und Viehkräfte, in auch jetzt noch fast feudalwirtschaftlicher Jahrhundertgröße in die kapitalistische Entwicklung Rußlands hereingezwängt. Ganze Russendörfer frönten noch immer mehr für die Scheremetjews als für sich selbst.

Wolgadeutsche Güter und Dörfer gab es hier nicht, ein Chutor ausgenommen. Das deutsche Wolgaland begann erst im Osten von der Zweigbahn Atkarsk—Balanda. Man mußte schon einen vollen Tag mit gutem Pferdegespann fahren, um zunächst an ein ehemaliges Chutor und jetziges Dorf, aber immer noch Franker Chutor genannt, zu kommen. Und erst nach weiteren vielen Stunden langte man auf eigentlichem wolgadeutschen Volksland an — in Walter, Frank oder Kolb. Hier auch erst begegnete man größerem

Wasser, etwa dem Fluß Medweditza, den die Franker ihre „Metmitz" nannten, und einigem Wald, einigen Obstgärten.

Die Eckhardts waren in dieser Gegend bis weit in jenes Steppengefilde seit langem als Mühlenbesitzer bekannt gewesen. Ein Sproß der Familie siedelte mehrere Jahre vor dem Krieg mit Frau und Kind aus — nach Balanda. Bei Kriegsbeginn waren einige Kinder schon verheiratet, das Wohnhaus wurde vergrößert, Enkelkinder stellten sich ein — eine Familie wuchs und verzweigte sich in einige Familien, hielt aber in Fleiß und Sparsamkeit zusammen. Das Gehöft wurde größer, neue Mahlgänge mußten aufgestockt werden, das Eckhardt-Mehl und die Eckhardt-Kleie waren besser als die der russischen Mühle nebenan. Und obwohl die russische Mühle seit 1914 für die Krone und die Armee arbeitete, das Eckhardt-Gehöft war schon 1917 schuldenfrei geworden.

Die russischen Bauern kamen von weit her, um zu mahlen. Der Name Eckhardt hatte nicht nur einen guten sachlichen Klang. Er bedeutete auch gerechte Menschlichkeit. Kein Mahlgast wurde übervorteilt. Wenn irgendwo in der Umgebung von „Iwan Jegorowitsch" gesprochen wurde, so war Johannes Eckhardt gemeint. Iwan Jegorowitsch hatte sich sein Vermögen und sein Mühlengehöft in vielen Jahrzehnten am Munde abgespart, und war doch nicht geizig. Niemand hörte von ihm ein lautes Wort, geschweige denn ein hartes. Bei Tisch saß er im Kreise seiner Familie, die nun schon 12—14 Menschen und des öfteren etliche Gäste dazu zählte, still und besinnlich, als sei er selber nur Gast oder gar nur ein zur Familie gehörender Mahlknecht. Sein graues Haar und sein graues Bärtchen schienen in die Farbe des leichten Mehlstaubes auf seinem Anzug überzugehen. Seine freundlichen blauen Augen

schienen stets nur die anderen Menschen und die Dinge rundherum zu gewahren, so selbstlos war Iwan Jegorowitsch.

Und so wunderbar ruhig und äußerlich gelassen auch ertrug er es, als die Bolschewiki ihn im Winter 1917/18 von dem Gehöft jagten, ihm und seiner Familie nur die Wegzehrung bis nach Frank mitgaben, seinem Heimatdorf.

„Schert euch heim!“ war der Befehl.

Aber der Vertreibung ging ein schwerer Kampf des Mühlengehöftes mit der bolschewikischen Revolution voraus.

Ich war in jenem halben Jahr bei Eckhardts zu Gast. Aber in keiner Stunde hörte ich von Iwan Jegorowitsch ein unmutiges Wort. Damals fiel mir, seinem Neffen, das nicht weiter auf; ich kannte ihn. Eine Erklärung für dieses geradezu stoische Verhalten suchte ich auch nicht. Wir alle standen mit der bolschewikischen Revolution auf Kriegsfuß. Und sie drang täglich mehr auf das Gehöft ein — von Balanda und Atkarsk her. Heute aber möchte ich meinen: der bis in sein hohes Alter lebensfroh und arbeitsam, zugleich still und doch weltaufgeschlossen gebliebene Johannes Eckhardt war ein rechter Wolgamann, ein Steppenmensch, einer, der allein in der Arbeit den Lebenshalt hat, ihr auch die sachlichen Ertragswerte abzugewinnen wußte, aber den Wert des Lebens und vor allem des Lebenskampfes nie und nimmer nach dem Wert seines Arbeitsertrages einschätzt. Gewiß sind nicht alle unsere Sichtbarsten so. Wir hatten auch die Gegenteile dazu und die zwischen Menschlichkeit und Unmenschlichkeit im Lebenskampf unvermeidlichen Abwandlungen aller Art.

Auch Johannes Eckhardt tat es um sein Gehöft weh. Aber seinem ganzen Wesen nach nur deshalb, weil seine Familie nun brotlos wurde, weil er etwas unter Zwang abgeben mußte, was er ehrlich erarbeitet hatte, aber nicht nur sein Vermögen, sondern mehr noch, sein Ansehen, seinen guten Ruf, seine Persönlichkeit, sein hohes Kolonistentum, das ja in seiner edelsten Form nicht nur Pionierleistung ist, sondern auch wolgadeutsche Väterlichkeit für die eigene Familie wie für das ganze Volk. Solche Charaktere schnitzt das Leben nur dann so gut, wenn diese Charaktere selbst sich lösen von Eigensucht und Dünkel, wenn sie selbst sich hingeben für ihr Werk, ihre Familie, ihr Dorf und damit schon für ihr Volk. Ohne es zu wissen, sind sie Volksväter. Deren einer war Iwan Jegorowitsch.

Ich möchte hierfür nur ein Beispiel anführen. Als sich im Spätsommer 1917 die Kerenski-Revolution mehr und mehr im Bolschewismus verhedderte und eine wolgadeutsche Volksvertretung, gewählt noch im Frühjahr in Saratow, unsere Kolonien nicht mehr gegen den Bolschewismus abzudämmen stark und einig genug war, kamen Iwan Jegorowitsch und ich auf frühere Revolutionen, die französischen und englischen, zu sprechen. Wie waren denn die ausgegangen? Was trug sich zu? Welche Untiefen und Stromstrudel mußten damals die Menschen erdulden und überwinden? Konnte man nicht aus jenen Revolutionen, wenn auch nur annähernd, erkennen, welchen Ausgang die russische unter Kerenski nehmen würde?

Es muß betont werden: das Eckhardtsche Mühlengehöft stand in jenen Wochen noch außer Gefahr. Die Macht der zeitweiligen Regierung war noch nicht versackt. Und die russischen Bauern, unter ihnen gerade die armen, dachten nicht daran, Johannes Eckhardt anzufallen. Selbst in Balanda, wo zwar die bolschewikischen Meetings noch kaum

bekannt waren, wo aber der Kolonistenhaß von der russischen Nachbarmühle her geschürt wurde, selbst in Balanda regte sich noch nichts gegen das Mühlengehöft.

Johannes Eckhardt brauchte somit wenigstens in absehbarer Zeit für sich selbst nichts zu fürchten. Aber das künftige wolgadeutsche Volksschicksal ging ihn hart an. Wie also lautet die Geschichtslehre aus früheren Revolutionen gerade für Fremdstämmige im Land einer Revolution?

Um dies zu erforschen, fuhr ich nach Saratow. Johannes Eckhardt händigte mir einen ansehnlichen Geldbetrag für den Ankauf aller nur aufzutreibenden Bücher über frühere Revolutionen aus. Ich brachte eine kleine Bibliothek mit. Aber soviel ich auch suchte, von dem Schicksal fremdstämmiger Volksgruppen in den französischen und englischen Revolutionen war nichts zu finden. Wir waren ratlos.

Da meldeten eines Tages die russischen Blätter, daß die Iren ihre Unabhängigkeit von England verlangen. Es war schon zu blutigen Kämpfen gekommen.

Mit einer einzigen Handbewegung konnten nun die Bücher aus Saratow abgetan werden.

„Unabhängigkeit!" Das war es, wenn das bolschewikische Chaos hereinbrechen sollte.

Was aber konnten wir auf dem einsamen deutschen Mühlengehöft in diesem russischen, herrlichen, aber bedenklich unruhig gewordenen Steppengefilde für die wolgadeutsche Freiheit und Unantastbarkeit tun?

Aus Saratow, der Gouvernementsstadt, wurden nach Balanda, da die Agitatoren aus den Kreisstädten nur wenig auszurichten verstanden, bolschewikische Metallarbeiter und

Matrosen geschickt. Einem von ihnen, einem Schlosser, war offenbar der Angriff auf das Eckhardtsche Mühlengehöft übertragen worden.

Schon eine oder zwei Wochen vor seiner Ankunft wurde in der Sloboda davon gesprochen, das Gehöft in den Besitz der Sloboda zu bringen. An dem Gerede beteiligten sich vorzugsweise offenkundige Neider, merkwürdigerweise jedoch nicht nur Lumpenproletarier und Tagelöhner, sondern auch Mehlhändler, einige Popen, etliche Lehrer, bekannte Großbauern und sattsam bekannte Spekulanten, deren Geschäfte in der Kerenski-Revolution erst recht aufgeblüht waren und jetzt das ganze Wirtschaftsleben beherrschten. Kein Zweifel: Deutschenhaß und Raubgier hatten sich verschmolzen. Weiß und Rot waren einmal einig.

Der Schlosser aus Saratow ging rabiat ins Zeug, um so wütender, als sein Meeting nicht auf dem großen Marktplatz abgehalten werden durfte. In einer Seitengasse fing die Sache dann an.

Zu dem Meeting waren an die dreihundert Einwohner von Balanda erschienen, meist Männer. Eine recht bunte Masse, deren Antlitz nur bestätigte, daß Deutschenhaß und Raubgier einander zu helfen gedachten. Sie zu trennen, das Lager zu verwirren, den Funken an Ort und Stelle auszutreten, zu weniger war ich nicht geneigt. Ich stellte mich dem Schlosser.

Ich entsinne mich nicht mehr im einzelnen, welche gewichtigen Fragen der hohen Politik die Gemüter erregten, aufgeputscht durch den Roten. Als aber die Rede auf das Mühlengehöft kam, fiel ich dem Schlosser ins Wort:

„Was Sie da vom Krieg erzählen, ist Blech. Waren Sie überhaupt an der Front? Und wenn ja, sind Sie nicht ein Deserteur?"

Die Bauern horchten auf. Es war das noch nicht die Zeit, da das Volk schon im voraus wußte, daß das durchgesetzt wird, was die Roten, die Knallroten, die Bolschewiki auf den Meetings sagen. Das Volk hatte in jenen Wochen noch sein Vergnügen und Interesse an Debatten, an politischen Raufereien, an öffentlichen Streitigkeiten, ja, an handfesten Prügeleien unter Anwendung von Waffen. Eine allgemeine Entscheidung gab es noch nicht.

Der Schlosser selbst stutzte und schwieg einige Augenblicke. Die Sowjets waren noch nicht die Regierungsmacht, die Bolschewiki konnten noch nicht einfach diktieren. Ging auch das Volk immer mit? Gerade Balanda, eine reiche Sloboda, ein Kosakendorf, mehr schon eine Stadt, zeigte Widerstand. Wieso denn nur 300 Menschen hier, nicht 1000 oder 2000? Und der dreiste Gegner ist Soldat, im Schinell!

„Was wollen Sie denn von mir!" schrie mich der Rote an, „wer hat Sie denn gerufen?"

„Ich bin auf Urlaub von der kaukasischen Front hier", gab ich zurück, „ein Wort werde ich somit reden dürfen."

„Natürlich, natürlich!" stimmten einige Bauern zu; ob aber aus Paritätsgefühl oder zur Entfachung der Leidenschaften, wer konnte das wissen?

Sofort aber riefen andere dazwischen:

„Das ist ja der von der Eckhardts-Mühle!"

„Jawohl", erwiderte ich, „von da komme ich. Wollt ihr gar den Iwan Jegorowitsch aufhängen lassen?"

„Den Iwan Jegorowitsch nicht", schrie es durcheinander, „aber die Mühle steht auf russischem Land, es ist bei der Sloboda nur gepachtet, verkauft hat sie es ihm nicht. Wir brauchen die Mühle jetzt selbst."

„Leute", fuhr ich fort, „laßt doch erst den Krieg zu Ende gehen! So etwas muß doch in voller Ordnung geregelt werden. Vielleicht verkauft euch Iwan Jegorowitsch die Mühle!"

Damit aber hatte ich in die Mitte zwischen Deutschenhaß und Raubgier gestochen.

„Von Verkaufen ist da keine Rede mehr!" rief der Schlosser wild, „die Sloboda hat das Recht, die Mühle an sich zu nehmen."

Und in der Menge heulte es:

„Wenn der Krieg aufhört und wir die Mühle nicht kriegen, dann soll der Krieg nur anhalten. Uns ist es recht. Die Mühle ist unser!"

Ich sah ein, hier ist nichts zu erreichen.

Aber auch der Schlosser wurde nicht mehr angehört.

Die Menge verlief sich. Was sie wollte, die Mühle, schien ihr ein Eigentum der Sloboda zu sein.

„Den fangen wir uns!" polterten gegen mich die Begleiter des Schlossers.

Dann war einige Wochen alles still.

Bis wir an den Abenden um das Mühlengehöft verdächtige Männer schleichen sahen. Das Gehöft stand allein im freien Feld, an einem Graben, etwa zwei Werst von der Bahn, drei von Balanda entfernt. Die Kerle erkundeten wahrscheinlich, wann das Gehöft die Haustüren schließt, wie am besten ein bewaffneter Überfall vorgenommen werden könnte.

Darauf hatten wir in der Tat gewartet. Sämtliche Gewehre und Pistolen wurden geputzt und geladen. Wir richteten eine Nachtwache ein. Aber schon bald zeigte sich, daß nachts alle Männer des Gehöftes auf dem Posten sein müssen.

Eines Nachts dann trauten sich die Kerle an das Wohnhaus heran. Lugten durch die Fensterläden, sahen kein Licht brennen und vermuteten, daß alle schlafen.

Wir aber saßen still an den Fenstern, in jedem Zimmer ein oder zwei Mann. Die Schießwaffen in der Hand.

Da schlägt man von draußen gegen die Vorhaustür.

Drei von uns tappen im Dunkeln dorthin.

Wieder ein Poltern.

„Aufmachen!" gröhlt eine Männerstimme draußen.

„Gewehr anlegen! Pistolen aufziehen!" kommandiert zur Antwort im Vorhaus einer von uns.

„Aufmachen!" kreischt es weiter.

Ein Axthieb fällt gegen die Tür.

„Sowie ihr die Schwelle überschreitet, schießen wir euch über den Haufen!" ist unsere Antwort zum Knarren der Gewehre.

Draußen murmeln sie etwas. Fluchen. Tappen in den Hof zurück. Und verschwinden in der Finsternis.

Am nächsten Morgen fanden wir Schnapsflaschen vor dem Gehöft. 42%igen Mut hatten die Revolutionäre gebraucht.

Das war im Oktober 1917.

Kurze Zeit darauf erschienen am hellichten Tag, ohne Ankündigung, ein Dutzend bewaffneter Männer auf dem Eckhardts-Hof. Sie wiesen von den Sowjets und allerlei revolutionären Parteikomitees gestempelte Vollmachten vor.

„In drei Tagen ist das Gehöft zu räumen!" lautete der mündliche Befehl.

Die bolschewikische Regierung tat in Balanda ihren ersten Schritt, indem sie die Eckhardts davonjagte.

Und wiederum sehe ich Johannes Eckhardt den Stillen.

Leise ordnet er den Frauen und Söhnen an, was auf die Schlitten zu packen sei, wohin die Fahrt gehen soll, wer zuerst fährt, wer zuletzt. Die Frauen gehen weinend durch die Zimmer. Greifen dahin und dorthin, legen Wäschestücke beiseite und wieder zurück, wollen Tische und Schränke hinaustragen lassen.

Die Roten achten aber darauf.

„Dies bleibt hier, und das bleibt hier, und jenes bleibt hier!"

Iwan Jegorowitsch aber schreitet gelassen, wie wenn er irgendwie insgeheim an eine Vergeltung glaubt, die einmal diese Räuber heimsuchen werde, er schreitet mit den Bolschewiki durch die Mühle und die Wirtschaftsgebäude.

Die Roten machen Inventur. Sie verzeichnen Stück für Stück. Iwan Jegorowitsch gibt den Preis dazu an. Die Roten notieren ihn — und lächeln höhnisch. Iwan Jegorowitsch schweigt.

Und so ging es drei Tage lang. In den Nächten wurde das Gehöft von den Roten bewacht, damit nichts heimlich entfernt wird.

In drei Tagen war Iwan Jegorowitsch schlohweiß. Aber ein hartes Wort hörte ich von ihm nicht. Ja, er besänftigte die anderen, die Frauen, die da weinten, die Männer, die Widerstand leisten wollten. Selbst dem Hofgesinde, Russen, sagte er tröstliche Worte.

Nach drei Tagen fuhren wir — heim.

Heim, nach Frank.

„Auf Volksland", sagte Iwan Jegorowitsch.

Vier Schlitten. In jedem Schlitten vier Menschen. Und was dann noch an Sachen in die vier Schlitten hineinzupacken war.

Das war der Ertrag des Lebenswerkes der Eckhardts.

Das war unser Abschied von der Mühle.

So sammelte sich auf unserem Volksland seit jenen grauen Tagen erneut der Kummer steppendeutschen Pionierschicksals, staute sich in den geschlossenen Siedlungen zum Widerstand.

Würden sie stärker sein als die Einzelgehöfte?

Der Freistaat Frank

Einen so unruhigen Winter hatten die Menschen von Frank seit alters nicht mehr verbracht. Die Soldaten kamen nach Hause, aber der Krieg war noch nicht zu Ende. Sie nahmen ihre Arbeit in den Höfen und Ställen wieder auf, als wäre nichts geschehen. Nur wenige hielten es für nötig, zu sagen, wie es im Lande stehe. Sie wußten es selbst kaum. Keiner kehrte wieder in den Kriegsdienst zurück. Anfragen kamen aus den Armeen nicht.

Desto öfter aber schickte der Atkarsker Kreissowjet Befehle an die Gemeinde, dies zu tun oder jenes, Geld zu schikken oder den Bauern zu drohen, man werde es sich holen. Aber die Gemeinde kümmerte sich nicht darum, die Befehle blieben Papier. Atkarsk lag weit, und Atkarsk war eine russische Kreisstadt.

Hatte es als Sowjetbehörde überhaupt etwas zu sagen, dazu in den deutschen Kolonien? Die Russen hatten die alten Behörden ja selbst davongejagt; irgendwelche Landstreicher und Grobiane, Deserteure und Revolutionäre glaubten, nun seien sie die Herren im Lande — und auch die Kolonisten hätten ihnen zu gehorchen. Die Kolonisten aber taten, als hörten sie nichts. Sie taten so, als hätten sie keine Zeit, sich um russische Krawalle zu sorgen. Es solle doch mal einer von den Revolutionären herkommen, solle verständig dartun, was die Sowjets eigentlich vorhaben, wer sie eingesetzt hat, was es mit dem Deutschland-Krieg werden soll! Vielleicht würden sie den Mann anhören,

vielleicht nicht. Bis dahin aber bleibe Frank das, was es war, Frank. So sprachen die Bauern.

Jedoch die Zeitungen brachten Unruhe in das Dorf. Die Weibsleut' ängstigten sich. Je weiter hinein in das Frühjahr, desto öfter fuhren russische Bauern aus der Umgebung luchsäugig durch Frank, aus einer Straße in die andere, wieder hinaus in die Felder, kamen wieder zurück, als suchten sie etwas. Manchmal auch fragten sie höflich nach dem einen und anderen Kolonisten, als wollten sie mit ihm etwas sehr Dringliches bereden, ein Geschäft vielleicht oder ein Zusammenspannen nach Saratow oder Kamyschin. Aber derlei war noch zu keiner Zeit vorgekommen. In Wahrheit suchten die Mushiken sich die Häuser und Höfe, Gärten und Äcker aus, die jeder baldhin an sich zu bringen gedachte, sobald die Kolonisten, die Fremdlinge und Landräuber, die verkappten Germanzy und Wilhelmskerle, von der neuen, der Sowjetregierung davongejagt würden. Überall wurden die Grundbesitzer vertrieben. Die Reihe komme bald auch an die Kolonisten.

Beim Viehfüttern klang in den Ställen kein Singen und Lachen der Weibsleut' mehr. Die Männer aber machten sich auf den Weg über Feld. Wer nur konnte, machte sich bald in dieser, bald in jener Stadt links oder rechts der Wolga zu schaffen. Sie wollten erkunden, was denn nun auf sie und ihre Dörfer von Rußland daherkomme. Die einen hatten erfahren, daß der Zar bald wieder den Thron besteigen werde, und dann sollten die Bolschewigge was erleben! Die anderen brachten Kunde davon, daß die Bolschewigge mit dem Kaiser Wilhelm und seinen tapferen Generälen Frieden geschlossen hätten, und der Kaiser habe auch für die Wolgakolonisten gesorgt. Sie könnten jetzt heimkommen nach Deutschland, die Bolschewigge müßten ihnen alles abkaufen und sie ungehindert auswandern lassen. Aber die dritten wollten beste Gewißheit erhalten haben, daß eine Friedenszeit dennoch nicht kommen werde, denn dadurch, daß der Deutschlandkaiser mit dem Lenin keinen Krieg mehr führt, würden die Wolgakolonien von den Russen erst recht erobert werden können. Deshalb müßten die Kolonien sich sofort eine ordentliche Kriegsarmee einrichten. Die gelernten Soldaten seien ja da, und Jagdflinten könnten schon etwas ausrichten. Dann aber kam der Sander aus dem Oberdorf von Saratow zurück und verkündete auf einer Gebetsversammlung, daß nun an die Wolga das Jüngste Gericht kommen werde. Kein Gesetz mehr gebe es, keine Ordnung, nur Mord und Brandstiftung, und die Gläubigen hätten sich auf die Wiederkehr Christi schnell vorzubereiten. Mit eigenen Augen hatte der Sander in Saratow den Antichristen gesehen. „Er hat uff'm große Stuhl gesotze un mit'm Säbel romgefuchtelt." So ging es hin und her.

Die Mushiken aber hielten unentwegt an ihrer alten Hoffnung fest, Kolonistenland und Kolonistengut ohne Entgelt in Besitz nehmen zu können. Sie scherten sich den Teufel darum, daß von einem Davonjagen seit dem Friedensvertrag von Brest-Litowsk keine Rede mehr sein könne. In dem Vertrag war den Bolschewiggen von Deutschland auferlegt worden, daß von den deutschen Kolonisten in Rußland jeder nur freiwillig Land und Haus zu verlassen und auszuwandern braucht, dazu nicht gleich, wenn er nicht will, sondern erst in zehn Jahren, wenn es ihm paßt, und außerdem noch muß ihm sein Land und Haus und alles, was er zurückläßt, gerecht bezahlt werden in gutem Geld. Aber die Mushiken erwiderten, die Kolonisten hätten das Land den Mushiken geraubt, als die Mushiken noch leibeigen waren und noch keine Menschenrechte besaßen. Und wer ihnen sagte, das Land sei unfruchtbare

Ursteppe gewesen und Katharina die Große habe es den Njemzy geschenkt, da widerredeten die Mushiken ihm, die Katharina sei ein schlechtes Weib gewesen, sie hätte das Russenland auch gar nicht verschenken dürfen, denn sie selbst war keine Russin, sondern auch so eine Deutsche.

Was sollten da die Kolonisten tun? Wie sollten sie sich helfen ohne Waffen? Was nützte es jetzt, daß sie das Land urbar gemacht und sich jeden Lehmstein und jede Schaufel Sand und jeden Eimer Wasser selbst beschafft hatten? Was nützte es, daß sie sich alles, was dann noch an Gut und Frucht, an Wohlstand und Besitz hinzugekommen war, vom Mund und von der Seele abgedarbt hatten, daß sie sich auch etliche Freiheit und etliches Menschen- und Siedlerrecht erkämpft hatten in vier und fünf Geschlechterfolgen, daß sie es jederzeit gut bewahrt und verteidigt hatten! Oder durfte man an eine höhere Gerechtigkeit glauben? Der Zar hatte die Wolgadeutschen nach Sibirien vertreiben wollen und war gestürzt worden. Der Kerenski hatte das Vertreibungsgesetz nicht widerrufen, sondern es bestehen lassen, und war auch um die Macht gekommen. Sollte man glauben können, daß es auch dem Lenin so ergehen würde?

Die Unzufriedenheit unserer Bauern wurde unermeßlich groß. Nichts doch half gegen die Mushiken und Bolschewigge der Vertrag mit dem Deutschlandkaiser. Sollten denn die Bauern Papierrubel für ihr Vermögen nehmen? Und sagten die Bolschewigge nicht, daß der, wer auswandert, erst gar nicht bis zur Grenze kommt, sondern unterwegs abgeschlachtet wird? Und wo war denn noch ein Weg zum Auswandern? Überall und weit und breit tobte der Bürgerkrieg. Ganz Rußland brannte gleich einer Hölle.

„Dableiben", war die Antwort, die sich die Bauern gaben, „dableiben! Und wenn es sein muß, mit den Zähnen um sich beißen! Die Axt in die Hand, den Knüppel in die

Faust! Dann sollen die Mushiken nur kommen! Wenn es drauf ankommt, halten die Kolonisten zusammen. Da gibt es kein übriges Wort. Dableiben." Die Heimat in Schmerzen lieben, das ist die Kunst. In Freuden lieben ist keine Kunst.

„Gegrüßt seist du, mein Wolgareich!"

In Frank begegnete ich Peter Klapp wieder. Auch er fand keine Ruhe mehr. Zwar einen Bauernhof hatte er weder zu verlieren noch zu verteidigen. Seinen Lebensunterhalt brachte er, der durch die Soldatenzeit und die Revolution um seine Stellung auf einem „Schiffskontorche" gekommen war, dadurch zusammen, daß er jungen wohlhabenden Bauernmädchen die Kunst des Klavier-

spielens anlernte; das hatte er von seinem Vater abgeguckt, der ein Schulmeister gewesen war.

Sein Herz aber drängte ihn nun, den Wolgamenschen, den Kolonisten, ein Heimatrecht zu erdenken oder zu suchen, ein Recht, das kein Mushik antasten könne. Er wollte, hatte er sich vorgenommen, aus der Vorväter Zeit eine Besitzurkunde für das Kolonistenland aufsuchen, und läge sie zehn Armlängen tief in der Erde oder vergilbt in den Archiven der Kirche oder der Dorfgemeinde. Ihm schwebte vor, daß es so etwas irgendwo noch geben müsse, und die Urkunde, vielleicht gar eine Urkunde, noch von der Großen Katharina selbst unterzeichnet, die wollte er den Mushiken und Bolschewiggen vorzeigen, wenn sie kämen.

Aber eine Schenkungsurkunde dürfe es nicht sein, meinte er. Und dergestalt kam er zu den Büchern aller früheren Jahre in jedem Haus zu Frank und in die Archive unter der Kirche. Im dunklen Gewölbe grub Peter nach Anhalten für kolonistische Bodenkäufe seit 150 und mehr Jahren, denn nur eine Kaufurkunde konnte die Mushiken vom rechtmäßigen Erwerb des Steppenbodens durch die Einwanderer überzeugen. Aber Peter fand dergleichen nicht. Allein ein vergilbtes Blatt aus bitteren Notjahren, längst vergessenen, war seine Entdeckung. Aber es stand darauf bei Regierungssiegel und Unterschrift, daß die Kolonie Frank auch in jenen Mißerntejahren ihre Steuern in vollem Betrag erledigt habe. Das war alles. Aber es war eine Urkunde dessen: die Kolonisten sind auch in der Not ehrlich.

Peter suchte weiter. Von über der Wolga war ein Mann gekommen, der hatte erzählt, daß nun auch die Kirgisen und Kalmücken in unsere Kolonien ihre Kundschafter schicken, um zu erspähen, wann und wie sie wieder in den Besitz ihres Landes kommen könnten, das ihnen die russischen Zaren abgenommen und den Deutschen zur Besiedlung und Urbarmachung zugewiesen hatten. Ihre Grassteppen, sagten die Kundschafter, reichten nicht mehr aus für ihre Herden, sie wollten das Ackerland wieder zur Grassteppe werden lassen, und die Kolonisten hätten es darum zu räumen.

„Habt ihr drüben denn gar keine Urkunden?“ fragte Peter den Bauern.

„Nein“, erwiderte der, „wir suchen auch danach. Unser Lehrer gräbt in den Kurganen und Aschenkippeln nach. Aber was er findet, sind nur Scherben aus der alten Mongolenzeit. Das nützt nichts.“

So kam Peter darauf, an den Abenden vor den Toren auf den Tonfall der Erzählungen unserer Großväter aus alten Tagen zu lauschen. Mancherlei schien ihm des Aufschreibens wohl wert zu sein, und darum kaufte er sich im Dorfladen den letzten guten Bleistift aus der Zarenzeit. Auch ein Schreibheft noch fand er. Dann näherte er sich an den Abenden auf den Straßen im Unterdorf den singenden und schnakenden Bauernmädchen.

In Reihen zu zehn und fünfzehn schritten die Mädchen beim Mondschein Arm in Arm durch die Straßen hinauf bis zum Kirchplatz. Dort kehrten sie um und gingen wieder zurück, denn jenseits der Kirche lag das Oberdorf, das ärmere, und dort hielten andere Mädchen und Burschen Liebeswacht ihrer Jugend.

Nicht sogleich aber gewann Peter das Vertrauen der Mädchen. Sie drängten sich fester aneinander und blickten ihn mißtrauisch an, wenn er ihnen begegnete. Denn die Mädchen hatten erfahren, daß er sie aushorchen wolle und aufschreiben, was sie erzählen und singen.

Aber es war unter den Mädchen eines, das faßte Vertrauen zu ihm, ein großes, starkknochiges Bauernkind, das

einen Peter mit den bloßen Armen wie ein Hühnerei hätte zerdrücken können, und war doch erst siebzehn Jahre alt. Diesem Mädchen verstand Peter die Gewißheit zu bringen, daß er keiner an die Brüste zu greifen gedenke. So gewann er ihr Zutrauen.

An einem Abend nun hörte er eine Kameradin der Vertrauten die alte Franker Geschichte von der Reiterschlacht auf dem Roten Mann erzählen; das ist ein Berg bei Frank, auf dem die Geister aus der ersten Ansiedlerzeit umgehen. Seinen Namen hat der Rote Mann von der Kirgisenschlacht-Sage.

Jedes Jahr, in einer dunklen Herbstnacht, wenn der Sturm durch die Wälder bläst und auf den Steppen die Wölfe zu heulen beginnen, kehren sie wieder, die wilden Horden Nurali-Chans und die Reiter Pugatschows, des Räuberhauptmannes. Auf dem Roten Mann, dem Berg, der kahl und niemandes Besitz ist, fechten Kirgisen und Russen stets aufs neue den Streit um die Steppen aus, den Streit, der schon lange entschieden ist, aber die Geister des großen Chans und seiner Getreuen nicht zur Ruhe kommen läßt.

Vor vielen Jahren einmal sind die beiden dort oben aufeinandergestoßen, Nurali-Chan und Pugatschow. Es hat sogleich einen grausamen Kampf gegeben, und das Blut ist vom Berge geflossen, in breiten Strömen, die den Fluß Metmitz rotgefärbt und die Gärten und Steppen um Frank her bedeckt haben.

Auf dem Gipfel des Roten Mannes jagen wilde Reiter hin und her. Glutrot wie glühendes Eisen. Sie jagen tollkühn, mit fliegendem Gewand, mit flatterndem Haar, und ihre Gäule schnaufen Feuer.

Glutrotes Leben in dunkler Nacht.

Je später die Stunde, desto größer die Reiterzahl.

Die Lanzen zucken, die Säbel sprühen Feuer, die Feuergewehre speien Glut.

Fanfaren glühen: die Schlacht beginnt.

Fanfaren glühen: die Schlacht tobt.

Fanfaren glühen: die Schlacht geht zu Ende.

Keine Horden mehr, keine Reiter, keine Pfeile, keine Lanzen, nur noch glühendes Blut.

Vom Bergrücken fließt es wie Lava, zerfließt, zerrinnt, gleitet dampfend über die Steppen.

Bis zum Morgen dampft die Glut, bis die Sonne rotgolden im Osten aufsteigt, und die Dämpfe verschwimmen im Tag.

Das nächste Jahr wird eine reiche Ernte bringen! sagen die Bauern.

Das Blut der immer wieder um ihren verlorenen Besitz Kämpfenden befruchtet das Land, das nun anderen gehört.

Wem?

Den deutschen Kolonisten.

Sie ackerten es auf und senkten ihr eigenes Blut in die Furchen.

Ihrer ist der Sieg, der Tag, die Ernte.

„Dieses ist unser Heimatrecht!“ rief Peter froh, „unser Volksblut in den Ackerfurchen am Beginn unserer Wolgageschichte, es verwandelte die Schlachtfelder in fruchtbare Gefilde. Sie stehen in unserem Recht und Schutz!“

Ich lächelte.

„Lächele nicht“, warnte Peter, „der Volksmund hat es uns überbracht!“

Unter dem Zarenregime waren die Kolonien von den russischen Städten her verwaltet worden. Dorthin auch wurden in die Semstwo, die russische Landschafts-Selbstverwaltung etwa für die Volksbildung, das Gesundheitswesen, den Ackerbau und die Landkredite, Abgeordnete aus den Kolonien entsandt. Eine vollständige Selbstverwaltung war aber auch unter Kerenski nicht erreicht worden. Die Entscheidung auch über die Nationalitätenwünsche erwartete man von der ersten rußländischen Gründerversammlung, die über die künftige Staatsverfassung befinden sollte. Sie wurde aber von den Bolschewiki Anfang 1918 auseinandergejagt. Die Bevölkerung hatte nicht die Bolschewiki und die Zaristen als Mehrheit gewählt, sondern die Sozialrevolutionäre, das Kerenski-Lager. Die schwankten hin und her. Auch die Bürgerlichen konnten sich nicht einigen. Die Bolschewiki hatten für einen schnellen Handstreich leichtes Spiel.

Zur Vertretung unserer Kolonien im Parlament und bei der Regierung war noch unter Kerenski eine wolgadeutsche Volksvertretung gewählt worden. Ebenfalls in Saratow ernannte dann, nach dem Oktober-Umsturz 1917, die Lenin-Regierung ein Wolgadeutsches Sowjetkommissariat. Es bestand aus wolgadeutschen Bolschewiki und aus deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen, die sich zu Lenin und Trotzki geschlagen hatten. Insgesamt waren es ihrer nur wenige, aber hinter ihnen stand die rote russische Kriegsmacht. Ein neuer Kampf um unsere Heimat begann. Die Volksverwaltung wurde für ungültig erklärt. Vertreter dieser Verwaltung eilten nach Deutschland, um Hilfe zu erwirken. Die meisten Großkapitalisten brachten ihr Barvermögen nach Berlin. Unsere Kolonien waren ihrer Volksverwaltung zwar treu geblieben, aber aus der Illegalität heraus konnte die Verwaltung nicht mehr alle Kolonien lenken.

„Die Sowjets sind uns aufgezwungen worden!“ protestierte August Lonsinger öffentlich.

Nur Einzelaktionen waren noch möglich.

Eine günstige Wendung schien der Vertrag von Brest-Litowsk zu bringen, aber der in ihm vorgesehene deutsche Reichsschutz für die Rußlanddeutschen bezog sich nur auf Einzelpersonen und Familien, die deutsche Schutzscheine zur Auswanderung im Verlaufe der nächsten zehn Jahre erwirken würden. In Saratow wurde ein deutsches „Konsulat“ eröffnet, der Allgemeinheit aber war damit nicht geholfen. Durch seine Kriegsmacht konnte Deutschland nach dem Friedensschluß die Bolschewiki nicht mehr zur Freigabe des Kolonistenwillens zwingen, ja, der Brest-Litowsker Vertrag konnte in den Kolonien nur als eine Anerkennung der Sowjetwillkür durch Deutschland aufgefaßt werden. Und auswandern? Ein verlockendes Ziel. Jedoch: wohin? Die meisten dachten an Nord- und Südamerika, wo schon Zehntausende von Wolgadeutschen lebten, dem deutschen Konsulat aber ging es, wurde erzählt, um ein Auswandern in die Ostgrenzgebiete Deutschlands oder zu den baltischen Baronen, will sagen: um ein Auswandern nach Kriegland.

„Dös bat uns alles nix“, war die Meinung der Bauern, „das hilft uns alles nichts!“

Die einen schrieben nach Amerika; eine Antwort kam nicht. Die anderen, und das waren die allermeisten, hofften auf den Untergang der Lenin-Herrschaft mit derselben Inbrunst, mit der sie seit 1914 an ein baldiges Kriegsende geglaubt hatten. Die dritten wollten aktiven Widerstand bis zum letzten Atemzug leisten.

Schutzscheine holten sich aus Saratow vom Konsulat nur wenige Wolgadeutsche: Lehrer, Pastoren, Studenten,

Großbauern, Gutsbesitzer. Wem es nicht gelang, dann auch sofort „auszuwandern", war sich seines Lebens nicht mehr sicher.

Im Spätherbst 1918 dann verschwand das Konsulat. Das deutsche Kaiserreich war zusammengebrochen. Die neue Regierung hatte die Bolschewiki ihrer Verpflichtungen aus dem Brest-Litowsker Vertrag lediggesprochen.

Die Kolonien waren fortan mit den Bolschewiki allein. Wer nun noch auswandern wollte, mußte sich auf Schleichwegen nach Moskau durchschlagen. Dort konnte er schnell noch einen Schutzschein erwirken.

„Der Kolonist deutscher Abstammung . . . aus . . .", lautet ein Schutzschein aus dem November 1918, „hat sich schriftlich am . . . bei der Reichsstelle für deutsche Rück- und Auswanderung in Moskau bereiterklärt, nach seinem Stammland auszuwandern. Es treten somit für ihn die Bestimmungen der Artikel 21 und 22 des Zusatzvertrages zum Brester Friedensvertrage in Kraft. Danach dürfen ihm durch die Ausübung des Rückwandererrechts keinerlei vermögensrechtliche Nachteile erwachsen. Seine Person und seine Angehörigen, sein mobiles und immobiles Hab und Gut stehen auf Grund der angeführten Bestimmungen unter dem Schutze des Deutschen Reiches. Er darf sein Vermögen liquidieren und den Erlös daraus, sowie seine sonstige bewegliche Habe mitnehmen. Moskau, den 12. November 1918. Der Beauftragte der Reichsstelle für deutsche Rückwanderung und Auswanderung (Reichswanderungsstelle). Unterschrift: Dipl. Ing. Bonwetsch."

In Frank war bis in den Sommer dieses Jahres von dem Wolgadeutschen Sowjetkommissariat in Saratow noch nichts zu spüren gewesen. Aber auch nicht allzuviel von den russischen Kreis- und Gouvernementssowjets. Frank war in seiner äußersten südwestlichen Ecke unseres Volkslandes nur nach langen Fahrten per Achse zu erreichen. Von Saratow her brauchte es zwei Tage.

Etwa in der Erntezeit jedoch wurde die Gemeinde von zwei verschiedenen Zentren her aufgefordert, Kongreßvertreter zu entsenden. Von der nördlichen Wiesenseite her betrieben frühere wolgadeutsche Semstwoabgeordnete im Samara'schen eine Antisowjet-Zusammenkunft; russische Bolschewiki hatten sie aus der Nowo-Usensker Semstwo mit den Worten verjagt:

„Packt euch nach Hause, in eure Kolonien!"

Den Abgeordneten war das nur recht. Jetzt konnten sie mit Fug und Recht die wolgadeutsche Selbstverwaltung organisieren. Das sollte auf der geplanten Zusammenkunft in Warenburg begonnen werden. Dagegen rüstete sich das Wolgadeutsche Sowjetkommissariat zu seinem nachmals so verhängnisvoll gewordenen Ersten Sowjetkongreß in Seelmann, Herbst 1918. Auch dorthin sollte Frank Vertreter senden. Überdies wurde mitgeteilt, daß sämtliche Kolonien jetzt aus der sowjetrussischen Verwaltung herausgelöst worden seien und fortan allein dem Wolgadeutschen Sowjetkommissariat unterständen.

Niemand in Frank kannte die neuen Gebieter auch nur dem Namen nach. Jene Semstwomänner aber genossen überall Ansehen und Vertrauen. Frank billigte ihr Vorhaben und entsandte Vertreter über die Wolga. Die Zusammenkunft wurde aber vom Saratower Kommissariat vereitelt.

In dieser politischen Ungewißheit, die auch die Gemeinde-

wirtschaft schädigte — von Frank forderten die russischen Sowjets nach wie vor Steuern —, waren wir gezwungen, eine Klärung und Entscheidung aus eigener Macht herbeizuführen. Frank war eine der reichsten und größten Kolonien, es zählte 12000 Einwohner, und auch sein Einfluß auf die deutschen und russischen Nachbardörfer galt etwas.

Der Gemeinderat freilich mußte dabei aus dem Spiel gelassen werden. Ihm gehörten schon etliche Revolutionäre an, die offenkundig zu den Bolschewiki neigten. Ein einstimmiger Beschluß hätte deshalb durch ihn nicht mehr erreicht werden können.

So beschlossen einige beherzte Männer, die Gemeinde auf eigene Verantwortung zu versammeln. Die Kirchenglocken läuteten Sturm. Da aber die meisten Bauern im Feld waren, erschienen nur die Alten. Dennoch stimmten sie dem Vorschlag zu, zwei Vertreter nach Saratow zum deutschen Konsulat zu schicken. Einzel-Schutzscheine hatten sich die Franker nicht geholt. Um auszuwandern, dazu brauchte man Barvermögen; das besaßen nur die wenigsten in größeren Summen. Es hätten somit die Wirtschaften zuerst verkauft werden müssen. Wolgadeutsche aber kauften nicht. Und die Mushiken hofften unentwegt, die Kolonistenhöfe umsonst zu bekommen.

Es war nur noch eines möglich: Die Gemeinde bleibt vorerst im Land und erwirkt sich vom deutschen Konsulat einen Gemeinde-Schutzschein, einen Schutzschein für 12000 Menschen samt Hab und Gut.

Ein Revolutionskomitee wurde gebildet, das sich, nachdem es den Belagerungszustand ausgerufen hatte, zur zeitweiligen Regierung eines Freistaates Frank bestimmte. Die Alten hießen es gut. Solange in Rußland das Chaos herrscht, solange Frank heute einem russischen, morgen

einem wolgadeutschen Sowjet Tribut leisten muß, um vielleicht übermorgen einem kirgisischen oder tatarischen zu verfallen, solange hielt Frank sich, wurde beschlossen, für berechtigt, ein unabhängiger Freistaat unter deutschem Rechtsschutz zu sein. Würde wieder eine gesetzmäßige Regierung über Rußland herrschen, dann würde man über das Weitere verhandeln. Mit den Sowjets aber gab es kein Verhandeln.

Ein verwegenes Beginnen! Im ganzen Lande schon hatten die Sowjets, soweit nicht örtliche Aufstände und weißgardistische Truppen ihnen entgegenstanden, die Macht an sich gerissen. Doch unsere Verzweiflung gab keine Zeit mehr zu großen Überlegungen. Es war der allerletzte Augenblick. Entweder machte Frank sich unabhängig, oder es war den Sowjets endgültig verfallen.

Die Freistaat-Regierung bestimmte Peter Klapp und mich, nach Saratow zu fahren. Wir ließen uns ein kräftiges, schnelles Gespann geben. Am nächsten Tag waren wir in Saratow.

Das Konsulat befand sich in einem Privathaus, war aber so bekannt, daß wir nicht zu suchen brauchten. Vom Wolgadeutschen Sowjetkommissariat dagegen wußte kaum einer, wo es haust. Am Eingang des Konsulats der deutsche Adler. Wächter der Wolgadeutschen gegen den Bolschewismus! Auf russischem Boden!

Die Sowjetmacht selbst hatte uns freigegeben! Wohlverwahrt trug ich die „Deklaration der Rechte der Völker Rußlands“ bei mir, die Lenin und Stalin im November 1917 verkündet hatten: „Der Rat der Volkskommissare hat beschlossen, seiner Tätigkeit in der Frage der Nationalitäten Rußlands folgende Grundlage zu geben: 1. Gleichheit und Souveränität der Völker Rußlands; 2. das Recht der Völker Rußlands auf freie Selbstbestimmung bis zur

Loslösung und bis zur Bildung eines selbständigen Staates einschließlich; 3. Aufhebung aller und jeglicher nationalen und nationalreligiösen Vorrechte und Einschränkungen; 4. freie Entwicklung der nationalen Minderheiten und ethnographischen Gruppen, die das Gebiet Rußlands bevölkern." Unmißverständlich war hier gesagt: bis zur Loslösung einschließlich!

Je nun, der Zarenadler war tot, wir betraten das Haus. Aber ein Gefühl des Fremdseins darin erfüllte unsere Herzen. Unheimlich still war es in den Räumen. Besucher sahen wir nicht. Wir waren die einzigen.

Ein junger Sekretär hörte unser Verlangen an, sehr aufmerksam, aber sehr nachdenklich. Schutzschein für eine ganze Kolonie? Ein solcher Fall war offenbar noch nicht bekannt. Durfte ihn das Konsulat ausstellen?

Der Sekretär gab mit keiner Miene zu verstehen, ob wir den Gemeinde-Schutzschein erhalten würden. Er entfernte sich in ein Nebenzimmer, blieb eine geraume Weile dort. Wir begannen zu zweifeln.

Dann kam er heraus, einen Schutzschein in der Hand. Aber der Text glich in nichts den üblichen Formularen. Ein Sonderfall. Jedoch klar stand da geschrieben: die Kolonie Frank steht unter dem Schutz des Deutschen Reiches. Nur ein Satz. Darunter aber Unterschrift und Reichsstempel.

Wir nahmen das Dokument mit herzlichem Dank entgegen. Noch größer aber war unsere Freude darüber, daß man uns nicht danach gefragt hatte, ob denn die ganze Kolonie auswandern wolle, wohin, wann, mit wieviel Vermögen? Daß wir einen Freistaat gegründet hatten, davon wußte das Konsulat nichts. Sicherheitshalber hatten wir nicht einmal eine Vollmacht mitgenommen, nur unsere Pässe. Die allein hatten wir vorgezeigt.

Im letzten Augenblick aber fragte uns der Sekretär:

„Ist denn in der Franker Gegend kein Aufstand ausgebrochen? Nach unserem Wissen ist ein russisches Strafkorps aus Saratow unterwegs in jene Gegend, zählt mehrere Hundert Reiter, ist mit Geschützen versehen, wird militärisch von einem russischen Bolschewiken befehligt. Politischer Kommissar ist ein roter Wolgadeutscher."

Diese Nachricht überraschte uns ungemein. Noch gestern früh war alles ruhig gewesen.

Auf der Straße sagt Peter:

„Wir machen folgendes: Du gehst zum russischen Sowjetkriegskommissar des Gouvernements und erkundigst dich, wo das Korps jetzt ist und ob es wirklich bis nach Frank vordringen soll. Ich sehe derweilen nach den Pferden und erkundige mich nach dem kürzesten Heimweg, damit wir dem Korps nicht begegnen, bevor wir auf Franker Boden sind."

Ich ging zu dem russischen Kriegskommissar. Mit dem Wolgadeutschen Sowjetkommissariat in dieser Lage zu sprechen, wäre zwecklos gewesen, weil die Russen kommandierten.

Mit ihnen aber wollte ich sprechen. Ich trug einen Soldatenmantel, das gab mir Mut. Ich ließ mich bei dem Kommissar anmelden.

„Ich hörte", begann ich, „daß Sie ein Strafkorps in die Kolonien geschickt haben. Wozu? Ich möchte mir erlauben, Sie davon zu unterrichten, daß es in unserer Gegend, bei Frank und in Frank, ruhig ist. Ich komme gerade von dort."

Der Russe sah mich verwundert an, ließ sich aber auf das Gespräch ein. Soldaten durften zu der Zeit noch Fragen stellen und „dreinreden". Auch einen Ausweis verlangte der Kommissar nicht. Offenbar hielt er mich für irgendein

Soldatenratsmitglied oder gar für ein Mitglied des Wolgadeutschen Sowjetkommissariates.

Zunächst machte der Kommissar keinen gewalttätigen Eindruck, so daß ich schon zu hoffen wagte, er werde mir glauben. Mich des Schutzscheines erinnernd, sagte ich:

„Ist es möglich, das Strafkorps zurückzurufen?"

Hierauf erklärte der Russe kurz, aber keineswegs grob:

„Gut! Aber ich verlange von Ihnen eine Gewähr. Sie bleiben hier in meinem Zimmer, bis ich mich telephonisch bei dem Korps erkundigt habe, ob es zutrifft, was Sie da behaupten. Aber ich warne Sie: trifft es nicht zu, stelle ich Sie an die Wand. Dann sind Sie ein Spion der Aufständischen!"

„Nein", erwiderte ich ebenso bestimmt, „weiß der Himmel, womit der Teufel spielt! Weiß ich denn, ob ein Aufstand nicht in der letzten Nacht ausgebrochen ist? Die Mushiken drohten uns schon lange, uns zu überfallen."

„Na, also", beendete der Kommissar das Gespräch barsch, „in Frank selbst ist allerdings kein Aufstand, aber die russischen Nachbardörfer lehnen sich gegen die Sowjetmacht auf. Ich habe deshalb auch die deutschen Dörfer als Kriegsgebiet erklärt."

Peter saß schon auf dem Wagen, als ich in den Gasthof kam. Auf einem Umweg fuhren wir nach Frank zurück. Kaum, daß ein Wort gesprochen wurde. Wir hielten Ausschau nach dem Korps.

Gleich am nächsten Morgen wollten wir der Gemeinde den Schutzschein überreichen und Frank öffentlich unter den Schutz des Deutschen Reiches stellen.

Jedoch schon in der ersten Morgenstunde, kaum in Frank angekommen, läßt Peter mich in das Gemeindehaus holen.

Das Strafkorps hatte aus dem 10 Werst entfernten deutschen Kolb angerufen:

„Verpflegung für das Korps bereithalten!" war befohlen worden. „Ist die Brücke über die Medweditza nach Bachmetjewka in Ordnung? Wenn nicht, sofort in Ordnung bringen!"

„Der Mann hat auf Kolonistisch gesprochen", sagt Peter. Und dann nach einer Weile:

„Vielleicht ist mit dem zu reden, wenn du mit ihm auf Hochdeutsch sprichst wie ein Deutschländer?!"

„Wollen sehen", sage ich und telephoniere nach Kolb hinüber.

„Hier ist kein Aufstand", erkläre ich.

Die Antwort lautet (wir sprechen deutsch, es ist ein Volksschullehrer von der Wiesenseite, Behert, wie er sagt):

„Wir wollen auch nur durchmarschieren. Vorher aber lagern."

Erstaunt frage ich zurück:

„Mit einem russischen Strafkorps? In einer deutschen Kolonie?"

Behert poltert:

„Was ist das für ein Gerede! Wenn Sie nicht wollen, wird Frank beschossen!"

Ich gebe die Drohung an die Freunde weiter.

Dann sage ich zu Behert:

„Ich komme sogleich hinüber."

Sechs Bauernjungen, Peter und ich, so galoppierten wir hoch zu Roß aus dem Dorf, hinüber nach Kolb. In meiner Tasche der Schutzschein.

„Der Kommissar ist ein Kolonist", denke ich erregt, „den Schutzschein muß er anerkennen."

An Stangen flatterten weiße Tücher, Bettlaken, in der Mitte auseinandergerissen, schnell irgendwo hergeholt. Parlamentäre! Wir sind ein Freistaat!

Kanonenschüsse rollen durch die Luft. Einer, zwei, vier . . . Dann Stille.

Noch bevor wir die Pferde bestiegen, noch vor dem Gemeindehaus, sah ich: ein hochbeladener und vollbesetzter Wagen rast aus einer Seitengasse heran, über den Kirchplatz, hinunter zur Brücke, darüber hinweg, hinein in den Wald. Und ist verschwunden. Ein Großbauer nimmt Reißaus. Daß der Staub fliegt! Und wer ist es? Iwan Petrowitsch, der schlimmste wolgadeutsche Geldwucherer im ganzen Land. Gefürchtet in allen deutschen und russischen Dörfern. Sonst hatte er vor seinem Haus gesessen wie ein Schießhund. An ihm mußten die Mushiken vorbei, die durch Frank fuhren. Anders kamen sie nicht zur Brücke. Arme Kerle. Fast jeder von ihnen stand bei ihm in der Kreide. Sah er einen herankommen, rief er ihm zu und nach, bis der um die Ecke war: „Noch 10 Rubel und 15 Kopeken!" oder: „Hundert Rubel sind es!" oder: „Ich lasse pfänden!" Die Mushiken duckten sich und schlugen das Kreuz. Das war für Iwan Petrowitsch das Zeichen: „Ich werde bestimmt alles bezahlen!" Iwan Petrowitsch verstand — und schrie ihm nach: „Aber bald!" — Und dieser Edelmann riß nun als erster aus. Kaum, daß fern eine Kanone donnerte. Er wußte: ihn fangen sie zuerst. Es war ganz klar: Klassenkampf! Unaufhaltbar!

In Kolb lag nur eine Abteilung des Strafkorps. Mit nur einem Geschütz. Aber Rohr — Richtung Frank.

Im Gemeindehaus der kleine Stab.

Der wolgadeutsche Kommissar, der im Korps die hohe Politik zu betreuen hat, sitzt hinter einem breiten Tisch. Ein russischer Rotarmist kramt im Rucksack, gelangweilt, schläfrig, satt.

Ich trete ein. Grüße militärisch. Bekomme einen Stuhl hingestellt. Der Kommissar, vielleicht fünfundzwanzig

Jahre alt, hellblond, Gesichtszüge angespannt, überanstrengt, undurchdringlich, aber ein echtes, fast gutmütiges Kolonistengesicht, fragt, zurückgelehnt, interessiert:

„Was ist los?"

Ich erwidere höflich:

„Wir sind unabhängig. Wir brauchen keinen roten Schutz!"

Und lege den Schutzschein mitten auf den Tisch.

Behert wirft einen kurzen Blick darauf. Schiebt das Blatt zurück.

„Von einem Sowjet?" fragt er.

„Nein!" sage ich.

„Erkenne ich nicht an", gibt er zurück.

„Frank steht unter anderem Schutz", versuche ich zu erklären, ohne das Wort Deutschland zu nennen. Mensch, begreifen Sie doch! denke ich.

„In Rußland herrscht die Sowjetmacht", bedeutet er.

Dann schnitt er alles Weitere ab:

„Ich kann Ihnen nur den militärischen Befehl des Korpskommandeurs übermitteln: Wenn in einer Viertelstunde keine Zusage aus Frank da ist, daß wir ungehindert lagern können, beginnt das Bombardement. Sie alle bleiben bis dahin als Geiseln hier!"

Ich telephoniere nach Frank.

Von dort wird gefragt:

„Wieviel Mann und Pferde?"

„Vierhundert, ebensoviele Pferde", antworte ich.

Aus Frank kommt der Bescheid — nach kurzer Beratung —:

„Einverstanden."

Am Nachmittag, gegen fünf Uhr, war das ganze Korps in Frank.

Am Fluß wurden tiefe Löcher gegraben. Die Roten hängten Waschkessel hinein, von den Bauern angeforderte. Vieh wurde geschlachtet. Die Keller wurden geöffnet. Die Gäule futterten mit ihren schönen Mäulern vom besten Klee, vom duftigsten Hafer. Und noch an demselben Tag wurde der Kolonie eine Strafzahlung von siebenhundertfünfzigtausend Rubel auferlegt. Wofür? Hatte Behert die Urkunde als eine deutsche Urkunde erkannt?

Außer dem deutschen Konsulat, Peter Klapp und mir erfuhr niemand etwas von dem Schutzschein, solange er noch nicht — zerrissen war. Daß er geholt werden sollte, wußten manche, aber daß wir ihn wirklich bekommen und nach Frank gebracht hatten, mußte in der rasenden Schnelligkeit der Geschehnisse verschwiegen werden.

Zuerst vergrub ich ihn im Apfelgärtchen meines Großvaters unter einem Rosenbusch. Aber schon nach etlichen Wochen mußte ich Frank verlassen. Ich holte ihn hervor, zerriß ihn und streute die Fetzen in den Wind. Damals gruben die Bolschewiki schon bei den Klassenfeinden nach verstecktem Gold. Wie, wenn sie im Gärtchen meines Großvaters den Schutzschein gefunden hätten?

Die einen halten die Idee der wolgadeutschen Selbstverwaltung für unwiederbringbar untergegangen.

Die anderen glauben an ihre Auferstehung.

Von jenen Tagen an zogen die Franker Kolonisten ihre Kappen und Pelzmützen tiefer in das Gesicht, wenn sie in die Städte kamen.

Übermannt die Siedlerfeste Frank.

Übermannt die Wolgaheimat.

Sozialismus, Autonomie, Webgarn

Irgendein wolgadeutsches Parteiprogramm hat es niemals gegeben, ebensowenig wie es Parteien gegeben hätte. Wer Politik gern hatte, ging zu den Russen. In der Kerenski-Zeit neigten manche zu einer Verbindung mit den Tataren, die gleichfalls nach der volklichen Selbstverwaltung strebten und für das deutsche Volkstum mehr Sympathien zeigten als andere Völkerschaften; hier schien noch der Heilige Krieg nachzuwirken. Schon im Herbst 1914 hatte der Scheich ul Islam aus der Türkei „alle Muselmanen in der Krim, in Kasan, Turkestan, Buchara, Chiwa, Indien, China, Afghanistan, Persien, Afrika und in anderen Ländern" aufgefordert zum Heiligen Krieg gegen den Unterdrücker, genannt Dreiverband, der „in den letzten Jahrhunderten den muselmanischen Völkern Indiens, Mittel-Asiens und eines großen Teiles Afrikas die politische Unabhängigkeit geraubt hat". Das war die Antwort gewesen auf den Ukas des Zaren, daß der Krieg gegen Deutschland ein „heiliger Krieg der Slawen gegen die Germanen" und den Unchristen, den Türken, sei. Koran und Volksidee standen im Kampf gegen Zarenukase des dritten Roms. Doch der Bolschewismus überschwemmte an der Wolga auch diese Pläne.

Die russischen Parteien unterschieden sich im allgemeinen nach zarischen Absolutisten, konstitutionellen Demokraten und Sozialisten.

Die erste Enttäuschung an russischen Parteien hatten während des Krieges unsere Kadeten (konstitutionellen De-

mokraten) erlebt; es war die gleiche Erfahrung wie schon vor dem Krieg mit den Oktobristen, den Anhängern der Oktober-Reformen Nikolais II. 1906/7 — das Deutschtum wurde in entscheidenden Augenblicken im Stich gelassen. Die Kadeten unternahmen 1915 in der Reichsduma nicht das geringste gegen die Zarengesetze zur Liquidation des rußlanddeutschen Grundbesitzes in der Kriegszone, obwohl ihnen einer der angesehensten Wissenschaftler Rußlands, Prof. Lindemann, dokumentarisch nachwies, daß die Liquidation in unzähligen Fällen bloße Willkür ist.

Auch die wolgadeutschen Absolutisten — und rein gefühlsmäßig waren das die Bauern, standen sie doch der hohen Politik fern und verehrten sie doch den Zarismus in guter patriarchalischer Weise — hatten ihre Lektion erhalten. Die russischen Absolutisten doch waren es gewesen, unter deren Obhut die „Schwarzen Hundert", die „wahren Russen", die Freunde des „Erzengels Michael" im Krieg den Rußlanddeutschen in das Gesicht speien durften. Der Name Purischkewitsch besagte alles; so hieß der Erzfeind alles Fortschrittes und namentlich der Deutschen in Rußland, der Duma-Führer jener reaktionären „Volksbewegung".

Was aber hieß „Sozialisten"?

Allgemein waren das die Arbeitersozialisten und die Bauernsozialisten mit ihren inneren Gruppierungen. Den radikalsten Teil der ersteren bildeten die Lenin-Leute, die letzteren schworen auf den Sozialrevolutionär Kerenski. Die Lenin-Leute betrieben bewaffnete Arbeiteraufstände gegen Zarismus und Krieg, um über das Chaos zur Weltrevolution zu gelangen. „Wenn die deutsche Revolution mißlingt, sind wir verloren!" sagte Lenin nach Brest-Litowsk. Die Kerenski-Leute aber predigten Fortsetzung des Weltkrieges gegen Deutschland im Namen der Demokratie gegen „Kaiserismus" und Zarismus.

Unsere, die wolgadeutschen Sozialisten, an Zahl verhältnismäßig gering, zumeist mit guter Schulbildung, zählten allgemein zu den Sozialrevolutionären, d. h. zu den Bauernsozialisten. Die anderen, die Arbeitersozialisten, gab es in den Kolonien bis zur Lenin-Herrschaft nur vereinzelt. Meist waren es Arbeiter, später dann auch Intellektuelle aus dem sozialrevolutionären Lager oder aus der großen Mitte der Parteilosen.

Will man aber von einem wolgadeutschen Sozialismus noch vor der Lenin-Herrschaft sprechen, so war es ein kolonistischer Bauernsozialismus. Jedoch dieser Sozialismus, an sich schon wolgadeutschen Volksnotwendigkeiten angepaßt, wurde noch nationaler, als Kerenski die Fortsetzung des Krieges mit Deutschland zum vorherrschenden Dogma machte. Er splitterte von der Kerenskiade ab. Aber auch den Bolschewiki konnten sich unsere Bauernsozialisten nicht anschließen, obwohl Lenin gegen den Krieg propagierte; sein Sozialismus war maximaler Arbeitersozialismus, und der taugte für die wolgadeutschen Kolonien schon darum nicht, weil sie eine nur verschwindend kleine Arbeiterschaft hatten. Unsere Volkswirtschaft war im Grunde eine Landwirtschaft, eine Bauernwirtschaft.

Die Bolschewiki aber verlegten sich ganz auf die Großzüchtung einer Industrie, des Industrieproletariates. Sie beschränkten sich nicht auf die Vergenossenschaftlichung, wie es der Kernpunkt eines Kolonistensozialismus gewesen war, sondern schritten zur Enteignung der Produktionsmittel und des Kapitals.

Unsere Bauernschaft selbst aber hatte weder für den Arbeiter- noch für den Bauernsozialismus etwas übrig. Ihr waren Bauerngenossenschaften ebenso fremd geblieben, wie dann die Arbeitergewerkschaften neu waren. Die patriarchalisch-extensive Steppenwirtschaft begnügte sich noch mit

der Gemeindefürsorge für Kranke und Hungernde. Was darüber hinausging, war Politik, und Politik galt als feingesponnene Hinterlist. „Dös is Bolidik.“ Darin lag alle Verachtung.

Und doch hatte die Steppenwirtschaft versteckte Ansätze zu einem Sozialismus gezeigt, der mit dem landläufigen, politischen nichts gemein hatte, ja, nicht einmal Sozialismus genannt wurde. Eine nationale und soziale Kraft wirkten gemeinsam, als das Wort Sozialismus an der Wolga noch unbekannt war. So berichten die Väter, daß Müller und Müllerknechte sich in den Arbeitsertrag teilten, um das Mühlengehöft vor der Gefahr zu schützen, daß kolonistische oder russische Mahlkunden in den Säcken mehr mitnehmen, als sie hergebracht hatten, was ebenso in bedrängten wie in guten Zeiten geschehen sein soll. Freilich gelangten nur einzelstehende Mühlengehöfte zu einer solchen Zusammenarbeit zwischen Herren und Knechten, und auch nur dann, wenn das Gehöft schwer um seine Existenz zu kämpfen hatte. Aber hier trat doch derselbe gemeindliche Kolonistenwille zutage, der in den Kolonien dafür sorgte, daß niemals ein Kolonist zu Russen betteln geht, daß alle Kolonien Wehr leisten, wenn auch nur eine bedroht wird. Wäre es je anders gewesen, hätten die Kolonien nicht bestehen können. Ja, es ist denkbar, daß mit den Jahren jene Ansätze zu einem eigenen kolonistischen Sozialsystem hätten ausgebaut werden können, wenn nicht der Klassenkampf schon Jahrzehnte vor dem Krieg sie gelähmt hätte. Auch mangelte es den Kolonien damals noch an politischen Vordermännern.

Zwar nicht bei jenen Ansätzen, wohl aber bei ähnlichen Erscheinungen des Kolonistenlebens knüpften dann auch die Bolschewiki an. Als unsere lutherischen und katholischen Bauern sich den ersten Diktaturversuchen, die Armutsbauern durch Enteigung bei den reichen mit Gerät und Vieh auszurüsten, widersetzten, versuchten die Bolschewiki die „Bekehrung“ der Widerspenstigen damit, daß sie die mennonitische Genossenschaftspraxis bei Konfiskationen und Kontributionen schonten, dafür aber die lutherischen und katholischen Wirtschaften um so nachdrücklicher bestraften. Ja, die Bolschewiki übernahmen von den kolonistischen Bauernsozialisten den Gedanken der Konsumgenossenschaften, anfänglich mit vielen Zusicherungen, daß sie selbständig bleiben dürften, um dann jedoch diese Genossenschaften, ebenso wie die mennonitischen, in Werkzeuge ihrer sogenannten Arbeiterdiktatur zu verwandeln.

Auch religiöse Irrlehren machten die Bolschewiki sich zunutze. Um das Volk zu verwirren, predigten etliche von ihnen in den Kolonien die biblische Gütergemeinschaft. Sie behaupteten, der Bolschewismus wolle nichts anderes als den altchristlichen Kommunismus, nur auf das imperialistische Industriezeitalter zugeschnitten. Mit Hinweisen auf die Bibel auch wurden anfänglich Großbauern hingerichtet. Das Volk glaubte den Weltverbesserern aber nicht. In Grimm, wo zuerst ein bolschewikischer Christusprediger auftrat, erhob es Tumult. Auf einer Versammlung unter freiem Himmel fuhr ein junger Bauer den Bibelverdreher heftig an. Darauf packten ihn die Begleiter des Roten und erschossen ihn. Seine Leiche vergruben sie draußen im Feld. Nur noch ein Zeigefinger steckte hervor. Der wies gen Himmel, erzählten die Bauern. Die Toten noch warnen vor der Lästerung Gottes, sagten sie. Das hörten die Bolschewiki. Und als der Vater des Erschossenen ihn auf

dem Kirchhof bestatten wollte, wie man einen Christenmenschen beerdigt, im Beisein des Pastors, verboten das die Christenkommunisten. Auch ein Kreuz durfte nicht auf sein Grab gesetzt werden. In einer Ecke irgendwo auf dem Kirchhof, da liegt er. Ohne Gebet.

Bei manchen Sektierern aber fanden die bolschewikischen Bibelpropheten Anklang. Es gab etliche, die sagten, nur ein Wort trenne die Sekten von den Kommunisten, das Wort Gott. So kam es denn auch, daß die Sekten, Oberwasser gegen die Kirchen spürend, ihre Tätigkeit verzehnfachten, so die Tanzbrüder auf der Wiesenseite, tief hinten in der Steppe, Leute, die sich durch Predigten und Gebete in die Ekstase des zügellosen Tanzes zu Ehren des Herrn nach Davids Beispiel vor der Bundeslade versetzten. Andere Sekten wiederum, so in den russischen Nachbardörfern, gelangten zu der „himmlischen Einsicht" des Selbstverbrennens. Sie zündeten ihre Dörfer an, um in den Flammen zu verbrennen und dergestalt eher aus dem Sündental der Erde und aus dem bolschewikischen Weltende in den Himmel zu kommen. „Selbstverbrenner" nannte man sie.

Nicht selten auch führte der rote Betrug zu persönlichen Tragödien. In Katharinenstadt ließen unsere Roten den größten Fanatiker des Genossenschafts-Wesens, Johannes Zorn, der sich für die Genossenschaften die Lungenschwindsucht angeredet hatte, elend in seiner Kammer verhungern. Er hatte ihnen vertraut, hatte sein Werk ihnen unterstellt, glaubend, daß nun endlich das Ziel seiner Ideale nahe sei. Sie aber machten aus den Genossenschaften Proletarier-vereine und verstießen ihn, als ihnen der Betrug gelungen war. Obendrein verlachten ihn die Bauern. Einem angehenden Pfarrer, Mattern, wäre es nicht anders mit seinem christlichen Kommunismus ergangen, wenn er sich im letzten Augenblick nicht — gegen Gott und für Marx

entschieden hätte. So starben die einen für ihre Ideale, die anderen opferten sie dem roten Betrug. Es gab aber noch eine dritte Art persönlicher Tragödie. Das ist die einer freiwilligen nationalen Zusammenarbeit mit dem wolgadeutschen Bolschewismus.

Der Volksmann Peter Lorgast, dem etliche Dörfer auf der Wiesenseite 1915 ihr Vorhaben einer Selbstvernichtung der Kolonien aus Protest gegen die Deutschenhetze anvertraut hatten, schloß sich 1918 dem wolgadeutschen Bolschewismus mit Überlegung an, obwohl der ihm zuwider war. Er blieb damit seiner Auffassung treu, daß in der Zeit äußerster Volksgefahr die persönliche Aufopferung gerade noch gut genug sei. Lorgast wollte durch seine Mitarbeit bei den Lenin-Leuten unser Volkstum vor der völligen Zerstörung retten.

„Nur noch so können wir wolgadeutsch bleiben", sagte er, als man ihm bedeutete, daß die Bauern seine Politik nicht mehr so recht verstehen können, „alles andere ist hin."

Zu allen Zeiten hat die Einöde ein Barfüßertum erzeugt. Lorgast wollte das wolgadeutsche Volkstum durch ein Nadelöhr retten.

Viele andere taten es ihm mit der Zeit nach. Jahrelang hielten sie in der bolschewikischen Partei aus, versuchend, deren das Volkstum zersetzende Kraft zu mildern oder gar aufzuheben. Immer wieder warf die Partei diesen und jenen hinaus, setzte ihn kalt, verbannte ihn. Jedoch immer wieder drangen neue Unentwegte in sie ein. Ende 1935 dann machte die moskowische Führung großes Aufräumen. „926 Mann wurden aus der wolgadeutschen Bolschewikenpartei verjagt", triumphierte am 25. Dezember 1935 die »Prawda«. „Unter ihnen befindet sich auch eine ziemlich zahlreiche Gruppe bürgerlicher Nationalisten, Weißgardisten und Kulaken, d. h. früherer Großbauern. Obwohl

sie sich früher einmal, in den Bürgerkriegsjahren 1918 bis 1921, „wolgadeutsche Sozialisten“ genannt hatten, strebte diese Partei danach, eine bürgerliche Autonome Republik der Wolgadeutschen zu schaffen. Ihr Programm ist irgendeine Mischung von sozialrevolutionär-sozialdemokratischen (d. h. bauern- und arbeitersozialistischen) Losungen, stark aufgefüllt von nationalistischem Geist“. Ursprünglich war das die Gruppe um die Wochenschrift „Der Kolonist“, die Adam Emich herausgab, ein wolgadeutscher Bauernsozialist marxistischer Prägung. Sie hat dem Marxismus mit der Zeit wahrscheinlich den Rücken zugewandt, denn wie hätten diese „bürgerlichen Nationalisten“ mit den Jahren auch Weißgardisten und frühere Großbauern um sich sammeln und in die bolschewikische Partei schmuggeln können? „In den Kantons Gnadenflur, Frank und Eckheim hatten sie ihren stärksten Rückhalt“, jammert die »Prawda«, „ganze Parteiorganisationen mußten da jüngst aufgelöst werden.“ Denn was taten diese Antibolschewiki? Da ist ein Fendel, dem die Partei die Staatsverwaltung für Literatur der Wolga-Republik anvertraut hatte. Aber er ließ einige Schulbücher drucken und verbreiten, „in denen bürgerlich-nationalistische Ideen beschützt wurden. Als man ihn dann in die Franker Kanton-Abteilung für Volksbildung versetzte, fuhr er fort, diese Bücher entgegen dem Verbot zu verbreiten, indem er den Lehrern empfahl, sie heimlich zu benutzen.“ Dann ist da ein Hermony, Sohn eines Kulaken und ehemaligen Stabschefs einer Aufstandstruppe; der hat einmal selbst aktiv an einem Bauernaufstand teilgenommen. Er beförderte im Sowjetdienst die früheren Weißgardisten Schumann und Frick. „Diese Gruppe, aus Frank stammend, brachte das Bauernkollektiv in Kautz zum Verfall.“ Ferner ist da ein Müller, der 1921 an Aufständen gegen die Sowjets teilgenommen hat. Als in den Wolga-

kolonien die Kollektivierung eingeführt wurde, wollte er sich nicht fügen, floh in das Donezker Kohlenbecken, wurde Bergarbeiter und ließ sich in die Partei aufnehmen. An die Wolga zurückgekehrt, entfaltete er seinen bürgerlichen Nationalismus in alter Weise wieder.

Nach der militärischen Besetzung Franks war die so herrliche Einigkeit „geje die Bolschewigge“ so gut wie dahin, wenigstens nach außen. Wieder einmal hatte das Siedlerschicksal Unterwerfung und Demütigung geboten.

Schon bei der Umlage der ersten Kontribution hatte es Streit gegeben; keiner wollte der Reichste sein. Hinzu kam, daß dies die erste Kriegsmacht gewesen war, die je Franker Gemeindeland betreten hatte. Die Bedrücktheit und Verängstigung lastete schwer auf den 12000. Nun blieb nur das eine übrig: die rote Sturmflut auch weiterhin möglichst gerecht auf den Besitz verteilen. Das war um so schwerer, als der Dorfbettel bewaffnet wurde und die Gemeindeverwaltung in die Hand bekam. Der Klassenkrieg setzte ein. Die patriarchalische Ordnung wurde zertrampelt. Das gegenseitige Mißtrauen wurde zur Seuche. Ein Mechaniker, der jahrelang bei den Russen gewohnt hatte, war aus der Zarenarmee desertiert und fing nun das Regieren an; ein in der unterirdischen Arbeit erprobter Bolschewik, ein „alter Kämpe“. Einen krummen rechten Zeigefinger hatte er. Um aus der Armee loszukommen, hatte er versucht, ihn abzuhacken. Es gelang aber nur halb. Wenn er jetzt öffentlich redete und mit dem krummen Finger auf die Großbauern zeigte, lachten die Leute immer. Das verwirrte ihn. Zuletzt gab er das öffentliche Reden auf. Sein

Ansehen bei der Partei aber litt nicht darunter. Wer sich früher aus Angst vor dem Kriegsdienst selbst verstümmelt hatte, galt jetzt als ein verwegener Held und Politiker. Solche Drückeberger hatte es seit 1914 in ganz Rußland so viele gegeben, daß alle Welt davon redete. Die meisten Selbstverstümmelungen sollen im Ghetto vorgekommen sein, von Smorgon bis Kischinew.

Wenige Zeit nach der Besetzung Franks wurde bekannt, daß die Zarenfamilie in Jekatarinburg hingerichtet worden sei. Die Bevölkerung war entsetzt, obwohl der Zar noch kurz vor seinem unfreiwilligen Thronverzicht das Gesetz von der Aussiedlung auch der Wolgadeutschen nach Sibirien unterschrieben hatte. Aber hier zeigte sich die alte kolonistische Verehrung des Zarenhauses eindringlich. Es trug ihm keiner was nach. Freilich muß eingestanden werden, daß die Trauer um die Zarin die schmerzlichere war.

So kam der Herbst heran. Noch immer hofften manche, daß noch irgendwo eine unbekannte Macht Rußland vom Bolschewismus befreit.

Da fand in Seelmann der Erste Wolgadeutsche Sowjetkongreß statt. Auch auf diese Zusammenkunft setzten viele die Hoffnung, daß eine Selbstverwaltung der Kolonien ohne Bolschewiki ausgerufen wird. Frank entsandte Vertreter.

Die kehrten aber mit der niederschmetternden Nachricht heim:

„Jetzt is alles verlore. Die wolgadeitsche un die deitschlännische Bolschewigge hun die Gewalt jetzt ganz in de Händ. Der Lenin hot 'ne freies Pläsier gewwe. Aus Moskau is ein Telegramm vom Lenin selwer komme. Die wolgadeitsche Kolonie sei net mehr unser, die sei jetzt ganz ruschich, und deitschlännische Kriegsgefangene hun die Gewalt über uns. Mir musse die Ärmel ruffkrempele. Dös kann ä Verzählche für Lebzeit gewwe!"

Und einige Zeit später brachten Bauern die neue Schreckenskunde aus Saratow:

„Ihr Leit, aach der deitsche Kaiser is pascholl!"

„Aach geschosse?" fragten die anderen.

„Naa, den hun se weggejagt", war die Antwort, „mir hun es euch doch ruschich gesagt, der is pascholl. Vertriewe hun se ihn."

Zwei Kaiserreiche zusammengestürzt. Zwei Revolutionen im Gange.

Wolga, Wolga, es hat noch kein Frühling
Deiner Fluten so breite gekannt,
Als von Wogen des großen Volksleids
Überdecket schon ist unser Land . . .

Schon Wochen vorher war aus Saratow vom Wolgadeutschen Sowjetkommissariat der Befehl gekommen, Soldaten in die Kreisstadt Balzer zu schicken. Eine sowjetwolgadeutsche Armee sollte aufgestellt werden.

Wer als Soldat zu schicken war, durfte Frank selbst bestimmen. Die Alten übertrugen die Sache den Jungen:

„Stimmt ab!"

Irgendein aktiver Unwille wurde von keiner Seite geäußert. Zuerst befremdete das den, der unsere Kolonisten noch nicht genau kannte. Innerlich warf ich ihnen Unbeständigkeit vor. Ihr gleichmütiges, ja, fast sachliches Verhalten erklärte sich aber sehr einfach.

Gewiß, den Bolschewiki, den ärgsten Feinden, mußten Soldaten gegeben werden. Das war so hart, wie es härter nicht hätte sein können. Aber im Widerstand Franks

gegen sie war die Entscheidung zunächst zu ihren Gunsten ausgefallen. Gewiß, das Soldatengeben war die schmerzlichste Nötigung, die den Kolonien widerfahren konnte. Aber sich dieser Nötigung widersetzen, hieß, die ganze wolgadeutsche Existenzfrage aufwerfen. Die war aber durch die voraufgegangenen Ereignisse schon so entschieden worden: dableiben! Nicht auswandern! Der Schluß war: die Soldaten müssen gegeben werden, müssen geopfert werden.

Fatalismus? Ja und nein! Fatalismus deshalb, weil unsere ganze Volksgeschichte ihn dem Kolonistencharakter aufgeprägt hatte. Jede Alltagsfrage war stets sozusagen eine ganze Lebensfrage gewesen und jede Lebensfrage stets auch eine der Existenzpolitik, der Existenz und der Politik schlechthin. Bei einem kleinen Siedlervolk mit einem großen Heimatschicksal ist das nicht anders, kann es nicht anders sein.

Und doch bewahrte der kolonistische Lebenswille vor einem Fatalismus im landläufigen Sinne des Wortes. Zum Unterschied von Mushiken und Nomaden sind unsere Bauern sachliche Fatalisten. Sie vergehen nicht in der Resignation. Vielmehr beginnt hier das entscheidende Überlegen. Sie fügen sich auch nicht jedem Zwang sogleich innerlich. Keineswegs. Sondern sie beurteilen zuerst, ob ein Zwang mit ihrer Kraft allein überwunden, abgewiesen werden kann. Ist das nicht möglich — und Instinkt und Erfahrung sind darin sehr fein ausgebildet —, dann begegnen sie ihm sachlich, wie man ein störrisches Steppenpferd beruhigt, erzieht, einspannt, sich dienstbar macht, oder wie man Jungbrache aufackert, vom Fuß her, aber mit dem Blick ins Weite. Der Pflug wird angesetzt, aber die Ernte wird schon im voraus berechnet. Fällt sie anders aus, als man gehofft hatte, bringt die sachliche Bewältigung des

Zwanges nicht Nutzen, sondern neuen Schaden, nun, sein Bestes in dieser Lage hat man jedenfalls getan. Alles andere, aber erst dies nur, ist Schicksal, unabänderlich. Aber das ist dann schon kein Sieg mehr des unmittelbaren Gegners, etwa der Bolschewiki, sondern „so ist das Leben". Gutes und Böses, sie werden von Gott gelenkt. Der Kolonist aber hat seine Pflicht getan.

Doch alles das denkt und tut er nicht als eine Philosophie, als eine besonders ausgesprochene Klugheit, nein, alles das überlegt er in einem einzigen Augenblick, wenn es darauf ankommt. So ist er zum Pflichtmensch geworden, zum sachlichen Fatalisten.

Hält er aber einmal die Stunde der äußeren Aufrichtung, der Auflehnung, der Überwältigung des Zwanges mit seiner Kraft für gekommen, dann ist es auch ein ganzes Aufräumen. Der Kolonist prügelt niemals gleich, wenn er aber zuschlägt, dann sitzt es. Er wettert auch niemals gleich los, wenn er aber wettert, dann bebt die Luft.

Und so auch ist der Kolonist immer ein guter Soldat gewesen. Der Kriegsminister Alexanders II. beschwerte sich bei dem Zaren, als nach der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht den Kolonisten zehn Jahre lang das Auswandern freigestellt war, daß zuviel „vom besten Kriegsvolk Rußlands" auswandere.

Niemals aber hat seit Menschengedenken ein Wolgadeutscher die Offizierslaufbahn eingeschlagen, auch wenn er es hätte tun können. Russischer Militärdienst war Zwang, um so weniger konnte da einer freiwillig auch nur Soldat werden. In zwei Jahren Kriegsdienst bis zum Bolschewismus ist mir kein einziger wolgadeutscher Offizier begegnet. Als aber eine sowjetwolgadeutsche Armee aufgestellt wurde, waren genug rote wolgadeutsche „Offiziere" da. Nicht, daß sie wirkliche Offiziere oder Bolsche-

wiki gewesen wären, nein, sondern Soldaten übernahmen das Kommando in einer Heimatarmee. Die war zwar eine Sowjetarmee, aber sie war eine wolgadeutsche Sowjetarmee, und wer nicht Bolschewik war — oder noch nicht war —, der fügte sich einem wolgadeutschen Armeevorgesetzten doch lieber als einem anderen. Das erklärt sich so, daß die wolgadeutsche Sowjetautonomie und die wolgadeutsche Sowjetarmee zuerst eine machtpolitische Selbstbehauptung gegenüber dem russischen Bolschewismus, dem absolutistischen roten Reichschauvinismus, darstellten, nachdem der Weltkrieg und die Kerenski-Revolution unseren volklichen Selbstverwaltungs- und Unabhängigkeitswillen aus einer 150jährigen Verschleppung herausgelöst, bis auf das äußerste gesteigert hatten. Diesem Freiheitswillen fügte sich dann der wolgadeutsche Bolschewismus ein. Eine tragische Entwicklung, aber eine sehr natürliche Entwicklung — bis dann der moskowische Zentralismus die Übermacht an der Wolga errang.

Im Schulhaus zu Frank versammelte sich die Jugend der vorgeschriebenen Jahrgänge. Es waren an die 25 Mann auszusuchen.

Einer der Sowjetleute übernahm den Vorsitz. Das politische Glücksspiel begann. Einer wollte den anderen dranbringen.

Der Sowjetmann sagte:

„Buwe, die Sowjetmacht hat uns Autonomie gewwe. Daß wir Soldate nach unsere eigene Wahl bestimme kanne, dös is schon Autonomie. Also fange wir so an: Wer geht freiwillig?“

Keiner antwortet. Nur die Tabakspfeifen qualmen stärker.

„Ihr Buwe“, erhebt der Vorsitzende die Stimme, „wer net is, muß schon nach Balzer. Zu zaudere is do nix mehr!“

Aus der Versammlung ruft einer:

„Als erste solle die Sowjetleit selbst gehe!“

„Dös is net genug“, erwidert der Vorsitzende.

„Dann solle die weiße Kräge gehe“, rufen viele, als wäre es verabredet, „der Lehrer, der Agronom und der Zeitungsschreiwer. Do sein noch welche, von dene, die kanne mitgehe!“

Die „weißen Kragen“ hätten gern dawider geredet, aber die Stimmung war ganz allgemein gegen sie. Schließlich: sollten gerade wir uns drücken, die wir bislang „mit dem Maul vorne gewese ware“, wie einer höhnte, hinzufügend: „Die kanne ihre Wissenschaft dort besser brauche als wie bei uns!“

„Auch die weiße Kräge sein noch net genug!“ zählte der Vorsitzende auf.

„Dann musse die nach Balzer“, hieß es entschieden, „die wo keine Wirtschaft hun, die brauche mir do net. Wer Wirtschaft hot, der muß dahaam bleiwe, dös is doch selbstverständlich.“

In der Tat, das war selbstverständlich. Die 25 wurden zusammengebracht. Wer aber war das? Kein einziger wohlhabender oder gar reicher Kolonistenjunge gehörte zu den „gewählten“ Soldaten. Armutsbauern, Tagelöhner, „weiße Kräge“, das waren wir 25.

Proletariat und Intelligenzija wurden abgestoßen. Von den „Kulaken“.

Klassenkampf?

Nein. Autonomie . . .

Und Siedlervernunft.

Ihre erste Erfahrung mit der wolgadeutschen Sowjetautonomie hatte die „weißen Kragen" somit wieder dahin gebracht, wo es unter Kerenski aufgehört hatte: zum Kriegsdienst.

Überall im Lande taten sich weißgardistische Fronten auf. In der Nähe der Wolga bildeten sich Partisanentrupps, die den Bolschewiki schwer zu schaffen machten, so die Antonows, der die Verbindung Moskau-Saratow bedrohte, oder die der Sozialrevolutionäre im Samara'schen. Noch größer wurde die Unruhe durch die tschechischen Legionäre, von denen zuerst keiner wußte, ob sie zu den Roten oder zu den Weißen gehören, die dann aber in Sibirien eigene Politik machten. Die Namen Denikin, Koltschak, Wrangel tauchten auf, denen die Namen Trotzki, Lenin, Stalin, Budjonny entgegenstanden.

Das wolgadeutsche Sowjetmilitär wurde einmal hierhin, dann dorthin gejagt, viele Soldaten desertierten, wurden zurückgeholt oder erschossen, andere bildeten die Ordnungszellen in russischen Heerhaufen, die, wie die nachmals so berühmt gewordene Erste Rote Reiterarmee, entstanden im Kampf um Zarizyn, den Wolgakolonien unmittelbar benachbart, anfänglich ihre Offiziere selbst wählten und die wolgadeutschen Kavalleristen verhöhnten, als diese, dem Haufen zugeteilt, alle Kommandos ihrer Offiziere, bis zum Absteigen von den Pferden, widerspruchslos ausführten. Unterwegs von Saratow nach Zarizyn aber waren von den 400—500 wolgadeutschen Kavalleristen 300 heimlich wieder ausgerückt.

Ein blutiges Chaos erfüllte das Wolgaland.

Balzer, die größte bergseiter Kolonie mit 15 000 Einwohnern, von denen etwa die Hälfte Bauern, die andere Textilarbeiter, meist Heimarbeiter, und Unternehmer und Händler waren, Balzer war gerade erst zur Kreisstadt bestimmt worden. Die Kreisregierung brauchte Intelligenzija, Beamte.

Von den angeforderten Soldaten behielt sie die „weißen Kragen" zurück, die anderen wurden nach Saratow weitergefahren und in die roten Truppen gesteckt. Die Agronomen übernahm das Landwirtschaftskommissariat, die Techniker das Kommissariat für Volkswirtschaft, die Lehrer das für Volksbildung, die ehemaligen Militärbeamten das Kriegskommissariat, Gemeindeschreiber und Kanzlisten kamen in das Justizkommissariat. Den Zeitungsschreiber bestimmte man zum Sekretär der Kreisregierung. Der verstand Hochdeutsch zu sprechen und zu schreiben, und das Deutsche sollte die Behördensprache werden. In Wirklichkeit aber blieb das Russische vorherrschend, weil man sich seiner kolonistischen Mundarten schämte und sie nur im unmittelbaren Verkehr mit den Bauern und Arbeitern verwendete, da diese nur ihre Mundart kannten. Immerhin galt das Hochdeutsche als erstrebenswertes Ideal.

Und schließlich war jetzt noch eine vierte Sprache aufgetaucht, die der russischen Tscheka, der Außerordentlichen Kommission zur Bekämpfung der Konterrevolution, Sabotage und Spekulation. Ihre maßgeblichsten Wörter waren: „An die Wand!"

Aber es ging auch gelinder zu. Wurden den Reichen in Balzer „freiwillige Spenden" auferlegt, ließ der Tschekachef sich die Widerspenstigen kommen, legte die Liste auf den Tisch, den Browning daneben, drückte dem Gerufenen die Feder in die Hand und nannte eine Zahl, je nachdem, wie der Widerspenstige eingeschätzt wurde. Die meisten zahlten aber schon vorher.

Zu den Reichen zählten vor allem die Textilunternehmer. Sie waren schon früher durch die Saratower Tscheka eingeschüchtert worden. In Balzer und Grimm hatte sie etliche einfach auf ihren Höfen niedergeknallt. Sie auch war die Lehrmeisterin der wolgadeutschen Tscheka, die sich jetzt schon selbständig machte. Auch gegenüber der Kreisregierung in Balzer.

Ihr Chef hieß Schaufler. Das war ein Katharinenstädter Ingenieur, der in Mittweida in Sachsen studiert hatte. Hochgewachsen, hager, helles Haar, große Spitznase, Mund einer Zieselmaus, jähzornig, nervös, Sprache glich, war er aufgeregt, einem Zischen, ein Mann von intelligenter Grausamkeit und Schärfe, zugleich aber sehr feinfühlig, an sich gutherzig, in guten Stunden geradezu charmant, aber unerbittlich im Amt. Kunstfreund, Liebhaber schöner Pferde.

Von der wolgadeutschen Intelligenzija ging niemand in Tschekadienste. Die Tscheka holte sich ihre Mitarbeiter aus dem Lumpenproletariat.

Die „weißen Kragen" freuten sich, im Zivildienst untergestellt worden zu sein, nicht in den Bürgerkrieg zu müssen. Und sofern sie zum Kriegskommissariat zählten, von dort aber in den Zivildienst abkommandiert waren („bis auf Widerruf"), entgingen sie auch dem unterschriftlichen Bekenntnis zur Sowjetmacht, das alle anderen „weißen Kragen" leisten mußten, Ärzte, Lehrer, Techniker, Schulmeister, Kanzlisten, Agronomen, wenn sie im alten Dienst bleiben wollten.

Dies Bekenntnis aber wurde durch einen gewaltigen Fragebogen ermittelt, der an die 35 Fragen enthielt.

„Wie stehen Sie zur Sowjetmacht? Sind Sie für die Kulaken und die Bourgeoisie? Treten Sie für den Zarismus ein? Welcher Partei gehörten oder gehören Sie an?

Stammen Sie aus einem reichen, wohlhabenden oder armen Haus? Ihr Beruf? Ihre Verwandtschaft? Ihr Alter?" usw.

Jede Frage mußte eindeutig und auf die Gefahr, für unrichtige Angaben der Tscheka angezeigt zu werden, wahrheitsgetreu beantwortet werden. Ein Ausweichen wurde nicht geduldet.

Wochenlang quälten sich die Gefragten mit den Antworten ab. Besonders die Frage „Wie stehen Sie zur Sowjetmacht?" war eine ganz offenkundige Provokation. Die meisten entschlossen sich zu der Antwort „loyal". Im großen und ganzen aber blieb die Erpressung eines Bekenntnisses erfolglos. Die Regierung verzichtete schließlich auf die papiernen Antworten. Beließ aber die Gefragten in ihren Ämtern. Die Auskünfte zog die Tscheka durch Spitzeleien ein.

Andere, schlimmere Ereignisse beanspruchten die Aufmerksamkeit der Regierung.

Im Winter 1918/19 versuchten die Dörfer auf der Wiesenseite einen Aufstand. Die Balzerer Tscheka ritt und fuhr schwer bewaffnet über das Wolgaeis. Der Aufstand wurde bald unterdrückt. Die Führer wurden am Glockenstuhl aufgehängt. Von unten schossen die Tschekisten, wurde erzählt, hinauf, um ihre neuen Brownings einzuschießen. Die wolgadeutsche Tscheka war hier zum erstenmal in selbständiger Aktion.

Als die Tscheka nach Balzer zurückkehrte, fehlte von den Reitern einer. Ein junger Bender, derselbe, der die Mil-

lionen der Firma Bender geerbt hätte, wenn sie noch dagewesen wären. Aber er war tot.

Uns blieb der Verstand stehen. Ein Bender als Tschekist? Wie konnte das möglich sein? Einige meinten, seine Frau, eine Russin, ehemals revolutionäre Lehrerin, sei daran schuld. Später dann erklärte mir ein Fabrikant, ein kleinerer, als es die Benders gewesen waren:

„Uns mittleren Fabrikanten ist es durchaus nicht einerlei, ob die großen wieder zu ihrem Vermögen kommen, die Benders, Schmidts, Borells, Reineckes und wie sie alle heißen."

„Warum nicht?" fragte ich erstaunt.

„Die haben uns anderen immer das Geschäft weggenommen", antwortete er, als ginge ein gerechtes Urteil über sie nieder. Zwar bedauerte er den schrecklichen, widersinnigen Tod Roberts, aber jetzt war nur noch ein Bender, ein jüngerer, übrig, nachdem die anderen schon vor einem Jahr nach Deutschland geflüchtet waren.

So kippten die kleinen Reste der Großbourgeoisie in Balzer in den Hades über. Die mittlere Bourgeoisie hielt sich, aber sie entfaltete eine Waren- und Goldspekulation auf Tod und Leben. Und so paradox es erschien, die Spekulation war der Tscheka willkommen, obgleich sie die Spekulanten bis aufs Blut verfolgte.

Das lag nicht daran, daß auf dem öffentlichen Markt keine Waren mehr angeboten wurden, auch nicht nur daran, daß die Bolschewiki sich bei den Spekulanten nicht selten neu einkleiden mußten, weil sie sonst nirgends mehr etwas kaufen konnten.

In größeren Zusammenhängen war das ein wolgadeutscher Kampf mit den russischen Sowjets um die wirtschaftliche Autonomie. Das Garn, das die Balzerer Industrie in

großen Mengen verarbeitete, wurde in der russischen Garnfabrik „Saratowskaja Manufaktura" hergestellt. Ohne dies russische Garn gab es keine wolgadeutsche Sarpinka, dies seit Jahrzehnten fast in ganz Rußland volkstümlich gewesene leichte, billige, bunte Gewebe für Wäsche, Schürzen, Blusen, Russenhemden, Taschentücher und Tischdecken. Die Sarpinka war die hauptsächlichste Ausfuhrware unserer Kolonien gewesen. Jetzt aber verweigerte die russische Garnfabrik ihnen Garn, teils weil die Baumwollzufuhr aus Turkestan abgeschnitten war, teils wegen der politischen Prestigekämpfe zwischen russischen und wolgadeutschen Sowjets.

Der Verfall der Sarpinkaerzeugung aber hätte die Kolonien nicht nur um große Exporteinnahmen gebracht, sondern auch ihre eigene Bevölkerung entblößt und, was den Bolschewiki erst recht bedenklich erschien, ihre proletarische Basis in den Kolonien völlig entkräftet.

In solcher bedrohlichen Lage gab es nur eine Möglichkeit, bei der „Saratowskaja Manufaktura" Garn zu erhalten. Der reichste Sarpinkafabrikant in Balzer war mit einem Direktor der russischen Garnfabrik seit langem eng befreundet. Auf diesem Wege kam immer wieder Garn nach Balzer. Die Kreisregierung und die Tscheka wußten das. Sie drückten ein Auge zu, obwohl hier eine private Spekulationsquelle gegen alle bolschewikischen Staats- und Parteigrundsätze nicht nur den geheimen Markt versorgte, sondern auch die Staatsmagazine und selbst die Armee. Aber das Geschäft wurde geduldet, weil es die wolgadeutsche Sowjetautonomie stärkte. Auf diesem Wege auch gelang es schließlich, einen wolgadeutschen „weißen Kragen", einen Parteilosen, auf einen einflußreichen Posten im Saratower Volkswirtschaftskommissariat zu lotsen, dem die russische Garnfabrik unterstellt war . . .

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß solche Dinge nicht ausposaunt wurden. Dennoch hatten die Interessenten davon Kenntnis, wie ja der ganze Prestigestreit zwischen russischen und wolgadeutschen Sowjets ein öffentliches Geheimnis war, betraf er doch die so sinnfällige Frage, ob die Russen sich in die Angelegenheiten der Kolonien auch weiterhin einmischen dürfen oder nicht.

Ein recht blutiges Vorkommnis war da die Episode mit den Tuljaken.

Vor der Frühjahrsaussaat 1919 drang aus der bekannten mittelrussischen Metallstadt Tula, bekannt auch durch ihre Samoware, ein Requisitionskorps aus Fabrikarbeitern in unsere Dörfer ein. Sie hatten vom Kreml, wegen der beginnenden Hungersnot in den Großstädten, die außerordentliche Vollmacht bekommen, bei den Wolgadeutschen zu holen, was sie brauchen: Getreide, Mehl, Fleisch, Kartoffeln, Gemüse, Sarpinka.

Die Autorität der wolgadeutschen Sowjetautonomie wurde auf ihre erste harte Probe gestellt. Die Tuljaken trafen ohne Anmeldung durch den Kreml ein. Mongolenhorden aus den Tagen Dshingiskhans wären wahrscheinlich barmherziger vorgegangen. Die Tuljaken aber raubten dermaßen, natürlich ohne bar zu bezahlen, daß selbst die wolgadeutschen Partei- und Sowjetleute das Gruseln bekamen. Requirierte ein Russe bei uns, so ließ er dem Bauern nur so viel zurück, wieviel nach seinem Verstand ein Mushik für die nächsten zwei Wochen zum Leben braucht: einen Eimer voll Hirse, zwei oder drei Laib Brot, einen Eimer voll Sauerkraut. Eine solche Rechnung entsetzte auch die wolgadeutschen Bolschewiki. Requirierten die, so machten sie instinktmäßig da halt, wo beim Bauern der allgemeine Hofbedarf anfängt. Der Bauer braucht dazu das Saatkorn. Mindestens bis zur nächsten Ernte muß er Familie

und Vieh durchfüttern können. Geld muß er behalten, um Kleidung, Arbeitswerkzeug, Pferdegeschirr und Wagenschmiere kaufen zu können.

Die Tuljaken aber, vom Hunger hergejagt, dachten nur an sich selbst und den heutigen Tag. Ob der Bauer säen muß, säen kann, das war ihnen völlig einerlei.

„Die Njemzy haben genug", hieß ihre Antwort.

Die Freigabe derartiger russischer Raubzüge in die Kolonien durch den Kreml erboste die wolgadeutschen Bolschewiki ungeheuer. Sie beschwerten sich bei den übergeordneten Saratower Parteibehörden. Die aber, russisch gesinnt, taten nichts darwider. Darauf handelten die wolgadeutschen Bolschewiki und Sowjets auf eigene Faust. Sie untersagten den Tuljaken den Raub. Die aber trumpften auf. Es gab heftige Auseinandersetzungen bis zum Waffenkampf. Schließlich zogen die Tuljaken ab, aber erst dann, als auch die Bevölkerung, ermutigt durch das Vorgehen „unserer" Bolschewiki, handgreiflich wurde, und zwar Mann für Mann. Die Tuljaken waren sich ihres Lebens nicht mehr sicher.

Die Folgen aber machten sich schon bei der nächsten Aussaat bemerkbar. Die bäuerliche Wirtschaft war zum erstenmal ermattet.

„Wie stehen Sie zur Sowjetmacht?"

Was bedeutete aber in dieser Lage die unfertige politische „Stimmung" unserer vierundzwanzig Jahre? Wir „weiße Kräge" waren kriegsdienstpflichtig bei den Roten, hergeschickt dazu von unseren Heimatdörfern. Wir hatten für uns selbst keine Schutzscheine erwirkt, weil wir durch Be-

ruf und Heimatliebe an Rußland, an die Steppendörfer, an unser Volk verpflichtet waren. Wir warteten noch immer auf den Sturz der Bolschewiki allesamt, ob russisch, ob wolgadeutsch. Wir waren jung und sahen, daß alte erfahrene Männer, wie die Ärzte und Agronomen, manche unserer Volksmänner nicht weniger, nach wie vor ihre Arbeit taten, zwar im Dienst der Sowjets, aber im Innern für das Volk.

Was wir tun konnten, war, den Bolschewismus auf unseren zivilen Posten durch geheime Sabotage schädigen. Wo aber fängt der russische und der wolgadeutsche Bolschewismus an? Wo ist die Scheidung zwischen Bolschewismus und Ackerbau für den Agronomen? Sabotiert er die Sowjets, indem er die Schädlingsbekämpfung sabotiert, so ist das eine Schädigung auch des Volkes. Sabotiert ein Lehrer die Schulvorschriften, dann erhalten die Bauernkinder überhaupt keine Schulbildung. Sabotiert ein Arzt die Sowjetvorschriften über die Krankenbehandlung, unterläßt er etwa die bevorzugte Behandlung der Arbeiter oder gar Bolschewiki, wird er „ausgebucht", und das Krankenhaus steht ohne Arzt da.

Niemand riet uns. Alle suchten Rat.

Der Tschekachef sagte:

„Die Intelligenzija schwebt hoffnungslos zwischen den sozialen Klassen, zwischen Proletariat und Bourgeoisie, zwischen Armutsbauern und Kulaken. Findet sie nicht zur Arbeiterklasse, wird sie zerrieben werden wie zwischen Mühlsteinen."

Wir fühlten betroffen, daß das eine schreckliche Wahrheit ist, eine Wahrheit um so grauenvoller, als die Bolschewiki sie in die Praxis umsetzten, in ihrer Art, aber doch zugunsten der Arbeiterschaft und der Armutsbauern, die auch uns nicht gleichgültig waren. Wir hielten für uns dagegen,

daß die Intelligenzija alle Klassen und das ganze Volk durchdringen müßte. Womit aber durchdringen? Hatte denn nicht gerade die russische Intelligenzija versagt, war denn nicht gerade aus dem Intellektualismus die Lenin-Utopie gekommen, ein Bauernland in eine kommunistische Proletarierdiktatur zu verwandeln? Und war nicht auch Kerenski einer von der Intelligenzija gewesen? War nicht gar alles unser politisches Denken vom russischen her bestimmt? Und schien es nicht so, daß auch in Deutschland die Lenin-Utopie die Oberhand gewinnt? Die Sowjetzeitungen verkündeten derlei täglich. Wie aber war es in Deutschland wirklich? Wir hatten keine Verbindung dorthin. Ein einziges Zeitungsblatt war mir seit 1914 in die Hand gekommen, die Leipziger Neueste Nachrichten. Aber darin stand keine Antwort auf unsere Frage.

Unsere einzige Idee hieß Selbstverwaltung.

Wohlan, wir wollten unserer Idee unterm Sowjetregime zu dienen versuchen. Wir wollten versuchen, uns selbst gegenüber keine Unehrlichkeit zu begehen. Loyal wollten wir sein und gewissenhaft handeln. Wir mußten uns fügen.

Einmal hatte die Kreisregierung mich mit der Inventuraufnahme in dem Haus beauftragt, das sie für ihre Zwecke besetzt hielt. Es war das bekannte Bender-Haus in Balzer. Ein kleines Palais.

Ich verzeichnete genau alles, was noch da war, bis zum letzten Kochlöffel und Fußschemel. Ein junger Bender aber verriet mir dabei, daß einer der Roten eine große Kiste mit teuren Pelzsachen beiseitegeschafft hatte. Blumberg hieß er.

Ich legte meine Liste der Regierung vor. Dazu den Vermerk: „Blumberg hat eine große Kiste mit teuren Pelzwaren entwendet und nach Saratow, unbekannt wozu, gebracht."

Blumberg war ein gewaltiger Roter. Lette aus Riga.

Als die Liste in der Hand des Tschekachefs war, sah ich: sein Gesicht läuft rot an. Ein wütender Blick fällt auf mich.

„Hundesohn, Rotznase!“ fährt Schaufler mich an, haut mit der Faust jähzornig auf den Tisch, „was gehen Sie interne Dinge an?“

Ich war völlig sprachlos — eine genaue Inventur doch hatte man mir anbefohlen.

Die anderen Regierungskommissare schwiegen betreten. Sie erfuhren wahrscheinlich zum erstenmal, daß einer der ihren Pelze stiehlt, bei der Regierung! Es waren grundehrliche Männer unter den Kommissaren, einige davon im Volk sehr geachtet, das sie noch aus der früheren Zeit gut kannte, wenn auch nicht schon als Bolschewiki. Aber die Kommissare schwiegen. Der Tschekachef führte das Wort.

Ich sagte: „Nur der Vollständigkeit halber.“

Schaufler warf mit zitternden Händen die Liste vor mich hin.

„Der Vermerk muß verschwinden!“ befahl er.

Und dann zischend, aber schon ruhiger:

„Sehen Sie sich vor. Nächstesmal verfahre ich anders!“

Alles das in russischer Sprache.

Fremde Menschen?

Es war so unsäglich verzerrt alles.

Mein Freund, ein Lehrer, hatte den Auftrag, in Balzer ein Volkshaus für Theatervorstellungen, Konzerte und Kongresse einzurichten. Eine Bendersche Webstube wurde requiriert. Eine Bühne wurde hineingebaut. 30 Bänke wurden hineingestellt. Der Tschekachef selbst überwachte alles, auch die Einübung der Theaterstücke. Wollte eine „belaja rutschka“, ein „weißes Händchen“, keine Arbeiterin darstellen, drohte er mit Kontribution, Requisition, Verhaftung, Anprangerung, kurz, mit der Vernichtung.

Als die Bühne noch im Bau war, aber schon ein Klavier

darauf stand, an einem verschlafenen Nachmittag, als die Arbeit ruhte, niemand in der Nähe war, setzte ich mich, abgespannt, an das Klavier und spielte: „Lang, lang ist's her ...“ Spielte die Melodie einigemal, leise, kaum hörbar.

Da höre ich plötzlich: jemand pfeift das Lied sehr innig mit, irgendwo im Hintergrund, beinahe traurig.

Ich breche mitten ab, wende mich um, denke, es ist mein Freund, der Lehrer, denke, er will sich ein Späßchen machen.

Der Tschekachef ist es! Schaufler sieht mich unverwandt an. Und geht sachte hinaus.

Woran mag er gedacht haben?

„Lang, lang ist's her . . .“

Mir schien, ihn bedrücke etwas sehr Schweres.

Dabei war Schaufler ein Katharinenstädter. Und die nennt der Volksmund, ebenso wie die Balzerer, seit alters „die Halsabschnitter“, die Halsabschneider . . .

Ach, ja, wolgadeutsche Sowjetautonomie . . .

Manchmal wollte es so scheinen, als seien die Bolschewiki entsetzt darüber, daß sie durch so viel Blut Rußlands waten müssen, nach Utopia, durch Kriegland . . . Viele weinten. Die menschlicheren.

Seit 1919 mußten die Ärzte sich mit einer neuen Psychose beschäftigen, der Revolutionspsychose, die unter den Bolschewiki zu wüten anfing.

Ein Saratower Bolschewik schrie unausgesetzt:

„Man muß den Tod mit Leichen sättigen!“

Der wähnte, daß ein leichensatter Tod von ihm keine Menschenopfer mehr verlangen werde.

So raunte es im Volk.

Blumberg, der die Pelze gestohlen hatte, wurde einige Jahre später in Moskau erschossen. Er hatte schon zuviel unterschlagen. Und allzu öffentlich. Und hatte den anderen nichts abgegeben vom Raub.

Zwischen Klassenkrieg und Volkstum

Die Parteidogmen selbst betraf der Prestigekampf zwischen den russischen und kolonistischen Bolschewiki nicht. „Unsere" Bolschewiki waren nur die Schüler der russischen. Auch war ihre Zahl nur sehr gering, so daß zu Anfang mehrfach reichsdeutsche und österreichische Kriegsgefangene stark in den Vordergrund gerieten.

Zwei Kriegsgefangene auch haben die Ausrufung der wolgadeutschen Sowjetautonomie im Herbst 1918 in Seelmann bewirkt, ein Reuter aus Berlin und ein Österreicher Petin. Während in Seelmann der erste wolgadeutsche Sowjetkongreß tagte, traf aus Moskau von Lenin telegraphisch das Autonomiedekret ein, das unter Mitwirkung von Reuter und Petin entstanden war. Beide auch brachten zuerst den sowjetautonomen Regierungsapparat für unsere Dörfer in Gang. Es muß ihnen aber in Saratow nicht sehr gefallen haben. Petin, den die russischen Bolschewiki als einen Militärkopf schätzten, wurde bald an die äußeren Bürgerkriegsfronten abkommandiert und war 1920 schon Generalstabschef der Südwest-Armee Lenins gegen Polen. Am längsten hielt es in Saratow der mehr zivile Reuter aus, der dann aber auch verschwand — nach Deutschland. Beiden sagte man in den Kolonien manche Untaten nach. Petin habe ich niemals gesehen. Reuter aber machte nicht den Eindruck eines Unmenschen oder Bauchaufschlitzers; eher konnte man ihn zu den Beherrschten rechnen. Auch der Idealisten schien es unter den deutschen Kriegsgefangenen nicht wenige zu geben. Aber welche Verheerung mußte die russische Kriegsgefangenschaft in diesen deutschen Soldaten angerichtet haben! Körperlich zermartert? Seelisch zerfetzt? Vom Weg gekommen? Von Hause aus haltlos? Oder haltlos erst in der Verlorenheit und Verzweiflung geworden? Die einen hatten die Zuflucht in der sozialen Utopie gefunden. Die anderen waren bloß menschlich verwildert. Dritten sah man fast keine Teilnahme mehr am Dasein an. Aber dann waren da auch welche, die sich seelisch noch irgendwie erhalten hatten, die empfänglich waren für Ordnung, für Liebe, für Frieden unter den Menschen. Sie hatten Heimweh, Sehnsucht nach ihrem fernen Zuhause. Sie dachten auch an ihren Wiedereintritt in die deutschen Armeen oder, nach Deutschlands Zusammenbruch, an seine Wiederaufrichtung. Ja, da fand sich ein deutscher Kriegsgefangener, dem vorschwebte, man müsse die sozialen Umwälzungen in Rußland und Deutschland zur Grundlage eines unmittelbaren, sozusagen reichskolonialen Wirtschaftsverkehrs zwischen den Wolgakolonien und Deutschland machen. An der Wolga fehlen Industrieerzeugnisse, in Deutschland Nahrungsmittel. Aber man begriff nicht recht: will er das auf kommunistischem, sozialdemokratischem oder irgendeinem eigenen utopischen Weg erreichen? Jedenfalls irgendwie sehr revolutionär und sozialpolitisch war es gedacht. Der Mann hatte vor dem Krieg in Österreich-Ungarn Umschau gehalten und war so mit allerlei Nationalitätenkämpfen bekannt geworden. Dann sah er im Krieg die Slawen zu den Russen übergehen — und nun wollte er alle Deutschen vereinigen. Die eigentlichen „Österreicher" aber — und so wurden vor allem gerade die Slawen aus der Donaumonarchie genannt, „Awstrizy" — schwärmten ganz und gar wie die Fliegen hin und her und waren so auch meist weit unberechenbarer als die Germanzy. Wenn von Greueltaten russischer Bol-

schewiki in den Kolonien geredet wurde, so konnte man sicher sein, daß auch irgendein Niewolik oder Sladek dabei gewesen ist. Den reichsdeutschen Bolschewiki aber hatten es unsere Kolonisten und ihre Schicksale inmitten fremder Völker doch irgendwie angetan. Vielleicht fühlten sie eine gewisse Scheu vor den arbeitsamen Steppenbauern deutschen Volkstums. Jedenfalls traten im Vergleich zu ihnen russische Bolschewiki bei uns herrischer und weit brutaler auf; die Russen haßten uns. Als dann die wolgadeutsche Sowjetregierung nach Katharinenstadt übersiedelte, nachdem es ihr in der unmittelbaren russischen Umgebung in Saratow zu ungemütlich geworden war, blieben Reuter und Petin diesseits der Wolga.

Das entscheidende Andenken hinterließen sie durch die Begründung der sowjetwolgadeutschen Autonomiepolitik. Erst mit der Ausrufung der Autonomie — das volkstümliche Wort Selbstverwaltung haben auch die wolgadeutschen Bolschewiki niemals ausgesprochen! — konnte die Überwältigung der Wolgaheimat durch den Bolschewismus als vollzogen angesehen werden, jedenfalls im Sinne der straffen kolonistisch-diktatorischen Verwaltung. Aber es ist schwer zu sagen, ob die überraschende Verselbständigung der kolonistischen Bolschewiki mehr den Kongreß in Seelmann mit Genugtuung oder mehr die Russenbolschewiki in Saratow mit Wut erfüllt hat.

Die wolgadeutsche Sowjetautonomie erhöhte die Autorität der Kolonien gegenüber den Mushiken und der großrussisch-roten Anmaßung. Vielleicht hatten Reuter und Petin selbst die Hoffnung gehegt, an die Spitze der wolgadeutschen Sowjetregierung zu gelangen, um in den Kolonien so etwas wie „einen deutschen Kommunismus" zum Unterschied vom russischen, völkerfeindlich-zerstörerischen zu verwirklichen. Jedoch nicht das alles war wesentlich.

Lebenswichtig war im Herbst 1918 nur die Frage:

Hätten die Kolonien sich der endgültigen Überwältigung durch den Bolschewismus ohne die Verkündung der Lenin-Autonomie erwehren können?

Darauf gaben wir anderen, Intelligenzija und Bauern, nur die eine zerschmetternde Antwort:

„Nein!"

Das war erst recht nicht mehr möglich, als das deutsche Kaiserreich zusammengebrochen war. Ein unbewaffnetes isoliertes Vorgehen wäre niedergeschlagen worden. Unsere Kraft reichte nicht aus. Was mit den bloßen Händen und mit politischer List hatte getan werden können, war von jedermann auf seinem Posten getan worden.

Dergestalt auf die wolgadeutsche Sowjetautonomie angewiesen, mußte sich nun aller sachliche Fatalismus unseres Volkes mit ihr so gut es ging zurechtfinden. Ganz allgemein konnte ja von „unseren" Bolschewiki — „unserne Buwe", spöttelten die Bauern — bei der Durchführung der moskowischen Tyrannei mehr kolonistische Überlegung, weil heimatliche Sachkenntnis erwartet werden, als von den nihilistisch gesinnten Russenbolschewiki, wenn gewiß auch nicht sehr viel mehr Nachsicht gegenüber den Klassenfeinden. Unsere Roten waren ja Kinder der Kolonien, verbunden mit ihnen durch Verwandtschaft, Freundschaft, Schulbildung und — was nicht wenig wog — durch eine gute Dosis Abwehrskepsis gegenüber jedweder russischen Übermacht. Ich lernte auch keinen kennen, der irgendwie als ein handfester bolschewikischer Parteitheoretiker hätte gelten können. Es ging bei „unserne Buwe" ganz allge-

mein um den Klassenkampf gegen die koloniale Großindustrie und den Großgrundbesitz, nicht einmal so sehr gegen die großen, wohlhabenden Bauern. „Unserne Buwe" schwebte mehr als die bloße Gewalttätigkeit die Vergenossenschaftlichung zur Lahmlegung des Land- und Getreidewuchers vor. Freilich wußten sie, wozu sie von den Russen die Waffen bekamen. Was sie jetzt durchführten, wurde ihnen von der russischen Partei vorgeschrieben, und je länger, desto mehr auch die Taktik, das Wie der Durchführung, nicht mehr nur das große Was. Im Verkehr auch erst mit der russischen Partei gelangten sie, nicht ohne krachende Überanstrengung ihrer Gehirne und „schönen Seelen", zu der beglückenden Erkenntnis, daß etwa die Zieselmaus, eine siebente Landplage der Steppen, nur mit Hilfe des Marxismus und der Lenin-Diktatur ausgerottet werden könne. Die Bourgeoisie, die kämpfe gegen die Maus mit Gift, und nur, die Bolschewiki aber täten das mit dem Kommunismus. Und der wirke ganz ausgezeichnet auch gegen die Kulaken, die eigentlichen Zieselmausplantatoren.

Die vordersten unserer Bolschewiki stammten aus Katharinenstadt, aus der Fabrikarbeiterschaft dort. Meist waren es Metallarbeiter, und in der Mitte der Metallarbeiter ganz Rußlands hatte der Bolschewismus schon immer genistet. In den Katharinenstädter Bolschewiki jedoch kam zu dem mordlustigen Haß auf die Reichen noch der Kolonistencharakter jener Gegend. Die Leute in und um Katharinenstadt sind vom Schlag der Kampfhähne. Das hat unsere Volksgeschichte so mit sich gebracht. Die roten Katharinenstädter auch gingen am schärfsten vor. Dagegen stammten die gemäßigteren Bolschewiki — und die intelligenteren — aus den südlichen Kolonien sowohl der Wiesenseite wie auch der Bergseite. Im Süden hatte selbst der religiöse Fanatismus schon seit alters keinen guten Boden gehabt.

Die Sekten wurzelten in den dünner besiedelten, allen asiatischen Wettern offenen Gegenden jenseits der Wolga. Der religiöse Kommunismus eines Mattern war im Katharinenstädtischen aufgekommen.

Hatten somit die nördlichen Bolschewiki das größere Gewicht bei dem fanatisierten Teil der Metallarbeiter, so die des Südens bei den Bauern und bei der Intelligenzija, nicht zuletzt bei den besonneneren Arbeitern. Tscheka und Militärführer rekrutierten sich aus den Katharinenstädtern, Verwaltungsbehörden, Schulobrigkeit, Wirtschaftskommissariate — aus Warenburg, Lauwe, Seelmann, Kukus, Dreispitz, Frank, Grimm, Norka. Aber im Norden wie im Süden lieferten immer nur ganz bestimmte Dörfer und dort immer nur ganz bestimmte Familien die Parteigewaltigen, jedoch keineswegs nur Arbeiterfamilien, sondern auch Familien der Intelligenzija und der Bauernschaft. Und wenn die Erklärung hierfür auch in sozialen und charakterlichen Ursachen gefunden werden konnte, wichtiger war, daß alle diese Familien irgendwie mit dem Russentum zusammenhingen. Entweder hatten sie lange Zeit unter Russen gelebt, oder Eltern oder Kinder waren mit Russen befreundet und hatten mehr russische als wolgadeutsche Schulbildung erhalten. Für sie war auch die Verständigung mit den Bolschewiki, da sie russisch sprachen, leichter als für die volksverbunden gebliebene, in die Kolonien eingekapselt gewesene Bevölkerung, denn unsere Bolschewiki sprachen natürlich nicht deutsch, sondern russisch. Da aber von einer bolschewikischen Idee als Antrieb bei keinem der Parteigänger die Rede sein konnte, da den Antrieb bei den meisten stets nur ein mit russischem Nihilismus gepaarter dörfischer Haß, ein Dorfneid, bildete, konnte man immer wieder feststellen: Nicht eine Idee siegt hier, nicht eine Idee erfüllt die Machthaber, nicht eine Idee ist die Macht selbst, sondern

nur die militärische, die kriegsbolschewikische Regierungsgewalt der Russen, verdolmetscht in wolgadeutsche Diktatur und Taktik, herrscht über uns. Von den 450 000 Wolgadeutschen mögen nicht mehr als 300 Bolschewiki gewesen sein.

Da konnte die parteilose Intelligenzija nichts anderes tun, als versuchen, das wolgadeutsche nationale Bewußtsein innerhalb der Sowjetautonomie durch die Pflege unserer Volkskultur zu stärken, wo und wie immer es möglich ist. Uns schwebte vor, einen nationalkulturellen Kern in dieser Autonomie nicht nur zu erhalten, sondern ihn auch für die wahre wolgadeutsche Selbstverwaltung zu entwickeln, die einmal kommen werde. Denn daß Rußland früher oder später vom Bolschewismus frei werden würde, das glaubten wir fest, und nur dieser Glaube hielt uns im Innern noch beisammen.

Vorerst aber galt es, russische Übergriffe abzuwehren, russische Einflüsse abzudämmen. Gelang dies, war schon vieles erreicht. Bis zu einer bestimmten Grenze würden „unserne Buwe" uns Intelligenzija gewähren lassen, darüber bestanden keine Zweifel, und auf diesem Wege würde uns vielleicht noch mehr gelingen, wähnten wir. Nun kam praktisch alles darauf an, dem Alltagsleben und dem Arbeitsbereich eines jeden die nationalkulturellen Chancen abzugewinnen, sie im großen politischen Spiel zur Geltung zu bringen, ohne uns in das Spiel selbst zu verstricken.

Dies Vorhaben jedoch war kein Programm. Wir hatten gar kein Programm. Und wenn hier von „uns" die Rede geht, so ist damit auch keine verschworene Gruppe gemeint, schon gar nicht an nur einem Ort. Vielmehr denke ich dabei an alle jene unserer „weißen Kragen", vorderen Bauern, schweigsamen Arbeiter und bis zu unseren Volksmännern einschließlich, die keine Bolschewiki wurden, weil sie das Volkstum nicht für die Freundschaft mit den Lenin-Leuten

hingeben konnten, die der Partei aus dem Wege gingen, aber aus jeder anderen Zwangslage eine Tugend machen mußten, um ihr Kolonistentum nicht ganz im Stich lassen zu müssen. Aber es waren der Handelnden so viele, ihr gutes Wollen war von ihren Standorten so abhängig, die Umgebung war so verschieden, daß ein erschöpfendes Gesamtbild nur viele Einzeldarstellungen aus jenen Jahren durch die Handelnden selbst ergeben könnten. Wir handelten getrennt voneinander. Aus diesem Grunde kann ich im weiteren denn auch nur für mein persönliches Erlebnis verantworten.

Keineswegs jeglichen Tag mußte auf Tod und Leben gekämpft werden. Die Zeit ist gelassen, und außer der Politik hat auch das Leben der Menschen seine Gesetze. Das war nicht nur eine Ursache von vielen, die den Bolschewismus Oberwasser gewinnen und behalten ließen. Denke ich zurück, scheint es mir, daß gerade dies eine, dies Leben, die Ur-Sache gewesen ist. Das Leben war stark genug, der Unterstrom war tragfähig genug, die bolschewikische Doktrin vorerst auf sich weiterzutragen, mit zu tragen. Angeeignet hat sich Rußland den Bolschewismus nicht, auch heute noch nicht, nachdem die bolschewikische Schmierölschicht das Leben im Strom schon erstickt. Denn der Bolschewismus ist nur ein schmieriger Nebenfluß, wie die Oka ein Nebenfluß der Wolga ist. Den Oberlauf, das Quellengebiet der Wolga, das ursprüngliche Leben Rußlands aber kann er nicht durchseuchen. Einmal wird die Eisgangzeit im Quellengebiet Rußlands anbrechen und das Schmieröl des Nebenflusses in die Meere hinausschwemmen.

Das Leben in den Kolonien drängte wie immer vorwärts. Der Winter mit seinen stillen kurzen Tagen wurde von der Frische und Kraft des ausholenden Frühjahrs abgelöst, Ernte und Sterben folgten der Saat und den Geburten. Die täglichen Freuden und Leiden, die Hochzeiten und Begräbnisse, die Kirchgänge und das Festgepränge, alles war noch da. Und nur der Odem des Klassenkrieges, der Giftatem des Bolschewismus, die „hohe Bolidik" legte sich darüber und drang durch die Tore und Fenster in die Bauernhöfe und in die Familien ein.

Die Menschen versuchten, die „Bolidik" abzuschütteln.

Da entschied sich zum Beispiel auf unserer Bergseite im Sommer 1919 ein wichtiger Abschnitt der Bürgerkriege. Die Freiwillige Armee Denikins war vom Don und Kaukasus her bis dicht vor Balzer heranmarschiert, so daß die Kreisregierung evakuiert werden mußte. Die Roten sammelten alle Kräfte und warfen Denikin eine ihrer besten Armeen entgegen. Wochenlang währte der Krieg.

Die Bevölkerung aber verhielt sich neutral. Nicht jedoch aus Vorsicht, sondern aus überzeugter Ablehnung beider Feinde. Denn wenn auf der roten Seite der Ruf „Es lebe die Weltrevolution!" erklang, so erschallte auf der weißen der Kriegsschrei der kaukasischen Reiter „Sikim baschka!", „Kopf ab!". Kamen mit Denikin wolgadeutsche gegenrevolutionäre Aufstandsführer wieder zurück, nach deren Eigentum oder Leben die Bolschewiki zuallererst getrachtet hatten, so drangen mit den Roten deutschländische und österreichische Kriegsgefangene vor, kommandierten zum Teil deren Truppen und spielten sich nun schon auch gegenüber den wolgadeutschen Bolschewiki als Herren und Mitherrscher Rußlands auf.

Als der Kampf dann entschieden war, als Denikin zurückgedrängt worden war, sprachen unsere Bauern, wenn

man sie fragte, wer ihnen denn nun lieber gewesen sei, Denikin oder Lenin:

„Liewer nur einen Räuwer zum Herrn hun als zwei!"

Das war eine Entscheidung weder für Denikin noch für die Bolschewiki. Denn für unseren Bauernverstand und unser Bauernherz ist es einerlei, ob der eine Herr „Nieder mit den Reichen!" ruft und der andere „Sikim baschka den Armen!". Unsere Bauern standen vor allem anderen in der Welt für ihre Dörfer ein, nicht für sich nur allein, für ihre Wolgaheimat, nicht nur für ihre Chutors und Kolonien, für ihr Volksempfinden, nicht für Klassen oder Parteien oder Revolutionäre oder Generäle. Seit dem Jahre 1914 war die Wolgaheimat eine deutsche, eine wolgadeutsche Festung, und wer einbrach, war der Feind, ob rot oder weiß. Man kannte die chauvinistischen Russen, man kannte auch die Allerweltsproletarier.

Und wiederum das Soldatengeben! Man hatte den Bolschewiki Soldaten geben müssen. Und wenn nun einer gedacht hatte, Denikin werde keine Soldaten fordern, mit ihm könne man schließlich fürlieb nehmen, so geschah unter Denikin doch dieses Abscheuliche:

Ein Regiment hatte eines unserer Dörfer besetzt. Um die Befreier würdig zu empfangen, taten die Burschen ihre Lackstiefeln an und stellten sich winkend vor die Tore. Die Reiter aber kommandierten:

„Stiefel ausziehen!"

Und dann mußten die Burschen ihre Alltagsstiefel anziehen und mitmarschieren — als Soldaten der Denikin-Armee.

„Die sein alle einerlei", sagte das Volk verärgert.

Inzwischen war es Herbst geworden. Viele Bauern brauchten damals schon Hilfe an Futter- und Nahrungsmitteln. Der Sommerkrieg hatte große Verheerungen hin-

terlassen. Was die Roten noch nicht genommen hatten, war den Weißen zugefallen. An wen sollten sich die Bauern nun halten, um Kleie, Stroh, Gerste, Kleidungsstücke oder sonst was zu bekommen? Der Winter war da. Die Schulen mußten wieder geöffnet werden.

Darauf ließen die wolgadeutschen Bolschewiki einen ersten Bauernkongreß nach Balzer zusammenkommen.

Das Volkshaus in Balzer war von Bauern aus allen bergseiter Winkeln voll, und es faßte an die 400 Mann.

Kurz vorher war aus Moskau der Präsident der Sowjetregierung Kalinin dagewesen, „um zu betteln", wie die Kolonisten trefflich sagten. Kalinin hatte auf der Treppe eines riesigen Getreidespeichers gestanden und, wie immer ein wenig dumm lächelnd, das Haupt entblößt, gebarmt:

„Deutsche Kolonisten, deutsche Brüder! Das Schicksal des russischen Proletariates ist in eure Hand gelegt. Gebt ihm zu essen! Die Arbeiter in Moskau und Leningrad bitten euch darum! Die Sowjetmacht wird es euch danken. Eine Autonomie habt ihr schon geschenkt bekommen. Vertraut Lenins Führung! Helft der Arbeiterklasse mit euern Vorräten!"

Ein sonniger, lachender Herbsttag war es gewesen.

Zum erstenmal in der Wolgazeit hatten die Kolonisten einen Russen „deutsche Brüder" sagen hören. Eine verwirrende Herzensgüte! Aber verdächtig! Nicht wegen seiner Bitte um Brot. Das würden sie ihm geben; warum nicht? Sondern das mit der Autonomie, das Geschenk, das ist Hinterlist.

Düster guckten die Bauern vor sich hin. Wo sollten sie Mehl und Fleisch hernehmen in der Menge, die Kalinin da nennt? Steht der Genosse nicht selbst auf der Treppe eines Speichers, der leer ist, im Herbst leer ist, wo er doch zu bersten hätte vor Überfluß darin? Und ist es nicht auch mit den

anderen Speichern schon so? Die Bauernhöfe, ja, die haben wohl noch das, was sie gerade brauchen. Die Gemeindespeicher aber, Genosse, die sind leergemacht worden von euresgleichen und von Denikin. Und das ist nicht nur eine Kolonistennot, sondern auch eine Kolonistenschande! Jahr für Jahr lag in den Ambaren, den Speichern, Getreide für Hungertage im Vorrat. Anders hatten die Kolonisten nicht über die Dürrejahre hinwegkommen können. Was ist da nun zu tun?

Vielleicht wissen „unserne Buwe" Rat, die wolgadeutschen Autonomiebolschewiki?

So kam der Bauernkongreß zustande. Auf ihm waren außer den ganz reichen so ziemlich alle Höfe durch Wahlmänner vertreten. Die Dörfer der ganzen Bergseite saßen über sich zu Rate! Das war noch nicht dagewesen. Die Delegierten folgten den Reden der Sowjetleute mit großer Aufmerksamkeit. Sie beteiligten sich gern auch an den Erörterungen, denn nicht so sehr die „hohe Bolidik" stand auf der Tagesordnung, als die Ackerei, die Viehhaltung, die Saatfrage, die ganze Schulsache. Es mußte so vieles geregelt, neu geregelt werden. Die Bauern äußerten ihre Wünsche, die Regierung versprach, alles aus besten Kräften zu tun. Unter den Kommissaren befanden sich altangesehene Agronomen, Kolonisten. Denen vertrauten sich die Bauern an. Eine wahre Menschlichkeit schien um sich zu greifen.

Die Roten aber kamen mit ihrem Trumpf zuletzt heraus.

Eine neue Sowjetregierung muß gewählt werden für den Bezirk der Bergseite, ein neues Vollzugskomitee der Bauern, Arbeiter und Rotarmisten.

Wählen? Ei, warum nicht auch wieder mal wählen!

Die Sache trug sich dann aber so zu:

Auf der Bühne das Parteikomitee mit dem Tschekachef

Schaufler als Kongreßleiter. Türen und Hoftore von Tschekaleuten und Rotarmisten mit aufgepflanztem Bajonett bewacht.

Der Tschekachef teilt mit, daß Partei und Regierung beschlossen hätten, künftig, um den Forderungen des Volkes besser willfahren zu können, auch bessergestellte Bauern zur Mitarbeit an den örtlichen Regierungssachen heranzuziehen, nicht mehr nur Armutsbauern. Und auch von der parteilosen Intelligenzija sollen etliche mehr in die Regierung berufen werden, sofern sie das Vertrauen der Bauern haben.

Den Kolonisten konnte eine größere Inbetrachtnahme ihrer Interessen nur willkommen sein. Zwar von den „weißen Kragen" hielten sie nicht sehr viel, sofern deren „Wissenschaft" die Bauernnöte nicht unmittelbar betraf, aber sie standen ihnen doch näher als „unserne Buwe", die Roten, konnten in der Regierung gewiß auch manche Strenge mildern, dachten sie. Erst gar, daß die Kolonisten künftig in ihren eigenen Sachen mehr dreinreden dürften, schien ein rechter Gewinn zu werden.

Sie durften aber nicht wählen, wen sie selber ausersehen hatten.

Schaufler las eine große Liste von Namen vor, Bolschewiki, Bauern, Intelligenzija, Arbeiter, und fragte gleich hinterdrein:

„Einverstanden?"

Die Bauern schwiegen.

„Nun?" fragte Schaufler.

Aus dem Saal ertönten Stimmen:

„Aber man müßte doch wenigstens jede Kandidatur einzeln berede könne. Net alle uff aamol!"

Schaufler billigte es zu.

Die Kandidaten wurden der Reihe nach aufgerufen. Die Bauern guckten sie sich an, tuschelten etwas.

Dann sagte Schaufler:

„Wer dagegen ist, hebt die Hand!"

Da hätte einer nur mal die Hand heben sollen! Kriegszustand herrschte. Die Bergseite zählte immer noch zum Frontgebiet.

Auf einmal höre ich Schaufler vorlesen:

„Dann ist da noch der Löbsack, ein Parteiloser, den kennt ihr ja, der soll auch in die Regierung."

Mich überlief es kalt. Den Parteilosen war nicht gesagt worden, daß sie auf der Liste stehen. Jetzt klang die „Kandidatur" wie ein Todesurteil.

Ich meldete mich zum Wort.

„Landsleute", wandte ich mich an die Bauern, „nehmt an meiner Stelle einen anderen, einen aus eurer Mitte! Ich habe in der Volksverwaltung keine Erfahrung."

„Verlassen Sie den Saal!" fuhr Schaufler mich an.

Ich ging hinaus. Nach einigen Minuten rief mich ein Rotarmist in den Saal zurück.

„Gewählt", stellte Schaufler, sachlich bis an den Hals, fest, und: „Einstimmig gewählt!" fügte er hämisch hinzu.

So erging es allen auf der Liste, die zu mucksen wagten.

Unter den Bauern befand sich auch mein Onkel Johannes Löbsack aus Frank.

Nachher reichte er mir die Hand und sagte, wie ein Jäger pfiffig lächelnd:

„Wenn das Wölfe wären!"

Onkel Johannes weilt nicht mehr unter den Lebenden, seine Ermunterung brauche ich nicht zu verschweigen. Er war ein tapferer Wolfsjäger. Mußten aus dem Franker Wald Wölfe hinausgeschossen werden, war er immer vorne dabei. Ein guter Landwirt ist er vielleicht nicht gewesen. Aber in der Dorföffentlichkeit galt er als ein kluger und belesener Ratgeber. Lange Jahre war er vor dem

Krieg ein Vertreter des Norddeutschen Lloyd-Mißlers in Bremen gewesen. Nicht nur um des Verdienens an der Auswanderung wegen, sondern: es wanderten viele Militärpflichtige aus, und denen besorgte Onkel Johannes die „richtigen Papiere". Ohnedies hatten die Kolonisten schon zuviel Soldaten in Rußland herumstehen. Onkel Johannes war auch in der Welt herumgekommen. Im Dorforchester blies er das Horn, „ganz großartig!" staunten die Leute. Später dann wählten ihn die Franker Bauern zum Schulmann in den Dorfsowjet. Und als er beerdigt wurde, gab ihm das Dorf gemeinsam mit den Bolschewiki das Geleit.

In Balzer damals redete er mir zu, tapfer zu sein. Kein Nikolai, kein Wilhelm und kein Denikin helfe uns noch. Wir müßten auf dem Platz bleiben. Das Leben sei nun mal so an der Wolga.

Das Weinen war mir nahe. Machtlos war man.

„Aber ein Bolschewik werde ich nicht!" trotzte ich.

„Das weiß ich, mein Junge", lächelte er nachdenklich, „den deutschländischen Schutzschein für Frank vergessen wir dir nicht. Der Rosenstrauch hat dies Jahr wieder schön geblüht."

Dann gab er mir einige Würste von daheim, Speck und Brot. Die Intelligenzija hatte schon nur noch wenig zu essen. Wir blickten uns wie Freunde an, die in den Krieg ziehen, der eine dahin, der andere dorthin.

Wir sahen uns nicht wieder.

Mit „Wahlen" solcher Art gelang unseren Autonomiebolschewiki ein schlaues Manöver. Zwischen sich und die Bauern stellten sie Intelligenzija von Amts wegen. Das

praktizierten auch die Russen so, denn zu jener Zeit begann im Sowjetbereich überall der „Feldzug zur Eroberung der Intelligenzija". Mit Schläue und Tscheka, mit halben Zugeständnissen und Peitschungen, mit Freundlichkeiten und „An-die-Wand"-Drohungen versuchte man, sie gefügig zu machen. Es war das ein ähnliches unfreiwilliges Zugeständnis an den Klassenfeind, wie die Erlaubnis zur Aufstellung von Nationalitäten-Armeen, den späteren „Territorialtruppen", die der Kreml nur deshalb zuließ, damit die Völkerschaften ihre Wehrkraft, die sie ungefragt organisierten, nicht gegen ihn und sein Regime richten können. Ein Völkerlegen, wie das Bauernlegen.

Die Intelligenzija sollte die Pufferschicht bilden zwischen Bolschewismus und Antibolschewismus. Möge sie nun Farbe bekennen! dachten die Roten, sich selber nun um so mehr auf der Hut vor der Konterrevolution haltend. Die Roten wußten, daß sie ein gefährliches Spiel treiben. Aber wo sollten sie Kulturkräfte hernehmen?

Dem einen der „weißen Kragen" wurde die Sozialversicherung anvertraut. Bauern sollten, invalide geworden oder in Not geraten, wie die Arbeiter Pension erhalten. Das klang gar nicht so übel. Dem anderen übertrug man die Gesundheitsverwaltung. Auch nicht schlecht. Der war zwar kurz vorher schon Parteimann geworden, zählte aber immer noch zu den „weißen Kragen". Volkskommissare hießen die Kreisfunktionäre damals noch. Mir gab man die Schulverwaltung in die Hand.

Diese Abteilung hatte alle Kultur auf die Beine zu stellen. In jedem Dorf ein Volkstheater! war das mindeste. In jedes Dorf einen oder zwei Kindergärten! In der Kreisstadt ein Gymnasium, eine Musik- und eine Malschule! Die fähigsten Kinder heranholen! Die besten Lehrkräfte werben! In jedem Dorf ein Blasorchester! In der Kreisstadt

ein vorbildliches Theater! Schauspiel! Komödie! Operette! Und nicht zu vergessen: ein musterhaftes Symphonieorchester und ein großes, sehr großes Blasorchester!

Geld? Geld kam aus Moskau. Fuhrenweise. Kerenski-Millionen. Papiermillionen. Immer hundert Scheine zu zwanzig oder vierzig Rubel im Bogen. Die Bogen mußten auseinandergeschnitten werden, bei kleinen Käufen. Bei großen stapelte man die Bogen vor sich auf oder rollte sie zusammen wie Nudelwalzen. Bis zum Jahresende, binnen zwei Monaten, mußten 30 Millionen Rubel allein für Volksbildung ausgegeben sein, in Gold immerhin mehrere hunderttausend Rubel. Das waren die Bewilligungen für das ganze Jahr 1919. Erst nach dem Denikinkrieg trafen die Geldfuhren in Balzer ein. Konnten sie bis zum Neujahr nicht ausgegeben werden, verfielen sie. Neue Millionen sollten dann kommen.

So viel Geld für kolonistische Volksbildung, dazu nur für unsere Bergseite, nur für die Dörfer einer der drei autonomen Kreise, war früher in Jahrzehnten nicht beigebracht worden. Die Intelligenzija strahlte vor Freude — und weinte in der Seele. Aber nicht darum besorgte sie sich, weil der Rubel kein Glas Wasser mehr kostete, sondern deshalb, weil sie mit diesem Geld nicht Volkskultur nach ihrem Sinn pflegen sollte, sondern eine bolschewikische Proletarierkultur. Ein Glück nur, daß die Roten selber nicht sagen konnten, was im einzelnen sie darunter verstehen. So viel Zeit, darüber nachzudenken, hatte ihnen ihre Abrechnung mit dem Klassenfeind nicht übriggelassen. Man würde also, dachte ich mir, Volkskultur im Kolonistensinne auf ziemlich großem Spielraum anlegen können. Und wo die Russen unseren Dörfern das Getreide und Fleisch abnehmen, ohne dafür zu bezahlen, warum sollte man nicht die Millionen Rubel in das Schulwesen stecken? Schönere Schulen

konnte man bauen. Die Kindergärten taten schon lange not. Oh, es gab viel zu tun.

Und so geriet man immer mehr ins Gemenge mit der wolgadeutschen Sowjetautonomie, ja, man ging mutig hinein, waghalsig. Denn immer wieder tröstete man sich: bis zur rettungslosen Vergiftung Rußlands kommt es gar nicht, die Bolschewiki gehen schon vorher in die Brüche. Und dann, dann hätte man in der unruhigen, der bösen Zeit wenigstens den Boden für die wahre wolgadeutsche Selbstverwaltung vorbereitet und beschützt. So hielt man sich auf Draht.

Die Nerven spannten sich aufs äußerste an, bis zum Zerreißen. Denn hier an der „ideologischen" Front ging der Intelligenzija erst ganz die Tragik ihrer Zwischenstellung, ihres Dilemmas auf: Klassenkultur oder Volkskultur, Erziehung aller Menschen oder nur der einen, der proletarischen Klasse?

Gewiß, die Intelligenzija hatte nichts, was dem materialistischen Klassenkampf an besseren Parolen und Ideen entgegenzustellen gewesen wäre, erst recht hatte sie kein politisches Programm, die volkliche Selbstverwaltung ausgenommen. Aber auch diese Selbstverwaltungsidee war erst nur ein Umriß, ein Anfang, noch keine Gestalt, kein Wissen um den Weg dahin. So weit waren wir Steppendeutschen noch nicht gekommen gewesen, als der Bolschewismus hereinbrach. Selbstverwaltung war uns zunächst nur Abgrenzung gegen russische und kirgisische oder sonstwelche Übergriffe, noch nicht eine organisch-politische, eine innere Volksordnung, so durchdacht, daß sie uns Intelligenzija jetzt einen festen Boden hätte darstellen können. Das war die Tragik.

Jedoch, die Intelligenzija hatte ein Menschenideal, das Ideal von dem Zukunftsmenschen, der nicht durch soziale

Kriege, sondern durch Aufklärung und Selbsterziehung, durch völlige innere Erneuerung seine eigenen Gegensätze und, von da aus, auch die politischen, religiösen, nationalen, wirtschaftlichen und sozialen Konflikte überwindet, das Ideal von einem Menschen, der seinen Mitmenschen, wenn der kein Mordbrenner und Volkszerstörer ist, nicht erschlägt, weil der anders redet und tut, sondern der durch das eigene Leben ein neues Leben, eine neue Menschheit heranzieht. Wenn das jedermann täte, wäre bald alles gut, dachten wir. In uns schmerzten alle Seelenkämpfe Dostojewskis und seiner Gestalten, wir hatten noch in den empfänglichsten Jugendjahren Tolstoj für seine Lebenslehre sterben gesehen, uns verursachten die armseligen Menschen Tschechows mehr Pein, als uns Revolutionäre aller Arten begeistern konnten. Wir gehörten nicht zu denen, für die Zerstörung Voraussetzung eines neuen Aufbaues war, aber auch nicht zu den Melancholikern und Verzichtern oder Tolstojanern, so sehr wir Tolstoj auch verehrten. Dreinhauen hätten wir schon gekonnt, wenn es um ein Böses, dem man sich zu widersetzen hat, gegangen wäre. Was uns beseelte, war die tätige Überwindung, nicht kriegerische oder klassenkämpferische Niederschlagung „alles Übels", war die gute Tat vom Menschen her, war Aufbau als Ausbau des Guten, war Auslösung des Gerechtigkeitsempfindens allüberall. Wir glaubten oder hatten geglaubt an eine neue Renaissance.

Die Grundlage dessen war uns keine individuelle Rührseligkeit und kein irres und wirres Nur-Suchen. Wir glaubten fest an den Menschen als an dasjenige Lebewesen, durch das der ethische Sinn der ganzen Schöpfung zur Auslösung gebracht werden solle und könne. Durch den Menschen nur sei die Schöpfung auch sittlich zu vollenden. Wir glaubten an eine in der Schöpfung, in der Natur und im

Menschen, beschlossene ethische Gestaltungskraft aus dem Überirdischen, als an ein der Schöpfung integrales höchstes, erhabenstes Naturgesetz. Und wir wollten glauben, daß dieses Schöpfungsgesetz, ausgelöst durch den Willen des Menschen und ausgestaltet zur Gesellschaftsordnung, irgendwann einmal alle Völker- und Staatspolitik durchdringen und so über sie herrschen werde. Aber wir zweifelten daran, daß dieses hohe Menschenwerk mittels der Kirchen vollbracht werden könne, und auch in den Staatspraktiken sahen wir kein Mittel hierzu.

„Wir sind jetzt weniger zu glauben, mehr zu suchen geneigt", hatte vier Jahre zuvor mein Kamerad Emanuel Birk auf eines unserer Soldatenbilder resigniert geschrieben, „der heutige Mensch mißtraut seinem eigenen Denken. Um sich herum und zeitweise in sich selbst sah er den Zusammenbruch einer solchen Vielheit von Ideen, daß er auf gar keine Idee mehr mit vollem und ausschließlichem Vertrauen zu bauen wagt. Doch stets wird der Mensch derselbe bleiben. Immer wieder wird man ihn mit Ideen leicht entzünden und fortreißen können. Aber da ihm die religiöse Gläubigkeit zu wenig Glaubensgedanke sein kann, wird er sich mehr und mehr zuerst den moralischen, dann den sozialen Ideen zuwenden, die dann alle anderen Ideen entwerten werden, einschließlich der Moral . . ."

Die soziale Idee somit war die Rettung — oder der Untergang.

Birk und ich waren in der Erforschung dieses Weges noch nicht weitergekommen — da warf der Bolschewismus die soziale Frage mit einer tierischen Triebkraft auf. Wir aber standen immer noch bei dem Menschen und seiner tausendjährigen Wiedergeburt, hielten auch unterm Bolschewismus — und gegen ihn — immer noch fest an dem Glauben an diese Wiedergeburt als die ethische Vollendung

der Natur. Eine soziale Revolution verneinte unser kolonistischer Jugendsinn angesichts der bolschewikischen aus dem natürlichen Empfinden heraus, daß es nichts nütze, ein Haus niederzureißen und ein neues aufzurichten, ohne vorher seine Bewohner umzuerziehen, die schon das alte Haus durch Klassenhaß und Kirchenkriege zuschanden gerichtet hatten. Es nütze auch nichts, die einen Menschen hinaus- und die anderen hineinzutreiben in die Ruinen — Rußlands.

Dies aber tat der Bolschewismus. Er zerstörte dazu mit dem Haus auch Religion und Ethik. Darum wollten wir Intelligenzija nun, die einen mehr, die anderen weniger bewußt, unser Volkstum aus dem Boden eines neuen Menschentums heraus, selbst in der bolschewikischen Ruine Rußlands, nähren und kräftigen, seine Lebenskultur verbessern, und wußten doch nicht, wie es zu beginnen wäre.

Die Weltgeschichte war uns als ethische Erfahrungssumme erschienen, jetzt aber zerfiel die Weltgeschichte.

Nur der Mensch und das wolgadeutsche Volkstum blieben uns zurück.

Meine Mitarbeiter wählte ich unter den Parteilosen. Bolschewiki von Befähigung in Pädagogik, Musik und Kunst gab es nicht. Und da die Ernährungssorge in den Kolonien immer noch leichter zu lösen war als in den russischen Städten und Dörfern, engagierte ich den Saratower Sowjets ihre besten russischen Schauspieler und Musiker weg. In den Verträgen stand geschrieben: Außer dem Geldlohn erhalten die Künstler Mehl, Fleisch, Kartoffeln in ausreichender Menge, dazu Wäschezeug.

Die Russensowjets rasten vor Wut. Vierzig Mann stark war allein das Symphonieorchester in Balzer. Das Theater zählte zwanzig Männer und Frauen. Eine zweite Truppe bestand aus wolgadeutschen und russischen Bühnenliebhabern. Die Malschule brachte einige junge Talente ans Licht. Vorstellungen und Konzerte im Volkshaus waren überfüllt. In den Dörfern wurden Liebhaberbühnen eingerichtet, Kindergärten gegründet, Jugendchöre zusammengestellt. An Bühnenstücken, Konzertprogrammen, Chorliedern, Schulplänen wurde alles zusammengesucht, was Fachleute und Laien nur beibringen konnten. Wir fühlten uns so recht im Aufstieg, wir panschten nahezu in jeglicher Kulturarbeit.

Da stießen wir mit der hohen Politik zusammen.

Parteisekretär in Balzer war ein Lehrer aus Norka, Wendt. Böser Blick. Ungeschlacht. Menschenfeind. An die dreißig Jahre alt.

Dem gefiel das alles nicht. Das Parteiprogramm! Wo blieb das Parteiprogramm?

Die Symphoniekonzerte, sagte er, sind für das Proletariat zu schwer, zu klassisch, „zu fein". Oder zu seicht. Oder was sonst. Was hilft der Arbeiterklasse ein Straußwalzer oder eine Beethoven-Sonate?

„Spielt proletarische Musik! Keine Bratenrocktänze!"

„Proletarische Musik gibt es nicht", erwiderte ich, „in die Konzerte kommen, das sehen Sie ja, auch andere Menschen. Wir müssen uns danach richten."

„Dann komponiert proletarische Musik!" forderte Wendt, „wozu habt ihr soviel teure gute Musikanten?"

Als ob das Komponieren wie Heu gabeln wäre.

Dirigent des Symphonieorchesters war ein Russe, ein junger Klavierkomponist. Dem gab ich Wendts Repliken weiter. Seine Antwort war: er widmete mir einige Takte

Schubert, mit eigener Hand abgeschrieben. Wir verstanden uns.

Schubert hatte er gern. Einmal trug er etliche der innigsten Schubert-Impromptus vor. Niemals zuvor hatten unsere Bauern und Arbeiter, Deutsche! diese deutschen! Klänge gehört. Ergriffen saßen sie da. Wie die Kinder. Mit offenem Mund.

„Wie im Himmel so schön, wahrhaftig", sagte hernach ein Mann zu mir.

Ich lächelte. Es freute mich nur. Der Mann schien mich aber mißverstanden zu haben, hastig verbesserte er sein Urteil:

„Wie in Deutschland. Ist es so in Deutschland, ha? Ja?"

„Schubert ist schon tot", sagte ich verlegen.

Und der Mann sagte:

„Schade!"

Nur das eine Wort. Aber er war bekümmert.

Den Wendt kannte er.

„Der ist doch ein Lehrer?" fragte er.

„Ja", nickte ich.

„Und der hat doch auch einmal die deutschländischen Volkslieder singen gelernt, als Hoseschißer?"

„Wahrscheinlich", erwiderte ich.

„Und wie der Kerl Bolschewik werde konnt, is mir net verständlich", schüttelte der Mann den Kopf.

Es war ein stürmischer Winterabend. Schnee trieb durch die Straßen. Wir schlugen die Mantelkragen hoch und gingen schweigend auseinander.

Auch den Schubert mochte Genosse Wendt nicht. Es dauerte nicht lange, bis er mich anfiel:

„Die Schubert-Musik verweichlicht die Zuhörer. Gehen Sie nicht zu weit vor auf der Ebene des geringeren Widerstandes, ich warne Sie, Löbsack!"

Damit meinte er:

„Wenn der Klassenfeind die Musik lobt, ist sie auf dem falschen Weg. Das ist genau so wie in der Politik. Nur wenn der Klassenfeind schimpft, ist sie richtig. Das ist zwar der Weg des größeren Widerstandes, aber den gerade muß auch die Kulturarbeit gehen."

So gelehrt war der Wendt.

Ein anderes Mal bemängelte er:

„Das Theater bringt nur abgedroschene bourgeoise, spießige, konterrevolutionäre Stücke. Spielt etwas, was den Proletarier im Klassenkampf belehrt!"

Ich sagte:

„Die Leute wollen sich erholen, Unterhaltung wollen sie, und wir spielen ja keine verbotenen Stücke. Außerdem: wo sind die Stücke, die Sie meinen?"

„Da ist zum Beispiel der »Sawwa« von Leonid Andrejew", belehrte Wendt mich, „der sprengt ein Kloster in die Luft oder so was."

Gut, den „Sawwa" führten wir auf. Eine unsagbar schöne, im Künstlerischen schöne Aufführung wurde es. Aber ein Bolschewik war „Sawwa" nicht.

„Schreibt endlich bolschewikische Schauspiele!" schalt Wendt ungeduldig.

„Also bolschewikische Propaganda?" fragte ich.

„Was denn sonst?" fauchte Wendt, „es braucht nicht gleich Kunst zu sein."

Das aber war es.

Auch aus den Schulen sollte alles Nichtproletarische hinausgestoßen werden. Es sollten immer wieder nur die ärmsten Kinder Schulbildung erhalten, und auch nur dann, wenn die Eltern den Bolschewiki wohlwollten. Das tat

der Intelligenzija weh. Sie zog den Kreis des Proletariats sehr weit. Bis schließlich alle Kinder „proletarischer" Herkunft waren. Was sind denn Kolonisten? Keine Werktätigen? Zum Donnerwetter, wer hat denn die Häuser in diese Wildnis von anno dazumal hingebaut?

Die Kreisregierung selbst mischte sich nicht drein.

Der eifrige Wendt aber hatte in Balzer einen österreichischen Kriegsgefangenen zum Freund. Der war einer aus dem Moses-Volk. Den instruierte Wendt, lärmende Opposition, „Volksunwillen" aufzubringen. Der Österreicher tat es.

Eine unbändige Lust, sich ab und zu allen Kummer vom Herzen zu lachen, kam die Menschen an, so zu lachen, daß die Nähte platzen. Ähnlich groß mag die Freude in der ersten Zeit der Kerenski-Revolution gewesen sein, nur daß jetzt nicht ein Überschuß an Fröhlichkeit vorhanden war, sondern an Wermut. Eine gar zu eklig dumme Maske hatten die Bolschewiki sich aufgesetzt, auch die anderen ermunternd, die Maske vors Gesicht zu nehmen, die Grimasse der Menschlichkeit, der Humanität! Ein Gelächter hing den Bauern jetzt auf den Lippen, wie auch das Mißtrauen von Mensch zu Mensch gleich Staub über aller Augen hing. Der Spott ging um.

Das war schon vorher zu merken gewesen. Gar manchem, der aus dem Kriegsdienst an die Wolga heimkehrte, begegnete zuerst immer wieder das gar erschreckliche „Verzählche", unsere Kolonisten wären in den ersten Monaten nach dem Sturz des Zarismus von einer nachgerade würdelosen Ausgelassenheit befallen worden. Sie hätten Hochzeiten gefeiert mit einer Tanzwut und einem Drauflosgehen, daß die Balken zitterten. Sie hätten oftmals ihre besten Pferde auf Brautfahrt weit über Land so in die Siele gehetzt, daß sie am Ziel zusammen mit ihren Pferden wie tot hinfielen. Jede Kindstaufe, jedes Begräbnis, jede Geburtstagsfeier und jeder Sonntag und heilige Tag sei in Trinkgelagen und Lustbarkeiten dahingebracht worden. Ja, was noch schlimmer sei, die Kolonisten hätten sich eigens neue Festtage ausgedacht, nur, um sich austoben zu können.

Nichts anderes war es gewesen als die natürliche Freude über die Völkerfreiheit, die angebrochen zu sein schien. Der Krieg mit Deutschland werde nun bald ein Ende haben, freuten sich die Bauern. Sonst nichts.

Wir, die wir aus dem Kriegsdienst zurückkamen, horchten auf. Uns waren die Heimatdörfer aus der Ferne allesamt wie eine vom überstarken Feind belagerte Festung erschienen. Mit diesem Eindruck hatten wir die Kolonien vor zwei und drei Jahren verlassen, an der Front war er vollends zu der Vorstellung angewachsen, als müßten nun, nach dem Sturz des Zaren, der die Kolonisten nach Sibirien hatte verbannen wollen, die Belagerten ausbrechen und vom Feind ihre Freiheit zurückverlangen. Uns Heimkehrern oblag es, den Feind außerhalb der Festungsmauern zu vertreiben, uns wieder mit den Belagerten zusammenzutun und Seite an Seite mit ihnen das zu erstreiten, was den Kolonien je und je verwehrt worden war, obwohl man es ihnen vor vier und fünf Menschenaltern zugesagt hatte: Selbstverwaltung und Militärfreiheit! Über die eigenen Dorfsachen selbst zu Rate sitzen zu dürfen, war eine der herrlichsten Verlockungen für die Ansiedler aus Deutschland gewesen. Sich selbst regieren zu dürfen, gewiß als treue Untertanen der Zaren, dieses Verlangen war niemals erstorben. Ja, unsere politische Volksgeschichte ist

recht eigentlich die Geschichte des Verlangens nach der Selbstverwaltung gewesen.

Nun, die Ausgelassenheit der Kolonisten war nicht so schlimm. Ihre Ackerarbeit ließ ihnen so viel Zeit gar nicht übrig, um sich auszutoben. Freilich, sie waren unverhofft beweglicher geworden, leichter im Umgang, sorgloser, fröhlicher, gesprächiger, und ein Übermut kam allerdings hinzu — bei der Jugend. Die Kriegsdienerei schien endlich aufhören zu sollen. Neue Jahrgänge wurden nicht mehr aufgeboten. Die Armee lief ohnedies in aller Öffentlichkeit auseinander. Nun konnte man wieder heiraten, Hochzeit machen, Kinder taufen, konnte wieder mit einiger Gewißheit in die Zukunft schauen, brauchte nicht mehr zu bangen, daß die jungen Männer vom Hof geholt werden. Ei ja, warum denn nicht schnell einen guten Tag leben! Die Ernte fiel vortrefflich aus. Das Vieh stand im besten Futter. Die Marktpreise ließen sich sehen. Ohnehin hatte es in den letzten Jahren nichts zu lachen gegeben. Man durfte sich jetzt wieder einmal „verlustieren", gewiß, gewiß.

Dem Muckertum allerdings war das ein Greuel. Betbrüder und Betschwestern und einige andere mehr, sie regten sich sehr auf über den Bibeln und Gesangbüchern. Doch ich fragte einmal einen ordentlichen Kolonisten, einen, der auch fromm war, aber dem Leben nichts abstreiten mochte, was des Lebens ist, ich fragte ihn, wer denn nun dies „Verzählche" aufgebracht habe, daß die Kolonisten gar keine Würde mehr im Leibe hätten.

Der Mann gab mir Bescheid.

„Ich will dir ämol was anners verzähle", sagte er, „in Grimm hot ein Pastur gelebt, und der hot immer, wenn er nix zu tun hat, in seim Pastorat gesotze am Fenster hinnerm Vorhängche — un hot heimlich nausgeguckt uff die Gaß. Un jedesmol, wann drauß ä Bauer voriwwergange is und

hot net gleich vorm Pastorat än Buckel gemacht und hot net gleich die Kapp vom Kopp genomme, aach wann er den Pastur garnet gesehe hot, den Bauer hot der Pastor sich gemerkt. Un am nächste Sonntag hot er von der Kanzel runnergedonnert »Der ist ein Sünder! Der ist ein Sünder!« Hoste mich verstanne, Bub?"

Ja, das war deutlich.

In Frank dann hörte ich ein noch beredteres „Verzählche", auch diesmal der Bauern selbst. Es war fast schon eine Sage, so alt war es. Und doch frischten die Bauern es jetzt wieder auf — gleichsam als Entgelt für den Vorwurf, sie hätten sich letzthin wieder mal ausgetobt. Das ist das Verzählche vom Schwarzen Pastor.

„Es war einmal einer, der hieß zu Lebzeiten ein frommer Mann, weil er als Seelsorger in Frank im Pastorat wohnte. Aber er hat mit dem Teufel sein Geschäft gehabt. Er war ein stiller Säufer und somit ein wahrer Teufelsknecht.

Vor nun bald hundert Jahren rief er an einem Sonntag auf der Kanzel unseren Herrgott um den Erntesegen an und war doch weinselig wie der Landhofers Hannes, wenn er aus der Kawak, der Kneipe, kommt.

In der Nacht darauf starb der Pastor. Und weil in jenem Jahr die Frucht in Garten und Feld verdorrte, sagten die Leute, daran sei allein er schuld. Und immer, wenn fortan ein Dürrejahr kam, hatten die Leute ihn vorher als Gespenst gesehen. Niemals mehr kam er zur Ruhe.

Kennst du das Staubgäßchen in Frank? Dort geht er um, in der gleichen Sommernacht, in der er starb. Der Ilges Jorg hat ihn einmal gesehen. Zuerst kommt ein Rauschen. Dann kommt er selbst. Ist es eine helle Nacht, sieht man ihn so gut, wie du hier vor meinen Augen stehst. Er ist ganz schwarz. Nur sein Gesicht ist weiß und sein Lätzchen. Aber er tut keinem Menschen etwas zuleide. Er

kann die Arme und die Beine und den Kopf nicht bewegen. Ein Wehen trägt ihn durch das Gäßchen. Dem Stoffels Peter sein Großvater hat ihn auch gesehen. Den frag noch!"

Ohne Zweifel, in diesen Verzählchern war der Volksmund recht garstig geworden. Aber sie rührten von wirklichen Begebenheiten her.

Der Kolonist hält viel, sehr viel auf den Pastor und die Kirche. Sie sind ihm das Unantastbare. Aber das Leben brachte je und je schwere Nöte auf. Das war keineswegs nur die Lohnbezahlung an den Pastor, keineswegs nur die Menge des Brennzeugs oder die des Getreides und der Kartoffeln, die jedes Jahr pünktlich herbeizubringen waren. Ich habe Pastoren gehört, die sagten, gerade das sei der ewige Streitfall. Aber wenn man mit den Bauern sprach, erfuhr man noch ein anderes. Die Bauern hatten die feste Meinung, der Pastor müsse ganz und gar und nur von der Regierung bezahlt werden oder von der Kirchenverwaltung. Denn sofern der Pastor immer das letzte Wort mit sprach, nicht nur in kirchlichen Dingen, nein, auch in weltlichen und auch politischen, so müsse er auch als Regierungsbehörde bezahlt werden. Nichts, rein gar nichts wandten die Bauern ein gegen das hohe und unanfechtbare geistliche Ansehen des Pastors. Aber sie hielten auch noch dagegen, daß „so hohe Herre" sich zu kraß von den Bauersleuten abgrenzen. Nur darum hat sich das Volk die rächende Geschichte vom Buckelmachenmüssen vorm Pastorat gemerkt. Und dann: die Pastoren entstammten in früheren Jahrzehnten meist dem Baltikum. Es scheint, daß sie nicht immer den rechten Ton gefunden haben, in dem mit

unseren Kolonisten gesprochen werden muß, will man sie gewinnen. Es soll auch manche recht trinkfeste Seelsorger gegeben haben, und der „Schwarze Pastor" in Frank hat wirklich gelebt. Ein Balte war es gewesen. So kam es denn, daß die Bauern sehr wohl unterschieden zwischen einem „hohen Herrn" und einem Pastor, den sie unter sich „unser Pastor" oder Kolonistenpastor nannten. Das waren oft gleichfalls Deutschbalten, aber die stellten schon eine Auslese dar, während die anderen kaum die besten Pastoren des Baltikums gewesen waren, wie mir ein Volkspastor einmal sagte. Sie waren „in die Kolonien" abgeschoben worden.

In der jüngeren Zeit jedoch trat auch darin eine Änderung ein. Nicht wenige neue Pastoren stammten aus der Kolonistenmitte. Sie standen dem Volk von Haus aus nahe, und es gab unter ihnen manche, die das Volk so recht in sein Herz geschlossen hatte. Aber der Sinn für die Unterscheidung, was ein „guter" und was ein „schlechter" Pastor sei, schärfte sich mehr und mehr. Denn einem nichtkolonistischen Pastor hatte man schließlich doch nicht so viel an Leutseligkeit abverlangt, wie wenn es ein kolonistischer gewesen wäre. Von dem erwartete man zugleich Würde und Volksliebe, gute Predigten und ein menschlich offenes, nicht hochmütiges, nicht abgekapseltes Wesen. Das ist eine sehr feine Frage für das Kolonistenherz. In Frank gab es schon unter den Bolschewiki einen jungen, nichtkolonistischen Pastor, dem trugen die Bauern die Nahrungsmittel nur so ins Haus, als es schon allen schlecht ging. Aber ihn hatten die Leute so liebgewonnen, daß die Bolschewiki ihn immer wieder einkerkerten und schließlich in die Verbannung schickten, wo er umgekommen sein soll. Bis zuletzt hielten die Bauern zu ihm. Sein „Geheimnis" war, daß er mit den Männern vom Pflug nicht nur über die seelische Not sprach. Er hatte großes Verständnis auch für die Fragen der Höfe

und Felder, für die Viehwirtschaft und die Arbusen- und Krautäcker. Seine Schwester hatte ein wenig Agronomie studiert und einen Agronomen aus Frank zum Mann genommen. So ergab sich der persönliche Verkehr zwischen Pastorat und Bauernhaus von selbst. Ja, es konnte geschehen, daß mit dem Pastor lieber „dischkeriert" wurde als mit dem Schulmeister, und ihren Schulmeister hatten die Franker von Herzen lieb!

Ganz allgemein hieß es bei den Bauern: je „schlechter" der Pastor, desto „besser" der Schulmeister! War der Pastor unnahbar, fühlte man sich um so mehr zum Schulmeister hingezogen. Dann war der Pastor nur der Herr Pastor, der Schulmeister aber war der Vertrauensmann. Er tat sich in seiner eigenen kleinen und auch in der großen Wirtschaft der Bauern rege um. Er redete mit den Bauern nicht nur von der Bibel, sondern auch von den Kleidchen der kleinen Mädchen und den Hosen der Buben. Er wußte, wieviel Pud Weizen oder Gerste die Desjatin tragen muß, soll es eine gute Ernte werden, und er wußte deshalb auch, daß es den Bauern mitunter sehr schwer wurde, die gebotene Menge in das Pastorat zu tragen oder zu fahren. Der Schulmeister kannte jeden Hof von innen, auch wenn er nicht zu Amtshandlungen dort gewesen war. Er besuchte mal diesen, mal jenen. Er las den Männern aus der Zeitung vor und erläuterte ihnen das Geschehen in der Welt, so gut er konnte. Er war selbst Kolonist, und er redete, wenn es drauf ankam, gern und oft auf Kolonistisch, so, wie es den Bauern am liebsten ist. Er sang nicht nur Choräle, sondern auch Volkslieder, er faltete nicht nur die Hände, sondern machte auch mal eine Faust und wetterte los. Seine Kinder verkehrten nicht nur bei den feinen Leuten und den reichen, sondern sie balgten sich mit den Bauerskindern herum, sie heirateten oft Bauernmädchen und

Bauernwitwen. Und so blieb das Pastorat schnell beiseite liegen, wenn dem Kolonisten eine Sorge oder Freude das Herz bewegte. Ein guter Schulmeister war ein Volksmann.

Nicht immer freilich behagte den Kolonisten auch der Schulmeister. Auch unter den Schulmeistern wählte der Bauer, wenn er auch gewiß dem Schulmeister nicht immer gerecht wurde, wie ja auch so mancher Pastor nur mißverstanden wurde in den Dingen der Erziehung des Volkes.

Aber es ist doch so, daß der Schulmeister recht eigentlich das erste Bild von einem Volksmann lebendig werden ließ. Die Lebenspolitik der Kolonisten verzweigte und verfeinerte sich in vielen Dörfern bis zu einem wahren Hunger nach Kultur und Bildung, nach Neugestaltung der Wirtschaft und der Lebensart. Aus solchen Bauernhöfen erwuchsen unsere Volksmänner, die Agronomen, Lehrer, Ingenieure, die Kaufleute und die Handwerker. Sie bildeten das Volk außerhalb der Schule, und das Volk war ihnen zugetan und dankbar. Denn ein wahrer Volksmann hatte beste wolgadeutsche oder russische Bildung, aber er behielt sein schlichtes Kolonistenherz, das deutsche. Er diente dem Volk.

Ob aber Volksmann, Seelsorger oder Schulmeister, ob so oder so — mit diesen drei fiel und stand unser Volkstum.

Die Fröhlichkeit unserer Bauern war immer sehr gemessen. Ihr ganzer Charakter ist gut ausgeglichen. Worauf sie ganz und gar ausgerichtet sind, das ist ihre Arbeit. Vier und fünf Menschenalter nur in der Ewigkeit der Steppenstille, das erfordert Gleichmaß.

Über ihre Dorfgrenzen kamen nur die wenigsten Bauern für lange Dauer hinaus, die meisten Frauen gar hatten

kaum das benachbarte Russendorf gesehen, wenn sie starben. Russisch sprachen nur wenige. Es war auch nicht Sitte, weit über Land zu heiraten. Die Inzucht bedrohte die Volksgesundheit.

Auf den Festen wurden immer noch altdeutsche Tänze gespielt und getanzt, meist noch von den Ahnen aus Süddeutschland mitgebrachte. „Ein Langsamer", das war der rechte Kolonistentanz, ein Ländler, ein Schleifer, eine einzige melodische Würde. Die alten Tänze gingen auch auf die Jugend über, ausgenommen die Stadtschüler.

Die Stadtschüler und -schülerinnen brachten die russischen Tänze in die Dörfer, eine Lesghinka, eine Kitajanotschka, die Kamarinskaja, einen Kasatschok, die Wengerka — alles fremde Nationaltänze. Die Lesghinka, zu deutsch „die Lesghierin", war ein graziöser, aber feuriger Tanz. Niedlich im Schritt, fein im Tempo war die Kitajanotschka, die „kleine Chinesin". Hart und breit und laut und kreuzfidel wurde der russische Mushikentanz, die Kamarinskaja, „hingestellt". Der Kasatschok, „der kleine Kosake", erforderte ungemein viel feste Gelenkigkeit und einen harten Tritt auf den Hacken im halben Sitzen wie im aufrechten Stehen. Leidenschaftlich in ihrer Eleganz die Wengerka, „die kleine Ungarin". So holte sich die Jugend ihre eigene Welt in die stillen Kolonien, und war der „Rheinländer" verklungen, dann hob „die kleine Chinesin" an, auf den „Langsamen" folgte der Kasatschok. Und so gut auch ein altes Paar den „Siewete Sprung", den Siebenten Sprung, tanzte, ein junges machte es mit der „Lesghierin" noch besser.

Die Wolgakolonisten tragen eine tiefe Musikalität in sich, nur ist sie nicht durchgebildet. Und so konnte es in der ersten Revolutionszeit sehr wohl geschehen, daß die kolonistische Gemächlichkeit und altvorderische Würde oftmals ganz hinter der russischen Ausgelassenheit oder der jung-

kolonistischen Fröhlichkeit zurückblieb. Bis dann unter den Bolschewiki Militärkapellen zum Totentanz aufspielten. Von den eigentlichen kolonistischen Tanzliedern blieben nur die lebhafteren übrig — oder wenn einer einmal etwas anderes „mit dem Maul trudele" wollte, so erinnerte er sich an das alte dumme Straßenlied:

Hei dei dolge, fahren wir über die Wolge,
Bei meine Schwester Annmarie!

Hätten nicht die wolgadeutschen Kriegsgefangenen unzählige unserer Volkslieder nach Deutschland mitgenommen, wo ein Musikprofessor sie aufzeichnete und mit anderen Kolonistenliedern aus Rußland veröffentlichte, es wären auch unsere Volkslieder abhanden gekommen.

Die Fröhlichkeit wurde jetzt vom Spott verdrängt. Ein Spottlachen, ein Spottgelächter erfüllte alle Theatersäle weit und breit in den Kolonien, als da 1919 ein Lehrer auf der Wiesenseite ein humoristisches Volksstück schrieb und über die Bretter gehen ließ. „Lusche Bambelholz" (Karluscha Bambelholz) hieß es. Schon dieser Name! Bambelholz, das ist ein Holzklotz, der hin und her baumelt. So ein „Mann" war der Lusche. Er wußte nicht, was er will. Es ist bezeichnend, daß unser allererstes Theaterstück gerade einen hin und her schwankenden Menschen zur Hauptfigur hatte und ihn gründlich verspottete! Und ebenso bezeichnend ist, daß gerade dieser Bambelholz das fundamentale Spottgelächter der Bauern und aller, die ihn sahen, hervorrief!

Das Stück verzichtete auf theatralische Kunstgriffe. Aber es stellte die Komik und den Ernst einander vortrefflich gegenüber. Sie spielten sich gegenseitig geradezu aus. Und von der ersten bis zur letzten Szene — einige Akte hindurch — sprühte der Volkshumor nur so. Dabei ging es um eine für politische Köpfe höchst simple Sache: Die „Weibsleut" sollten zum erstenmal in den Dorfsowjet gewählt werden, Lusche Bambelholz aber widersetzte sich dem aufgebracht, fuhrwerkt im Dorf hin und her. Die Frauen dringen durch. Bambelholz ist der Verlachte.

Die Zugkraft des Stückes war, daß hier unsere Bauern Bilder aus ihrem eigenen Leben zum erstenmal und gleich auch in ihrer mundartlichen Umgangssprache vorgeführt sahen, so, „wie's einem ins Maul kommt". Ohne hochdeutschen Zierat und ohne russisches Getue und Klugreden. Reinweg kolonistisch. Und Wort für Wort so, wie sich der Kampf für und gegen die Gleichberechtigung der „Weibsleut" mit den „Mannsleut" tagtäglich im Kolonistendorf neuerdings abspielte. Hier nun wurde dieser Kampf verlacht. Bambelholz tat das Seine mit aller komischen Inbrunst, er geriet ganz außer sich, um die Frauen in die Wohnstuben und in die Viehställe zurückzutreiben. Die Zuschauer lachten ihm aus vollem Herzen Beifall zu. Denn daß die Weibsleut' „nix tauge für die Bolidik", daß sie gar kein Recht hatten, aufzumucksen oder gar sich in die Bolschewiggeregierung einzudrängeln, nur, um über die Männer regieren zu können, nur, um im Dorf kommandieren zu können, das war für die Bauern ja von vornherein ausgemacht. Und Bambelholz, der kein Russisch sprach, aber doch vor den Weibsleut nicht als ganz ungebildeter Mann erscheinen wollte, verhedderte sich in einem russischen Kauderwelsch — zum Schießen war das! Wollte er Landsmann sagen, sagte er Erdbeere. Und je toller sich

die Weiber auf der Bühne gebärdeten, desto lauter und herzhafter lachten die Bauern und Arbeiter. Und erst recht lachten sie zum Schluß den Bambelholz aus, als der klein beigab und sich schließlich sogar von der „Wohltat des Sowjetwahlrechtes der Frauen" überzeugen ließ. Ein Konterrevolutionär war zum Sowjetanhänger geworden. „Ach, du liewe Zeit, du liewe Zeit!" höhnten die Bauern lachend.

Und noch eines: Das Stück ging nicht nur die Weibsleut und Mannsleut auf den Bauernhöfen an. Schon in den ersten Tagen der Revolution, noch unter Kerenski, waren Frauenbataillone entstanden, die mit Maschinengewehren freiwillig in den Krieg gegen Deutschland zogen. Dann kamen russische Bolschewikinnen auch in die Kolonien. Derbe Frauen — und auch zarte, alle aber streitbaren Geistes, voller Politik. Sie vermieden es, den Kolonisten allzu nahe zu kommen. Sie begleiteten nur die Männer der Partei und Tscheka, ohne ihre Ehefrauen zu sein. Aber ihre Manieren und ihre Kleidung wurden von manchen jugendlichen Kolonistinnen übernommen, nicht von den elterlich behüteten, aber auch nicht von den verwahrlosten, jedoch von Mädchen und Frauen, die aus der Dorfenge in die Stadt, aus dem Kuhstall oder aus der Webstube hinaussuchten in ein freies Leben. Die Soldaterei hatte es ihnen angetan. Und so zogen sie Lederjacken an und setzten sich Soldatenmützen auf, schnitten ihr Haar kurz und trugen neue Lederschuhe mit Schaften aus Khakistoff bis hinauf zu den Knien, vorne zugeschnürt, elegant, schmissig, männlich. Und nur noch ihr herziges, unbekümmertes, kindliches Fröhlichsein, ihr frauliches Frohlocken, stand ihnen zu Gesicht — sonst hätten die Leute sie aus dem Dorf gejagt. Auch diesen, oft recht hübschen, sympathischen, wenn auch verhaspelten Mädchen galt jetzt das Hohnlachen der Bauern.

Denn solcher Mädchen gab es um Lusche Bambelholz auch etliche.

Ein unbändiges Hinweglachen all des Wermutgeschmackes am Bolschewismus war das, wenn auch nur wenige Stunden lang. Denn der Kolonist hat einen sechsten Sinn, den Sinn für die Lächerlichkeit des hilflosen Baumelns zwischen Deutschsein und Russischtun. Bambelholzens und der Weiber Theaterei aber war — gewollt oder ungewollt — eine Lebenskomödie gerade dieser Art. Deutsch geredet und russisch getan, so einer war der Bambelholz!

Selbst vor den Höchsten dieser Erde hatte das Spottgelächter keine Scheu. Witze wurden nacherzählt, und bezeichnenderweise mit Vorliebe gerade solche, in denen irgendeiner nicht rechts und nicht links wußte, somit „bambelte".

Zum Zaren kam die Zarin und redete auf ihn ein, mit Deutschland Sonderfrieden zu schließen.

„Du hast ganz recht", stimmte ihr der Zar zu.

Dann kam der Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch und riet dringend zu einem neuen Vormarsch auf Berlin, mit Deutschland dürfe kein Sonderfrieden gemacht werden.

„Du hast ganz recht", stimmte auch ihm der Zar zu. —

Solchen Witzen folgten antibolschewikische.

Bim und Bom, zwei volkstümliche russische Zirkusnarren, begegnen sich in Saratow.

„Ich habe mir ein Bild von Trotzki gekauft", prahlt Bim.

„Und ich eins von Lenin", prahlt Bom.

„Und was hast du mit Lenin gemacht?" fragt Bim.

„Aufgehängt, an Wand aufgehängt", sagt Bom.

„Und ich habe Trotzki an Wand gestellt", sagt Bim.

Jedoch die Kolonisten erfanden auch selbst „witzige Verzählcher".

Auf die Protestantischen waren die Katholischen nicht gut zu sprechen, auch nicht auf die rechtgläubigen Russen. Und Kaiser Wilhelm war ein Protestant und Zar Nikolai ein Rechtgläubiger. Als dann „beide gesterzet" waren, brachten die Katholischen in Mariental diese Geschichte auf:

Unserem lieben Herrgott war der Krieg zwischen Deutschland und Rußland von allem Anfang an ein Verdruß. Und als er ihm gar zu lange währte, entschloß er sich, Frieden zu stiften.

Zuerst gab er dem Erzengel Michael den Auftrag, denn der hatte die besten Flügel, um schnell zur Erde zu gelangen. Aber bei Wilna, zwischen den Fronten, begegnete der Engel einem Schwarm deutscher Luftschiffe. Sie schwirrten hin und her, und aus ihren Kanonen knatterte es einmal nach unten, einmal nach oben, und sie flogen viel schneller als Michael, so daß er nicht landen konnte. Deshalb flog er zurück.

„Schon da?" fragte ihn der Herrgott.

„Tja", erzählte Michael, „die Deutschländer haben die ganze Luft eingenommen. Ich mochte sie aber nicht stören, denn die ganze Welt haben sie gegen sich. Nur nicht dreinfahren, dann siegen die Deutschländer bestimmt. Man soll ihre Kriegspläne nicht durchkreuzen."

„Hm, dann wird Petrus hinunter müssen", überlegte unser Herr.

Auch Petrus flog hernieder. Es gelang ihm auch, Boden zu erreichen. Aber das war im Gouvernement Shitomir, wo die vielen Juden leben. Kaum hatten die ihn erblickt, erhoben sie ein Geschrei:

„G—walt! G—walt!"

Denn Petrus hatte einmal einem Juden, um Jesu Leben zu beschützen, ein Ohr mit dem Schwert abgehauen. Des-

halb jagten die Juden jetzt hinter ihm her, aber der schwang sich empor und kam unversehrt in den Himmel.

Darauf beschloß der Herrgott, seinen einzigen Sohn hinunterzuschicken.

„Jesus, mein Sohn, opfere dich noch einmal!“ sprach Gott.

Und Jesus fügte sich in Sanftmut.

Er flog hinunter und kam an der Wolga an. Das war im Sommer 1915, als die Wolgakolonisten ihre einzigen Söhne in den Krieg abgeben mußten.

Im Gouvernement Saratow kam Jesus an. Dort erblickte ihn der Woinskij Natschalnik, der Militärchef, der russische.

„Ha! Da ist ja noch ein Einziger!“ rief der Natschalnik aus, „her mit ihm in die Armee!“

Jesus aber entschwebte gen Himmel.

Da rüstete unser Herrgott selbst sich zornig zum Flug auf die Erde.

Um sechs Uhr in der Frühe erhob er sich vom Thron.

Da aber fielen ihm der Kaiser und der Zar ein.

„Wenn ich den Himmel verlasse“, sprach er zu sich, „dann erobert ihn der Kaiser Wilhelm oder der Zar Nikolai.“

Damit setzte sich Gott wieder auf den Thron.

Die göttliche Friedensstiftung unterblieb.

Der russische Wolgakönig

Die kleinen, heftigen Geplänkel mit dem hochgelahrten Parteisekretär Wendt und seine Vorbereitung eines „Volksunwillens“ gegen mich „weißen Kragen“ hätten mit der Zeit sehr wohl zu einer öffentlichen bolschewikisch-konterrevolutionären Auseinandersetzung führen können, wäre mir nicht ein tragikomischer „bourgeoiser Skandal“ passiert. Er beschleunigte den großen Zusammenstoß, jedoch auf einer anderen Ebene. Wendt und die Seinen legten sich mächtig ins Zeug, um schnell wenigstens diese Konterrevolution aufzubauschen, blieben dann aber doch im Hintertreffen. Für mich entstand daraus allerdings ein noch schärferer politischer Gewissenskonflikt, nun schon mit entscheidendem Verlauf.

In unserer russischen Theatertruppe befand sich eine hervorragend schöne Kaukasierin, Tochter eines nicht unbekannten Zarengenerals, die Gorskaja, ein von allen begehrtes junges, leidenschaftliches Weib, eine der fähigsten und volkstümlichsten Schauspielerinnen der Wolgaprovinzen. Für sie veranstalteten wir einmal einen glanzvollen Benefiz-Abend. Sie spielte ihre bezauberndste heldische Rolle. Ganz Balzer war da — und hingerissen, Bolschewiki, Bourgeoisie, Intelligenzija, Bauern und Arbeiter. Nach Schluß der Vorstellung lud ich die — übrigens für jedermann unnahbare, nur in ihren Mann, einen ebenfalls sehr volkstümlichen Schauspieler, verliebte — Tscherkessin und mehrere ihrer Kollegen und Kolleginnen zu einer kleinen Nachfeier ein. Vorsichtshalber tat ich das nicht ohne Be-

fragung eines im persönlichen Umgang großzügigen Autonomiebolschewiken; er wies uns sogar eine zu seiner dienstlichen Verfügung gestellte Räumlichkeit zu. Ein kleines Orchester spielte zum Tanz auf, spielte auch russische Volkslieder und Zigeunerromanzen, schluchzende, jauchzende, jammernde und rasende. Sogar ein Trinkspruch wurde auf die große Verehrte ausgebracht. Ja, einer der Anwesenden trug sogar einen Smoking. Aber ich dachte mir rein gar nichts von Politik dabei. Und im Trubel tat ich noch ein übriges: Bei einem kaukasischen Solotanz hatte die Gorskaja ihren linken Schuh verloren, den suchte ich und — steckte ihn ihr wieder auf den Fuß. Das Fest dauerte bis in die Mitternacht. Dann zogen wir heim, jeder in seine Bleibe, ohne Lärm. Und nichts war gewesen.

Jedoch auf dem Fest war Schnaps getrunken worden. Auf die Herstellung und den Verbrauch von Schnaps stand aber noch, weil Kriegszustand herrschte, schwere Strafe bis zur Hinrichtung. Dennoch gab es ihn in Unmengen. „Samogon" hieß der Trank, „Selbstgejagter", selbstgebrannter Schnaps. Namentlich die Mushiken verstanden sich auf diese heimliche Brennerei. Das Zeug stank und schmeckte wie Brennspiritus aus dem Mülleimer. Aber es stand ungemein hoch im Preis. Den Samogon tranken alle, die jemals getrunken hatten, vor allem die Bolschewiki selbst, die Frauen nicht ausgenommen. Es war sonst nichts da an Alkohol, nirgends. Erwischen lassen freilich durfte man sich nicht beim Samogon. Aber an jenem Abend drückten selbst die Roten ein Auge zu, denn nicht ohne Hinterlist hatten wir etliche von ihnen schon am Theaterbüfett mit Samogon bewirtet, in aller Heimlichkeit zwar, aber doch in ausreichender Menge. Es gab nur eine einzige Internationale, die Samogon-Internationale.

Schließlich aber wäre auch die Nachfeier mit Samogon

und Zigeunerweisen unbemerkt geblieben. Jedoch in unserer Mitte befand sich, ungekannt, ein Tschekaspitzel, ein russischer Musikus, Trompetenbläser, unschuldig dreinschauend. Nur war auch er in die Tscherkessin verschossen. Die aber mag ihn zu wenig beachtet haben, und alle seine Eifersucht entlud sich gegen mich. Er zeigte mich der Tscheka als den eigentlichen Urheber des „Gelages von Konterrevolutionären" an, vergaß auch nicht, den Genossen Wendt zu unterrichten.

Wendt kam das wie gerufen. Da ich nicht zur Partei gehörte, er den Löbsack darum unmittelbar nicht fassen konnte, setzte er den Chef der Kreisregierung gegen mich an. Dem unterstand ich. Die Sache wurde damit auf ein amtliches Vergehen zugestutzt. Aussicht: Todesstrafe. Wendt feixte.

Der Regierungschef beorderte mich in sein Arbeitskabinett. Ich ging nicht hin. Nach kurzer Zeit betrat er meinen Arbeitsraum. Er war einer unserer ältesten Volksmänner, jetzt Bolschewik, jedoch einer von den menschlicheren, ein Mann mit grauem Haar, nachsichtig, freundlich. Unsere Bauern hatten ihn noch von früher her lieb. Was er sagte, galt ihnen jetzt in der Politik nicht weniger als das, was er in Ackerbaudingen sagte; er war Agronom. Früher Kolonistendolmetsch gegenüber den Zarenbehörden gewesen, vermittelte er auch jetzt zwischen Bauerninteressen und Parteidiktatur. Auf den Schultern gerade solcher angesehener Volksmänner schlich die Partei sich in die Kolonistenherzen ein.

Mit Dawyd Dawydowitsch, wie er nur genannt wurde, standen wir parteilose Intelligenzija auf gutem Fuß. Er behandelte uns Jungen mit väterlichem Wohlwollen. Um so peinlicher war mir nun dies politische Gespräch mit ihm. Ich faßte mich; es ging um meinen Kopf.

„Sie haben das Ansehen der Sowjetmacht schwer geschädigt", sagte Dawyd Dawydowitsch ernst, „ich muß Sie bitten, Ihr Amt sofort niederzulegen."

In höchster Verlegenheit schwieg ich zunächst. Trete ich von dem Amt zurück, ist das ein Schuldbekenntnis, ich verliere die „Immunität" eines vom Volk Gewählten, werde vogelfrei, Wendt triumphiert; so schoß es mir durch den Kopf.

„Dawyd Dawydowitsch", antwortete ich dann in geziemender Achtung, aber entschlossen, „ich habe die Regierung weniger geschädigt, als Ihre Parteifreunde es tun. Machen wir es kurz: Sie wissen, daß ich von vielen Affären der Bolschewiki Kenntnis habe, die schwerer wiegen als meine. Somit: ich gebe mein Amt nur an einen Bauernkongreß zurück, der mich gewählt hat. Diesem Kongreß werde ich Rechenschaft ablegen — aus reinem Herzen und ganz der Wahrheit gemäß. Daß dann auch die bolschewikischen Affären zur Sprache kommen, müssen Sie mir der Gerechtigkeit halber schon gestatten. Zu einem politischen Skandal braucht es aber erst nicht zu kommen. Ich erschieße mich vor dem Kongreß, sobald ich die Wahrheit gesagt habe, dann braucht die Tscheka mich nicht zu erschießen, dann sind alle zufrieden, und die Kolonisten haben klaren Bescheid über die Bolschewiki bekommen."

Hierbei zog ich meinen Browning aus der Tasche, um Dawyd Dawydowitsch im Vertrauen zu zeigen, daß es mein Ernst ist.

Das war überschlau gehandelt.

Ein peinlich mitleidiges Lächeln war die Antwort des alten Volksmannes. Er ging ohne Gruß hinaus.

Nach einer halben Stunde beschlagnahmten zwei Tschekisten meinen Revolver. Höflich. Ohne ein übriges Wort.

Mehrere Tage herrschte unheimliche Stille.

Darauf kündigte ein Telegramm aus Katharinenstadt das Eintreffen Schauflers an, der damals schon zum Gebietschef der Tscheka aufgestiegen war und zugleich die Ämter des Gebietskriegskommissars und des Arbeitskommissars inne hatte; unser erster Diktator. Schaufler verfügte die Einberufung zwar nicht des von mir gewünschten außerordentlichen Sowjetkongresses im Bezirk Balzer, jedoch eines Stadtmeetings in das Volkshaus. Wendt hatte Schaufler Meldung gemacht.

Im Volkshaus war Schaufler mein Hauptankläger.

Das Publikum bestand mehr aus Neugierigen aller Klassen, als aus politischen Freunden oder Feinden. Nur Wendt und der österreichische Kriegsgefangene und einige ihrer Anhänger hielten sich zum Kampf bereit.

Schaufler eröffnete das Meeting mit dem kurzen Hinweis, es sei ja bekannt, daß von Zeit zu Zeit öffentliche Arbeitsberichte der Regierung erstattet werden. Heute stehe die Volksbildung auf der Tagesordnung.

Ein Wink an mich, den Bericht zu beginnen.

Ich stutzte über Schauflers Wortkargheit; ein Donnerwetter hatten alle erwartet.

Dann legte ich gelassen dar, was alles die Volksbildungsabteilung bisher geschafft hat. Eine Rechtfertigung war nicht vonnöten, die Dinge liefen ordnungsgemäß — nach meinem Verstehen. Die Schulen hatten Brennzeugs genug bekommen, auch Schreibhefte, Bücher, Bleistifte, Tinte — soweit sie noch erhältlich gewesen waren. Die Dorfjugend sang in Chören Volkslieder, noch ungeordnet, ein Anfang aber war da. In den Kindergärten gab es schon etwas Essen für die ärmeren Buben und Mädchen. Das Theater in Balzer und die Konzerte wurden gut besucht. Unser Blasorchester war um mehrere Mann verstärkt worden. Die Geldsachen der Abteilung waren geprüft und für

richtig befunden worden. Was konnte da noch viel berichtet werden? Von der Schulpolitik und von den Plänkeleien mit Wendt schwieg ich. Das hätte Feuer gegeben. Ich wollte aber abwarten, was denn nun kommt.

Ich setzte mich wieder und wartete auf die vernichtende Kritik. Wendt und die Seinen murmelten schon. Sie standen weitab von der Bühne.

Schaufler blickte mich scharf an. Wo bleiben die Enthüllungen?

Den Browning hatte man mir jedoch abgenommen. Nun war ich entschlossen, Fraktur erst dann zu reden, wenn man mir tödlich in die Flanke fahren würde. Die Herausforderung solle nur Schaufler besorgen oder die Wendt-Gruppe, beherrschte ich mich. Man würde ja sehen.

Hierauf erhob Schaufler sich und begann die große Anklage. Das Blasorchester, früher schon 20 Mann stark, zähle jetzt erst 25, das sei eine sehr, sehr schwere Unterlassung, sagte er. Und setzte sich.

Die Opposition schien sich nun gegen Schaufler richten zu wollen. Die Wendt-Männer rumorten. Alle Welt wußte, daß das Blasorchester Schauflers Lieblingssorge gewesen war. Jetzt geht es aber doch um ganz andere Dinge!

Ich neigte mich zu Schaufler hinüber und fragte verwundert leise:

„Mehr nicht, Andrej Andrejewitsch?"

Schaufler erwiderte höhnisch ebenso leise:

„Sagen Sie Ihr Schlußwort! Halten Sie sich an das Blasorchester!"

Was das heißen sollte, begriff ich nicht.

Die Wendt-Opposition fauchte.

Ich wollte nun das Schlußwort sagen, aber die Wendtlinge gerieten in helle Wut, verließen die Plätze, kamen nach vorne.

Da stand Schaufler auf und bestimmte:

„Das Meeting ist geschlossen!"

Das Publikum verlief sich.

Ohne Entscheidung zu hören.

Mehrere Tage vergingen.

Schaufler fuhr nach Katharinenstadt zurück.

Es war klar: er hat mit mir etwas anderes vor als Wendt.

Eines Tages traf aus Katharinenstadt ein russisches Telegramm an mich ein, über das Kriegskommissariat geleitet, mit Durchschlägen an die Kreisregierung, die Tscheka und Partei; Inhalt:

„In Abänderung Ihrer zeitweiligen Befreiung vom Militärdienst befehle ich Ihnen, den zivilen Dienst niederzulegen und sich in drei Tagen bei mir zu stellen. Schaufler, Gebietskriegskommissar."

Wenigstens eine erste Entscheidung war gefallen. Ich packte den verhängnisvollen Smoking wieder zu den anderen Sachen und schickte alles nach Frank an Onkel Johannes. Die Kulturarbeit ist zu Ende, ahnte ich, der rote Kriegsdienst beginnt. Diesmal im Ernst. Wohlan!

Wendt hatte nichts Eiligeres zu tun, als das anzuordnen, wonach ihn schon lange verlangt hatte. Auf den Vergnügungsfesten durfte hinfort keine Bourgeoistochter mehr die Aufforderung eines Partei- oder Tschekamannes oder gar eines Rotarmisten zum Tanz abschlagen, einerlei, ob er ihr sympathisch ist oder nicht, ob er ein guter Tänzer ist oder nicht. Lehnte sie dennoch ab, drohte ihr Bestrafung. Mit seiner Verfügung gedachte Wendt, der den Klassenhaß von Berufs wegen schürte, den Klassenhaß zu überwinden. Ein kleiner Dorfrevoluzzer rächte sich an den Nachbarn. Das war ihm ein Labsal.

Über Saratow nach Katharinenstadt fahren, glich damals schon einer Reise über ein Ausland. In der altehrwürdigen Kolonistenstadt war die Njemezkaja, die Deutsche Straße, die Hauptstraße, in Leninskaja umbenannt worden. Die wolgadeutschen Geschäftsläden waren schon lange geschlossen. Die großartigen Mühlen der Schmidt und Reinecke wurden von Russensowjets verwaltet; sie hatten aber nichts zu tun oder waren kaputt. Das wolgadeutsche Bürgertum war entweder davongezogen, oder es wurde, wie auch das russische, unterdrückt. Das deutsche Konsulat bestand schon seit fast zwei Jahren nicht mehr. Feindseligkeit gegen die Njemzy glimmerte in Rot.

Bei Schilling fuhr ich quer über die Wolga, um Saratow zu umgehen, dann zu Wagen hinauf nach Katharinenstadt durch deutsche und russische Dörfer.

Katharinenstadt liegt unmittelbar an der Wolga. Hier halten auch die allergrößten Schiffe an. Es ist eine unserer größten und reichsten Kolonien gewesen. Viele hohe, schwere Getreidespeicher stehen am Ufer. Alle Kolonien der nördlichen Wiesenseite bringen ihren Weizen hierher zur Verschiffung. Noch bis vor drei Jahren hatten die Schmidt-Mühlen und die Katharinenstädter Getreideambare den Weizenpreis die Wolga hinauf und hinunter bestimmt. Jetzt waren die Speicher leer.

Nächst Balzer war Katharinenstadt unser größter Industrieort. Die Arbeiterschaft, anders als die besonnenere in Balzer, gehörte meist zu den radikalen Revolutionären. Mehr noch als alle anderen Kolonien hatte Katharinenstadt gelernte Arbeiter an die russischen Städte fern und nah abgegeben. Viele waren zurückgekehrt und bildeten jetzt den Stoßtrupp der Partei und Tscheka. Die Leute in und um Katharinenstadt sind härter gesotten als alle anderen Kolonisten. Die Landschaft ist hier unwirtlicher. Sie stellt

an die Menschenkraft größere Anforderungen. Seit alters hatten alle Wiesenseiter mehr als die Bergseiter mit den Nomaden zu kämpfen gehabt. Nur wenig Beschaulichkeit hatte hier unsere Volksgeschichte hervorbringen können. Gar manches Dorf ist schon bald nach der Gründung von Kirgisen zerstört worden. Das Siedlervolk aber ist tapfer auf dem Platz seßhaft geblieben, es ist nur härter geworden, fanatischer. Der Katholizismus herrscht vor.

In Katharinenstadt residierte jetzt die wolgadeutsche Sowjetregierung. Auch das Hauptkomitee der Partei und Tscheka befanden sich hier. Sie hatten die vornehmsten und größten Häuser besetzt. Das Kriegskommissariat lag in der Nähe der Schiffshaltestelle, die Zentralregierung war in der Mitte der Kolonie, am Marktplatz, in einem zweistöckigen Haus, einem früheren Warenhaus, untergebracht. Die Partei hatte sich ein Haus im oberen Dorf ausgesucht. Die Tscheka lag neben einer Kirche, nicht weit vom Friedhof und — von einem Schuttplatz; der Bequemlichkeit halber vielleicht.

Im Kriegskommissariat brauchte ich nicht zu warten. Schaufler ließ mich gleich vor.

In frischer Soldatenhaltung meldete ich mich zur Stelle; bangig das Herz.

Schaufler winkte meinen Gruß ab, als wolle er bedeuten: wird nicht gar so schlimm werden. Aber er blieb sitzen, zog die Augenbrauen hoch, sah mich gespannt an, biß sich, wie immer, leicht auf die Lippen, manchmal die Schnurbartspitze kauend. Dann zeigte er auf einen Stuhl dicht neben seinem Ledersessel, dem Schlafsessel unruhiger Kriegsnächte. Ich setzte mich.

Schaufler machte nicht viel Worte. Er sagte zuerst, pfiffig zwinkernd, meine Balzerer Samogon-Akten lägen noch unbearbeitet in der Tscheka, er sei noch nicht dazu ge-

kommen, sie abschließend durchzusehen. Ich verstand den hinterlistigen Wink.

Dann fuhr Schaufler fort:

„Redakteur sind Sie von Beruf? Gut. Ich brauche eine Soldatenzeitschrift für die wolgadeutschen Sowjettruppen. Wollen Sie mir eine solche Zeitschrift einrichten und redigieren?“

Sein Blick schnitt schon.

Ich erwiderte:

„Andrej Andrejewitsch, Sie wissen, daß ich nicht zur Partei gehöre. Wie kann ich eine bolschewikische Zeitschrift redigieren? Einrichten kann ich sie, wenn kein anderer da ist, ich kann auch mitarbeiten. Aber findet sich denn wirklich kein anderer? Vielleicht ein Kriegsgefangener? Oder vielleicht der jüdische Österreicher in Balzer?“

„Ich habe Ihnen ja deutlich gesagt“, warf Schaufler ein, „es handelt sich um eine wolgakolonistische Zeitschrift“, und zuckte unwillig mit den Schultern.

„Aber eine Parteizeitschrift doch“, hielt ich entgegen.

Schaufler richtete sich im Sessel hoch.

„Nein, eine Armeezeitschrift!“ beharrte er. „Eine gutkolonistische Soldatenzeitschrift soll es sein, vor allem zur kulturellen Erziehung. Wir können doch unseren Bauernjungen keine russischen Sprachkenntnisse über Nacht beibringen, außerdem haben wir unsere eigenen, unsere Kolonieangelegenheiten. Mit unseren Rotarmisten soll auf Kolonistisch gesprochen werden. Begreifen Sie das, Löbsack?“

Ich begriff schon. Aber die Politik! Ich zauderte mit einer Antwort. Doch schon kochte es in ihm.

„Sie können sich nichts Besseres wählen“, mahnte er, „ich stelle Ihnen alles zur Verfügung, was erforderlich ist. Auch Ihre Mitarbeiter dürfen Sie sich ganz nach Gutdünken wählen. Ihre Stellung wird insofern eine freie

sein, als sie eine Armeestellung sein wird und Sie selbst nur mir als Kriegskommissar verantwortlich sein werden. Entscheiden Sie sich!“

Furcht schnürte mir den Atem fast ab. Die vermaledeiten Akten fielen mir ein. Soll ich Nein! sagen? Unmöglich. Die Tscheka! Sage ich aber Ja, bin ich in der Falle der Parteipolitik, mitten drin, und die ist nicht besser. Mehr konnte ich aber nicht denken. Schaufler schrie, mein Schwanken bemerkend:

„Sonst marsch an die Front!“

So Kopf ab und so Kopf ab!

„Gut“, stimmte ich zu, „Sie sind der Kriegskommissar, ich bin der Soldat. Ich befolge Ihren Befehl!“

Damit stand ich auf, um zu gehen. Ich schlug die Hacken zusammen, hob die Hand an die Mütze und wandte mich zur Tür.

„Zeitschrift oder Front?“ fragte Schaufler zischend.

„Zeitschrift“, erwiderte ich.

Damit war das Gespräch beendet.

Das Kriegskommissariat hatte auf der Wolga ein kleines Motorboot zu fahren. „Unser Kriegsschiff“ hieß es scherzweise.

„Das Boot holt Sie mit den Sachen drunten in Solotoje ab“, bestimmte Schaufler, wieder völlig kühl.

Noch während dieser Unterredung war mir der Name Tschagin eingefallen. Tschagin war dem wolgadeutschen Gebietsparteikomitee als Sonderbeauftragter Moskaus beigegeben worden, über die Saratower Russenpartei her, möglicherweise in Ablösung Reuters. Selbst ein Stock-

russe, hellblond, schlank, mittelgroß, Sommersprossen im Gesicht, blaue Augen, sehr wendig, etwa 27 Jahre alt, Sohn wahrscheinlich eines Postbeamten aus der tiefsten Steppe, gute Allgemeinbildung, nicht so grob im Umgang wie die meisten damaligen Weltumstürzler, aber sehr selbstbewußt und doktrinär, offenkundig „alter Bolschewik".

In jenem Augenblick hatte ich Tschagin noch nicht gesehen. Auch viel gehört hatte man von ihm in Balzer nicht. Nur, daß mit ihm auch der administrative Prestigekampf zwischen russischen und wolgadeutschen Sowjetleuten nach Katharinenstadt verpflanzt worden war, mußte man allgemein. Sozusagen ein Kontrolleur Moskaus und Saratows über den wolgadeutschen Sowjetseparatismus, ein Instrukteur für die wolgadeutschen Autonomisten. Das war Tschagin.

Während meiner Arbeit in Katharinenstadt dann beobachtete ich, daß zwischen ihm und Schaufler ein überaus gespanntes Verhältnis besteht. Auf den Parteisitzungen schien es manchmal fulminante Zusammenstöße zwischen den beiden gegeben zu haben, außerhalb des Komitees jedenfalls schnitten sie sich demonstrativ. Tschagin hatte nicht viel Freunde, aber er spielte seine Instrukteurrolle sehr energisch. Schaufler dagegen hatte die Arbeiterschaft hinter sich — er war selbst ein Katharinenstädter —; das Militär — er war sozusagen unser erster General — und auch die zivilen Sowjetleute hielten zu ihm, sofern die Autonomie in ihm ihren schärfsten Kopf und Charakter hatte. Tschagin jedoch hatte das Amtsblatt der wolgadeutschen Partei und Zentralregierung, des Präsidiums, die „Nachrichten", in der Gewalt. Er zeichnete als verantwortlicher Redakteur, machte ausgesprochen internationalistische, das heißt hier pro-russische, pro-saratowsche, Politik, sehr schematisch, aber sturköpfig. Verheiratet war er dazu mit der Tochter

eines Katharinenstädter Schulmeisters, Kuhfeld, der zusammen mit seinem Sohn das verdolmetschte, was Tschagin, Schwiegersohn und Schwager, ausbrütete. Tschagin sprach kein Wort deutsch.

Tschagin nun fiel mir während der Meldung bei Schaufler ein. Sollte etwa die neue Zeitschrift ein Kampforgan oder auch nur ein Gegengewicht gegen des Russen Zeitungs- und Regierungsvorherrschaft sein? Hatte gar die „wolgadeutsche Sowjetarmee" bestimmte Kampfpläne auch nichtschriftlicher Art gegen Tschagin im Sinn?

Als Parteiloser konnte man so tief in die Beweggründe und Verschachtelungen, Gegensätze und Absichten nicht hineinschauen. Nur eins war sicher: Schaufler und Tschagin sind Feinde, und der Prestigekampf mit den Russenbolschewiki dauert unvermindert an.

In Balzer überredete ich einen Schulmeisterssohn, eine junge Baltin und einen deutschen Wolhynier, Naturforscher von Beruf, mit mir überzusiedeln. Wir fuhren nach Solotoje. „Unser Kriegsschiff" lag zur verabredeten Stunde im Hafen.

Der Schulmeisterssohn, von Beruf Volksschullehrer, hatte noch 1917 eine wolgadeutsche Volkshymne gedichtet und komponiert, unsere erste überhaupt, wie ja in jenen sieben Jahren Krieg und Revolution so vieles zum erstenmal in unserer Geschichte geschah.

So muß im Gedächtnis behalten werden, daß zum erstenmal auch Zeichnungen von wolgadeutschen Bauernköpfen entstanden sind. Ein deutscher Kriegsgefangener, Walter Boje, war unser „erster Zeichner". Seine Bilder und

kleinen Gedichte haben später wirksam mitgeholfen an der Werbung in Deutschland und Amerika für die Unterstützung der hungernden Wolgasiedler 1922/23. Und ich möchte sagen, daß die Erinnerung auch an die meisten anderen deutschen Kriegsgefangenen bei unseren Bauern etwas gilt. So mancher hat ein ihnen unbekanntes Liedlein oder Verslein aus Deutschland hinterlassen, andere haben sich durch große Fertigkeit im Handwerk hervorgetan, wiederum andere waren auch bei der Feldarbeit gute Helfer, und unser Kolonist wertet den Menschen vor allem nach seinem Fleiß und seiner Genauigkeit. Wir haben auch nicht wenige Tschechen kennengelernt, die dann in ihre geheimnisvolle Legion verschwanden, ohne Abschied, nicht immer mit reiner Hand. Schon im Vergleich zu ihnen stachen die Deutschländer gut hervor. Und war unter ihnen gar einer, der verschiedene Mundarten redete, etwa das Sächsische, Bayerische, Berlinerische und schließlich vielleicht noch das Hessische und Pfälzische, war dann dieser Alleskönner noch ein Komiker von Natur, du meine Zeit, die Augen unserer Bauern hätte ein Fremder da sehen sollen! Die Herrlichkeit der inneren Heimatschau leuchtete darin! Ein tiefer See erhielt kristallene Klarheit. Freilich, ihrer sind auch nicht wenige, die bittere Enttäuschung zurückließen, ja, ein unsagbares, nie verheilendes Gefühl der Kränkung. Das waren die Bolschewiki unter den Gefangenen, die Leninfreunde, die Nicht-mehr-Deutschländer. Erbitterung, Verachtung, das war der Rest.

Unsere Volkshymne somit, sie war in Wort und Musik ein heißer und stürmischer Schwur auf eine freie Steppenheimat, ein Steppenreich, ein wolgadeutsches Reich, auf eine heimatliche Selbstverwaltung, oder wie man es nennen mag. Wie oft hat Robert Reuß, ihr Urheber, sie in kleinem Kreis vorgespielt und gesungen! Ein harmonisches

Durchwühlen der Klaviatur mit zwei Händen voller Jugendkraft, ein melodischer Ruf, ein Aufruf:

„Gegrüßt seist du, mein Wolgareich!“

Aber die Fenster mußten geschlossen und verhängt werden. Das Lied hatte es dem bolschewikischen Tyrannengeist angetan. Öffentlich durfte es nicht und niemals vorgetragen werden. Ein Männerchor hatte es eingeübt, um es auf einem der Volkskongresse vorzutragen. Daraus konnte schon nichts mehr werden. Die Hymne ist auch nicht im Druck erschienen. Wer weiß, ob sie noch in der ersten Handschrift vorhanden ist! Nur noch wenige Freunde haben die Freiheitshymne in der Erinnerung. Geht auch diese Erinnerung verloren, dann geht auch diese Erleuchtung eines Volkspoeten unter — wie so vieles andere jener hohen Zeiten.

Oh, es ist schade, daß Erleuchtungen des Augenblickes oft nur Augenblicke bleiben müssen.

Als wir „Unser Kriegsschiff“ betraten, das Gepäck verstauten, schlug uns ein herber Frühlingswind, regendurchmischt, in die Gesichter. Herrliche Wolgaluft, liebwerter Strom!

Ich bedeutete dem Kapitän, daß wir mit allem fertig seien, die Fahrt beginnen könne. Stromauf! Wir würden noch einige Zeit an Deck bleiben, dann in der kleinen Kajüte Tee trinken. Ob er uns den Kipjatok, das kochende Wasser, freundlichst bereiten wolle.

Der Kapitän aber sah uns herablassend an.

„Der Kommissar ist noch nicht da“, knurrte er.

„Was für ein Kommissar?“ fragte ich, „das Schiff wurde uns von Schaufler geschickt.“

Eine Antwort erhielten wir nicht.

Etliche Zeit später kamen zwei unbekannte Männer. Das Schiff legte ab und fuhr gen Katharinenstadt.

Als der Regenwind zu stark wurde, fragte ich den Kapitän nach etwas Platz in der Kajüte für die junge Baltin. Sie fror. Doch der Kapitän war immer noch sehr verstimmt, offenbar gar nicht gegen uns. Vielleicht war ihm schon all das Hin und Her mit dem Boot ein Verdruß; die Kommissare fuhren darauf wie mit einem Bauernwagen ständig hierhin und dorthin. Kriegszeit! Aber er ging in die Kajüte, kam zurück und sagte:

„Der Kommissar fordert Sie hinunter.“

Der frierenden Baltin wegen scherte ich mich nicht um den befehlenden Ton.

„Wer bist du?“ schnauzte der Kommissar mich aber wie einen Strolch an. Grün war er vor Aufgebrachtheit und — Samogon.

„Ich bin der Soldat Löbsack, bin zum Gebietskriegskommissar befohlen“, erwiderte ich.

„Strammgestanden!“ brüllte er mich an, „ein Schweinehund bist du! Schnapsfreundschaften mit Klassenfeinden! Haha! Was hast du auf dem Schiff hier überhaupt zu suchen?“

Ich wandte auf dies sinnlose Toben ein, die junge Frau droben friere.

„Kehrt! Marsch!“ befahl er.

Muß wohl irgendein Kriegskommissar gewesen sein; ganz was Hohes. Der Kapitän schüttelte sich vor Ehrfurcht oder Ärger.

Droben erzählte ich das den Freunden. Vor Grauen und Ekel fror uns noch mehr.

Gegen Abend hielt „Unser Kriegsschiff“ vor Saratow. Die beiden Kommissare stiegen aus. Wir durften in die Kajüte gehen. Ein Samogongeruch schwebte noch darin, obwohl gelüftet worden war. Die Nacht hindurch, bis Katharinenstadt, fuhren wir dann allein.

Nach einigen Tagen begegnete ich dem schimpfenden Kommissar in Schauflers Kabinett wieder. Schauflers Gehilfe war es, stellvertretender Gebietskriegskommissar, nachmaliger Präsident der wolgadeutschen Sowjetregierung! Gleim hieß er. Ein Katharinenstädter! Metallarbeiter. Bolschewik bis dort hinaus. Mit breithin ausgestreckten schweren Beinen liegt er, zurückgelehnt, martialisch die Welt herausfordernd, in einem Ledersessel. Ein grobes, rohes Gesicht, dumm die Augen, finster der Blick. Aber er schweigt. Sagt kein Wort. Ich erkenne ihn sogleich. Er mich auch. Ich kehre ihm den Rücken zu. Trete vor Schaufler hin und berichte ihm, wie weit die Vorarbeiten für die Armeezeitschrift schon gediehen sind. Schaufler bietet mir Platz an, unterhält sich freundlich mit mir. Er hatte der Türwache befohlen, mich zu jeder Zeit vorzulassen, auch wenn er anderweitig zu tun hat. Gleim muß das schon gewußt haben. Oder auch er mag jetzt nur ein Wort gedacht haben: Tschagin. Dann ging ich hinaus, ohne ihn zu grüßen. Nie wieder faßte er mich an.

Den Auftritt auf „Unserm Kriegsschiff“ habe ich ihm aber nicht vergessen. Weder unter dem Zaren noch unter Kerenski hatte je ein Offizier oder auch nur Unteroffizier meine Uniform mit Schimpfworten versaut. Ein roter Kriegskommissar, ein Wolgaautonomist aber schämte sich nicht, das zu tun. Mag sein, daß er im Suff die Selbstbeherrschung verloren hatte. Aber mit dem Soldatenmantel auf mir hatte er doch auch unsere Selbstverwaltungsidee beschmutzt. Im Krieg mit Deutschland hatten wir Jungen

an der Front uns diese Idee qualvoll abgerungen. Revolutionäre freilich von dieser Art mochten wir nicht sein. Aber jetzt zerrann unser Ideal wieder, zerrann im Unflat der bolschewikischen Zeit, im Schmutz der aufgewühlten, gefräßigen, selbstsüchtigen, hunger- und blutstinkigen Zeit des Kriegskommunismus. Unsere Seele selbst ging da unter. Ging unter in einer Kloake, Sowjetdiktatur geheißen. Wurde bespien. Wer da noch an Autonomie glauben mochte, war entweder hoffnungslos dumm oder ein Schuft. Die Spucke galt ja nicht nur mir. Sie galt aller Intelligenzija mit den Klängen einer ersten Volksfreiheitshymne im Herzen. Das war das Scheußliche.

Und dennoch: Oh, wolgadeutsche Sowjetautonomie!

Sie hatte auch ein anderes Gesicht.

Einige Wochen nach Herausgabe der ersten Nummer der Zeitschrift betrat, als ich bei Schaufler wieder zu Bericht war, dessen Kabinett im Gebietskriegskommissariat der russische Chef eines russischen, bolschewikischen Armeebataillons. Die Abteilung war aus Samara, wo schon der Hunger umging, zur Auffütterung in unsere Kolonien hergeschickt worden. Sie sollte sich erholen, ausruhen, sollte Kräfte aus gutem Essen sammeln. Aber die Leute hielten Katharinenstadt für ein Sanatorium. Ihnen schmeckte die Soldatensuppe nicht, das Fleisch war ihnen nicht fett genug, die Hirsengrütze war ihnen zu mager, das Brot reichte ihnen nicht. Und erhielten doch genau dasselbe, wenn nicht gar besseres und mehr Essen als die wolgadeutschen Truppen. Längst nicht mehr jeder Mittelbauer hatte noch so gute Atzung!

„Meine Kameraden wollen bessere Verpflegung haben!" forderte in wenig bescheidener Form, fast drohend, der russische Kommandeur.

Jedoch, kaum hat er das ausgesprochen, springt Schaufler, ein sehniger großer Mensch, auf, tut einen einzigen Sprung hin zur Tür, wo der Fremde steht. Er greift den Kommandeur am Kragen, packt ihn an der Kehle, drückt ihm die Gurgel zu, rüttelt und schüttelt und würgt ihn so lange, bis er blau wird — und blaß vor Sterbensnot in die Knie sinkt.

„Ihr freßt, was wir fressen!" überschlägt sich Schauflers Stimme, „keinen Löffel voll mehr, kein Stück Brot mehr! Sind wir euch Marketender, Sklaven zum Brotbacken, Freßtröge?!"

An Tschagin mag Schaufler gedacht haben.

„Raus hier!" schreit er.

Der Kommandeur richtet sich mit Mühe auf, bringt seine Uniform in Ordnung, rückt den Kragen zurecht, kommt zu sich, schnauft erleichtert, reißt plötzlich die Hacken zusammen, ruft „Zu Befehl!" — und war weg.

In diesen Augenblicken habe ich genau so gedacht wie Schaufler. Aber ich ließ mir nichts anmerken. Auch Schaufler beruhigte sich bald wieder. Es war so: die Handgreiflichkeit ist seine Sache. Die Kulturarbeit ist meine Sache. Und damitten lag der trennende Strich. Klar erkennbar für beide.

Es besteht kein Zweifel, daß solche Auftritte noch mehr zur Verschärfung des russisch-wolgadeutschen Parteizwistes um Autorität und Volkslandgrenzen beigetragen haben.

Die Zeitschrift nannte ich „Arbeit und Kampf". Als ich Schaufler diesen Namen vorschlug, stimmte er zu meiner Überraschung sofort zu. Aus kleinlicher Bosheit hatte ich den Kampfruf einer anderen russisch-revolutionären Partei

früherer Jahre nur umgedreht. Das Plagiat störte Schaufler nicht. Und ich redete mir ein, einen höllischen Sabotageakt begangen zu haben. Aber die Schaufler zeigten jetzt schon viel Müdigkeit. Und die Intelligenzija klammerte sich an Phantome ihrer Opposition. Wolgadeutsche Sowjetautonomie! Steppendeutsche Selbstverwaltungsidee! Es war klar, hier stand die Intelligenzija vollends auf Glatteis.

Nur einige Nummern der Zeitschrift konnten erscheinen. Die technische Herstellung nahm ungemein viel Zeit in Anspruch. Es war zu wenig Schrift da. Die Bilder und Titelzeilen mußten in Holz geschnitten werden. Das besorgte sehr schön ein baltischer Künstler, Grünberg, der noch unterm Zaren nach Saratow verschickt worden war und jetzt in Katharinenstadt — hungerte. Er hatte aber Frau und Kind! Sollte er da auf Broterwerb verzichten? Schaufler plante die Einrichtung einer eigenen Druckerei, wie er auch sonst ständig in Unternehmungen schwebte. Er wollte von der Druckerei unter Tschagins Kommando unabhängig werden. Soweit aber kam es schon nicht mehr. Schaufler plante auch einen Bahnbau zwischen Alexanderhöh und dem Emba-Erdölgebiet. Wochenlang beschäftigte er sich damit. Er wollte unser Wolgaland mit der Erdölpolitik verbinden. Bei Alexanderhöh ist eine Zeitlang sogar schon gearbeitet worden. Aber auch das vermatschte einer.

In unsere Redaktionsdinge redete uns kaum einer drein. Als erste Redaktionssekretärin erbat ich von Schaufler, der auch Arbeitskommissar war, eine baltische Baronin, deren Vater, einen Zarengeneral, meuternde bolschewikische Soldaten noch unter Kerenski zerstückelt hatten. Schaufler gab Befehl an die Ämter, mit der Baronin hatte ich vorher alles besprochen, die Baronin wurde laut Arbeitszwangsgesetz mobilisiert. Sie kam in unsere Redaktion. Als Militärangestellte erhielt auch sie die Vorzugsration an Lebensmitteln. Sie hatte Mutter und Töchterchen zu ernähren.

In Fällen, ähnlich diesem, rief die Anwendung des Arbeitszwangsdekretes keinen politischen Widerstand hervor; mit den Betroffenen war vorher unterhandelt worden. Für gewöhnlich aber nahmen die Bolschewiki solche Rücksichten nicht. Im allgemeinen widersetzten sich die Fachleute, die intellektuellen wie die der Hand, dem Eintritt in Sowjetdienste. Das war stündlich mit den größten Gefahren für Freiheit und Leben verbunden. Denn das Dekret fußte auf der Voraussetzung, daß die Fachleute sich registrieren lassen. Die Registrierung war aufs strengste vorgeschrieben. Die einen gehorchten, die anderen nicht. Die einen ließen sich mobilisieren, die anderen streiften jahrelang von Ort zu Ort, um nicht als Fachleute erkannt zu werden. Die Folge war, daß es den Bolschewiki ständig an Facharbeitern mangelte. Deshalb handhabten sie das Arbeitszwangsdekret rigoros. Jedweder konnte zu jeder Zeit, ob er mochte oder nicht, aus der einen Stellung in die andere, aus der einen Stadt in die andere getrieben werden.

Tschagin sah ich nur selten. Bis auf einen entscheidenden Fall kamen wir niemals miteinander in Berührung. Zwei feindliche Lager.

Den Inhalt der Zeitschrift zusammenzustellen, war jedesmal ein erbärmliches Tun und Gequäle. Ganz abgesehen davon, daß es auch in einer nichtbolschewikischen Zeit unmöglich gewesen wäre, eine eigene wolgadeutsche Soldatenzeitschrift mit Inhalt auszufüllen — eine chinesische Zeitung hätte zudem größeres Interesse gefunden —, auch unsere Soldaten, die der Autonomie, hatten ganz andere Gedanken und Wünsche, als eine Zeitschrift zu lesen. Sie wollten den Schinell endlich mal ausziehen, wieder Ackersleute werden oder bleiben, nicht erst Soldat werden, dazu

unter den Bolschewiki. Und dann: die Diplomatie des Ausdruckes, das peinvolle Abwägen jedes Wortes, das man guten Gewissens sagen konnte oder das man zu sagen gezwungen war! Die Zeitschrift brachte Mitteilungen aus den Kolonien, aber keine oder nur unbedeutende von den Bürgerkriegsfronten. Schon das war gewagt. Wahrscheinlich zensurierte gerade Tschagin insgeheim den Inhalt. Die Zeitschrift hielt sich an das Wolgadeutschtum, redete aber nicht vom Internationalismus. Mitarbeiter gab es nicht. Die Rotarmisten lasen die Zeitschrift nicht. Von einem einzigen Leser hörte ich etwas. Das war ein evangelischer Pfarrer in Katharinenstadt. Der sagte der Baronin einmal, die Zeitschrift sei sehr interessant. Warum, weiß ich nicht. Schaufler seinerseits war schon mit dem bloßen Vorhandensein der Zeitschrift zufrieden. Um den Inhalt bekümmerte er sich nicht, jedenfalls nicht sichtbar.

Und schließlich war da das Wort Bolschewismus und Sozialismus. Beide umgingen wir, soweit es möglich war. Und wo von Sozialismus oder von den Sowjets gesprochen wurde, da konnte jeder Leser sich denken, was ihm gerade behagt. Die Sowjets waren in Rußland schon dagewesen, als die Bolschewiki noch keine Anhänger in der Masse hatten — oder doch nur wenige, damals, 1905/6. Auch jetzt noch verstand jedermann unter dem Wort Sowjet keine bolschewikische Institution, sondern einfach nur einen Arbeiterrat, in dem alle Arbeiterparteien gleichberechtigt sind. Die Bolschewiki hatten sich das Wort Sowjet lediglich gestohlen. Und wie viele Sorten Sozialismus gab es nicht! Da waren die Sozialisten-Bolschewiki, die Sozialisten-Minimalisten, die Sozialisten-Internationalisten, die Bauernsozialisten, die Volkssozialisten, die Arbeitersozialisten, und schließlich gab es bei uns die einheimischen Sozialisten, die zu einem Drittel aus Tolstoj, einem Drittel

aus Marx und einem Drittel aus Kolonistenpolitik bestanden.

Das Unheil dieser sozialistischen Verwirrung war groß, und was gar die Bolschewiki getan hatten, war die ausgemachte Zerstörung. Alle Welt sah jetzt, auf welchen Tiefstand allein die klassenkämpferische Enteignung der Fabriken und Güter, Geschäftshäuser, Mühlen und Wolgaschiffe die Volkswirtschaft gestoßen hatte. Es waren ja nicht die tausenderlei Verkehrshindernisse auf Eisenbahnen und Flüssen, nicht die Geldentwertung, nicht Fehlernten, nicht Sabotage, nicht Konterrevolution, nicht einmal so sehr die weißgardistischen Aufstände, die den Stillstand verursachten. Das alles waren nur Begleiterscheinungen. Wesentlich war: die Unfähigkeit der Bolschewiki, etwas anderes zu tun, als zu erschießen, zu sprengen, zu stehlen, zu enteignen, zu zerstören, anzuzünden, Geld auszugeben, diese Unfähigkeit spürte jedermann nicht nur im Magen, sondern auch an der Entblößung. Nichts, außer der Klassenkampfmaschinerie, war in Betrieb. Und vor allem: das gesellschaftlich-soziale Gewissen fehlte gerade bei jenen Anhängern der Bolschewiki, die das Erzübel einzig und allein im Produktionsmittelbesitz der Kapitalisten gesehen hatten. Jetzt hatten sie die Produktionsmittel in die Hand bekommen — und einer schob dem anderen die Arbeit und die Verantwortung zu. Keiner wollte noch Arbeiter sein. Jeder wollte leiten, dirigieren. Und so waren alle zu Herren geworden, die ihre eigenen Sklaven sind. Die blindwütigsten Arbeiter und Mushiken teilten das Produkt schon unter sich, als es noch gar nicht vorhanden war, als es erst noch erzeugt werden mußte. Das gesellschaftlich-soziale Produktionsgewissen fehlte. Und von da rührte alles Unheil her.

In der wolgadeutschen Arbeiterschaft fand der Bolschewismus gerade an dieser entscheidenden Stelle, der klassen-

kämpferischen Enteignung ohne vorherige Erziehung des Produktionsgewissens, wenig oder gar kein Verständnis, spricht man von ihrer Masse. Sie war zeitlebens in den Kolonien geblieben und neigte, dem wurzelstarken Kolonistentum noch nicht entfremdet, nicht im geringsten zur Enteignung der Werkstätten und Fabriken. Sie stellte kein ausgesprochenes Industrieproletariat dar. Wir hatten keine Nur-Proletarier, von wenigen Ausnahmen abgesehen, und die Arbeiter selbst zählten sich auch gar nicht einseitig zum Proletariat, erst recht nicht zum russischen; der nationale Unterschied bildete hier eine ganz natürliche Grenze. Die allermeisten Arbeiter waren auf dem Weg über den Gemeindebesitz auch in der Kargheit und Armut immer noch Kolonisten-Grundbesitzer. Das Hausgewerbe und die Landwirtschaft bildeten im gleichen, wenn auch nicht ausgeglichenen Maße die erste und letzte Quelle ihres Lebensunterhaltes, so gering diese Quelle auch gewesen sein mag. Sie hatten selbst in der Armut ein Daheim. Dies Bewußtsein hielt sie, wenn es drauf ankam, vor einer Abwanderung oder völligen Proletarisierung zurück.

Keineswegs verfügten sie über einen Überfluß. Die Werkstätten- und Fabrikbesitzer ließen sich ja nicht von sozialen Gefühlen leiten, und in der alten Politik Rußlands hatte die soziale Gesetzgebung nur eine letzte Stelle innegehabt. Dazu herrschte bei uns ein primitiver Siedlerkapitalismus. Fiel dann eine Ernte im Feld und Garten schlecht aus, dann hatten die Lohnarbeiter an der Drehbank und am häuslichen Webstuhl kein Auskommen. Unterm Bolschewismus verbargen sie denn auch nicht, daß ihre Löhne zu erhöhen seien, zumal das Geld sich von Stunde zu Stunde entwertete, ja, die Bolschewiki predigten, das Geldübel könne nur durch die völlige Geldentwertung ausgemerzt werden. Es solle überhaupt keine Zahlungsmittel

mehr geben. Da aber für den Warenaustausch niemand mehr genügend Ware fand, hatten die Arbeiter auch von den nominell höheren Löhnen, die ihnen die Bolschewiki gaben, nichts mehr. Unsere Arbeiter haben die wahren Zusammenhänge gleich bei der Enteignung erkannt, denn sie selbst waren Produzenten mit eigenen Produktionsmitteln gewesen. Und sie hatten einen kolonistischen Arbeits- und Besitzverstand.

Die Lohnfrage wurde nicht zur Enteignungsfrage. Im Gegenteil. Die Arbeiter waren sehr zufrieden, daß nicht sofort alle Werkstättenbesitzer und Fabrikanten enteignet wurden. Selbst in Fällen, wo dies dennoch geschah, bestanden sie nicht selten darauf, daß die Besitzer die Unternehmung in Zukunft wenigstens leiten. Gewiß war hierbei einer der wesentlichen Gründe die Furcht vor der plötzlichen Verantwortung angesichts des Durcheinanders im Land. Am wesentlichsten aber war, daß der wolgadeutsche Arbeiter von Haus aus auch keinerlei Verständnis für das russische charakterliche Ruck-Zuck der Umwälzung hatte.

Wie der Bauer, so war auch der Heimarbeiter ein im ganzen inneren und äußeren Wesen ausgeglichener Charakter, kein Draufgänger, kein Revoluzzer, kein Gewaltmensch. Jeder Ruck-Zuck-Charakter war ein öffentliches Gelächter. Ein Ropp-Zopp, wie unsere Leute es aussprechen, galt als ein „Slijjeladjutant", ein sich selbst hin und her zerrender, immer schnell entschließender, dann bereuender, nichts ordentlich verrichtender Beispringer, eben ein Ropp-Zopp, den als Kolonistentyp, soweit er vorhanden war, in einer seiner Erzählungen auch August Lonsinger durchgehechelt hat, wenn auch schon viel früher.

Ropp-Zoppe auch waren es, die dann mit den Bolschewiki als deren erste Freunde gingen. Keineswegs aber waren das nur Arbeiter. Genau so gut gehörten dazu In-

tellektuelle, Kuh-Bauern, Tagelöhner und Spekulanten. Es war eine charakterliche Ausscheidung, keine soziale oder politische. Besser gesagt, es war Charakterlosigkeit. Und zu Ehren unserer Kolonistenmasse muß gesagt werden: den Ropp-Zopp-Typ hat es unter dem ordentlichen Kolonistentum nicht gegeben.

Mit dieser Tatsache rechneten nicht wenig auch „unserne Buwe", die Autonomiebolschewiki, ja, ihr eigener einheimischer Widerstand gegen die russischen Übergriffe in den Kolonien stützte sich nicht zuletzt gerade auf die Charakterfestigkeit und soziale Einsicht unserer Arbeitermasse. Mehr noch: Kam den Arbeitern einer mit dem Hinweis, daß doch auch deutschländische Kriegsgefangene Bolschewiki seien, dann erwiderten die Arbeiter meist achselzuckend:

„Dös sein aach so Ropp-Zoppe."

Und das Gespräch war zu Ende.

Oftmals hatte ich Gelegenheit, mit Arbeitern in Balzer und Katharinenstadt über alle diese Dinge privat und dienstlich zu reden. Und immer wieder nötigte es ein stilles Staunen ab, wie stoisch unsere Arbeiter sich gegenüber den aufrührerischen Reden gerade von Kriegsgefangenen und einheimischen Bolschewiki verhielten. Das gleiche hatte ich in der Zarenarmee an unseren Soldaten beobachtet. Sie alle waren durch irgendein Geheimnis gefeit gegen die Verzerrung des Wirklichen, des Richtigen und Wahren durch die deutschfeindliche Greuelpropaganda. Das bedeutete jetzt sehr viel mehr. Denn immer wieder berichteten die Sowjetblätter von bolschewikischen Aufständen und Siegen in Deutschland. Solange ich in den Kolonien war, habe ich nicht gehört, daß irgendein Bauer oder Arbeiter derlei geglaubt hätte. Allerdings: steter Tropfen höhlt den Stein. In manchen Fällen konnte man das bei aller kolonistischen Gefeitheit doch beobachten.

Mehr und mehr bemerkte ich, daß Schauflers anfänglich brennendes Interesse an der Zeitschrift verflog. Ich schrieb das seiner Strohfeuernatur zu, die nur zu häufig unseren Gebildeten eigen ist. Der wahre Grund offenbarte sich dann eines Tages plötzlich.

Im Spätsommer 1920 traf aus Nishni-Nowgorod in Katharinenstadt ein prachtvoller Personendampfer ein, auf dem sich nur die Mitglieder einer zentralen Kontroll- und Studienkommission aus Moskau befanden. Ein Sonderschiff. Endziel: Astrachan. Die Kommission eilte nach Baku, die Erdölgewinnung dort in Gang zu bringen.

Das Schiff lag einen Tag und eine Nacht da. Wir scherten uns nicht darum. Es ging uns nichts an.

In der Nacht aber, etwa gegen 1 Uhr, klopft es an meinem Fenster. Ein Tschekabote steht draußen und ruft:

„Sie sollen sofort auf die Straße Soundso in das Haus Nr. 17 kommen. Schaufler ruft Sie!"

Ich ging auf die bezeichnete Straße, konnte aber in der Dunkelheit die Nummer 17 nicht gleich finden. Bis ich Grammophonmusik aus einem Haus schallen hörte. Zu dieser Stunde konnte das nur das gesuchte Haus sein. Es war es in der Tat.

Auf dem Hof schon hörte ich lärmende Männerstimmen. Aus der Tür schlug Tabaksqualm und Samogongeruch in dicken Schwaden heraus. Ein ganz großes Gelage war im Gange.

Im Vorzimmer eine Anrichte, eilig zusammengestellt. Samogonflaschen, leere und volle. Ein Rotarmist eilte dienstbeflissen hin und her. In der Küche bruzzelte Braten.

Ich fragte den Rotarmisten nach Schaufler.

„Ist nicht hier", sagte er.

„Wer denn?" fragte ich verdutzt weiter.

„Tschagin", antwortete er.

Und schon eilte Tschagin mir aus dem nächsten Zimmer entgegen.

„Schaufler sollte hier sein", sagte ich zu ihm, „wer hat mich denn gerufen, wenn nicht Schaufler?"

„Andrej Andrejewitsch ist nach Hause gefahren", lallt Tschagin, „zu Hause säuft er, mein Brüderchen."

Tschagin ist besoffen.

„Trinken Sie, Brüderchen, auf mein Wohl!" fordert er mich auf, sich kaum noch auf den Beinen haltend. Dabei versucht er, mir Samogon in ein Glas zu gießen.

„Nein", weise ich ihn entschieden zurück, „ich werde mit Schaufler telephonieren."

„Wird nichts helfen", gurgelt Tschagin, „seine Mütze hat er sogar auf der Straße verloren, so betrunken ist der. Wie wir vom Schiff nach Hause fuhren, da geschah es. Ich habe ihn ins Bett gebracht."

„Wer hat mich denn da hierher gerufen?" frage ich beharrlich.

„Ich, mein Brüderchen, ich", lallt Tschagin fröhlich, „eine wichtige Sache. Trinken Sie auf mein Wohl!"

Rätselhaft, was der will.

Ich rufe bei Schaufler an.

Der gibt, kaum verständlich, mit betrunkener Stimme zurück:

„Ich? Nein, ich habe Sie nicht gerufen. Ich komme nicht hin, nein. Gehen Sie nur nach Hause!"

Was war denn nur passiert auf dem Schiff?

Ich verabschiede mich von Tschagin kurz.

Der tut beleidigt. Hält mir Samogon hin. Faßt mich am Arm. Will Brüderschaft trinken. Torkelt zur Seite. Kommt wieder heran — und hinter mir her in den Hof und auch auf die Straße.

„Wir wollen Freunde werden, Löbsack", bittet er.

Ich stoße ihn von mir.

„Brüderchen, Brüderchen", nennt er mich unverdrossen. Will mich umarmen und küssen.

Noch einmal gebe ich ihm einen Stoß. Diesmal heftiger. Er fällt an das Tor zurück. Und scheint plötzlich nüchtern zu werden, der Bursche. Die Nachtluft erfrischt ihn.

Dann schiebt er sich mit dem Rücken am Tor hoch, hält sich so aufrecht, die Arme zurückgestemmt, und spricht hochmütig etwas, das wie ein Messer in mein Gehirn schneidet:

„Ein französischer König sagte einmal: »Der Staat bin ich! Ich bin der Staat!« So sage ich jetzt, Löbsack, merken Sie es sich gut: Die wolgadeutsche Sowjetautonomie bin ich! Ich bin die wolgadeutsche Sowjetautonomie! Das ist heute auf dem Schiff bestimmt worden."

Ich ließ ihn stehen und ging in das Dunkel der späten Nacht. Hinter mir hörte ich ihn nach dem Eingang in den Hof suchen.

Erst nach mehreren Tagen wurde ich bei Schaufler vorgelassen. Ohne ein Wort der Erklärung teilte er mir mit:

„Die Zeitschrift wird eingestellt!"

Seine Kanzlei gab mir und meinen Redaktionskollegen Urlaub für mehrere Monate.

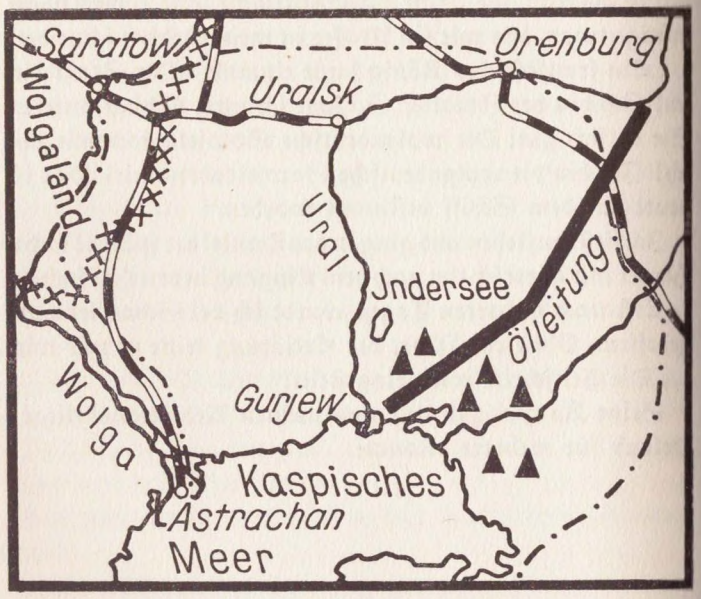
Es scheint, daß auf dem Schiff auch die Sache des Bahnbaues Alexanderhöh — Emba gegen Schaufler entschieden wurde. Wie die Zeitschrift, so verschwanden auch die Erdölpläne.

Die Kommission war beauftragt, die Erdölausbeute im Baku-Gebiet wieder auf den normalen Stand zu bringen.

Schaufler aber hatte seinen Trumpf auf Emba gesetzt, derweilen die Engländer in Baku gewesen waren.

Und Schaufler hatte der wolgadeutschen Sowjetautonomie einen Anteil am Emba-Projekt sichern wollen. Auf unserer Wiesenseite waren Erdölstellen gefunden worden.

Tschagin aber mißgönnte Schaufler offenbar auch diesen Vorsprung. Er ward Diktator der Autonomie. Von den Bahnplänen Alexanderhöh—Emba war dann nichts mehr zu hören.



—·— Ausdehnung des Erdölgebietes Emba
×××× Wolgadeutsche Steppengrenze

Heute weiß man es: Das Erdölgebiet Ural-Emba mündet im Westen in die wolgadeutsche Wiesenseite ein . . .

Ural-Emba ist dem Vorkommen nach das zweitgrößte Ölgebiet Rußlands. Es ist 500 000 Quadratkilometer groß und birgt in sich nach ernsten wissenschaftlichen Schätzungen auf Grund von Bohrungen 1000 Millionen Tonnen Erdöl.

Ein Spielmannslied

Wenn einmal das Ackervolk eine wunderliche Geschichte aufbringt, die noch in keinem Buch steht, lächeln darüber die Stadtleute und nennen sie gutenfalls eine märchenhafte Herzenslist. Aber ich habe die Geschichte von dem Spielmann Rips ordentlich ausgeforscht und sage, daß sie ganz einfach eine große Klugheit und darum bis aufs Wort wahr ist.

In der Zarenarmee diente ein Soldat, der sich von den Kameraden vielerlei Volks allein so unterschied, daß er zu den russischen Melodien seiner Harmonika nur deutsche Verse sang, dürftige Verse nur, den Alltag bespöttelnd, aber erstaunlich flink aus dem Stegreif. Kurz, umhergestreuter Schnickschnack, doch mitunter erinnernd an uralte deutsche Volkslieder, nur in ihrer klaren Tiefe von Rips ausgefüllt mit der dumpfen Schwermut russischer Sträflingslieder. Dabei war Rips kein Kopfhänger oder gar ein auffallend gescheiter Grübler. Seine Art war vielmehr eine burleske, doch herzhaft gesunde Großzügigkeit mit einem Hang in das Abenteuerliche. Zu jenen Steppensängern der Wolga und Kaspis gehörte er, die unermüdlich zu einer Geige oder Harmonika Stegreifverse über Glück und Unglück singen können, dazu über ferne Sehnsuchtsbilder und nahe, kurze Enttäuschungen, so daß oft in ihren Augen mit einem einzigen Sonnenstrahl die Träne des Lachens und des Weinens hell aufblinkt. Und auch Ripsens Lebensgefühl stieß an keine Hindernisse. Städte und Berge sah er nirgends. Aber

er trauerte leicht darüber, daß keine Fata Morgana sich mit den Händen greifen läßt, sondern nur mit den Augen verlangt werden kann, und nahm in stiller Bescheidung dennoch fürlieb mit einer Wassermelone, wenn sie nur saftig und süß war.

Kummer und Freude waren in ihm gleich laut oder leise. Ein Stück Steppen-Quichotte und ein wolgadeutsches Jungenherz dazu. Mitnichten untätig oder gar träge, nein! Eher hartfäustig und willensgeübt, ein Bursche, der sich bei eifriger Arbeit im Winter die Nase auch mal mit dem Pelzärmel abwischt, somit vielleicht ein beinahe verkommenes Kind, aber kein Unhold, sondern ein fleißiger Lebensmusikant, wenn auch der Volksmund ihn lange Zeit nur „die Pelzmütze" nannte.

Nun wäre ja an Ripsens Daherleben nichts weiter zu vermerken, wenn nicht derselbe Volksmund sich zunehmend die Schnadahüpfeln und Liedchen Ripsens übereignet hätte. Schon vor seiner Soldatenzeit war er in unseren Heimatdörfern weit umhergekommen, und als umgänglicher Mensch hatte Rips seine Geige und seine Harmonika den Alten und Jungen gern auch einmal umsonst vorgespielt, Allotria und Traurigkeit gemischt mit vieler Kunst. Hoch von Wuchs und dünn, ein schwarzes Ziegenbärtchen, flinke, tiefdunkle Augen, fast bleiche, doch überaus griffsichere schmale Hände, lässig in weiten Hosen und Jacken, so gedenkt man seiner noch. Im allgemeinen vor dem Krieg mit Deutschland mehr heiter, hernach mehr traurig, so schritt er prüfend durch die Jahre. Und wahrscheinlich wäre er allmählich der allerbeste unserer Spielmänner geworden, hätten nicht zuletzt Sonnenglut und Ackerdürre den Hungertod zum alleinigen Spielmann unserer Dörfer gemacht, und der spielte nur den Leichentanz. Jedoch nicht davon mögen wir reden.

Sondern die Spielkunst Ripsens hatte im großen Krieg mit Deutschland und nachher mehr und mehr zugenommen an Ungestüm und Unstetigkeit, doch zugleich an Klangschönheit und geradlinigem Lebensernst. Sichtbar auch verlangsamte er seine Fingerfertigkeit auf der Harmonika und Geige. Statt der spöttischen Schnadahüpfeln dichtete er fast nur noch volksliedhafte Verse, und an Stelle der russischen Melodien fand er selber neue Weisen hinzu. Alle seine Melodie ward zuletzt eine wachsende, aber besonnene und tiefinnige Zornesmacht gegen allerlei Ungereimtheiten des Menschendaseins schlechthin. Immer öfter ging beim Spiel sein Singen über in ein klangvolles Sprechen zur Melodie, so daß er bald fast gar nichts mehr sang, sondern nahe dem Tiefsinn, wurde man gewahr, so wehevolle Verse zu reden und zu musizieren begann, als rufe sein Herz alle Kreatur der Steppe zu einem Leichengesang zusammen. Und jedesmal am Beginn und am Ende seines Geigenspieles strich er dreimal hart und zerrissen mit dem Fidelbogen über die vier Saiten herüber und gleich wieder zurück und verharrte danach für eine kurze Weile in starrem Schweigen.

Aber ich muß gestehen, daß Rips mir selber niemals begegnet ist, eine kurze Soldatenzeit ausgenommen. Doch seinen Wegen sonsthin durch die Zeit bin ich später nachgegangen, und wenn auch sein Können und sein Tun meines Urteils nicht bedarf, so habe ich mir doch ein Kriegslied von ihm aufbewahrt. Zehntausende unserer Soldaten haben ihm dies Lied nachgesungen und mit ihnen ihre Väter und Mütter, ihre Schwestern und Frauen. Ripsens Kriegslied ist unser, der Wolgaleute, wehestes. Wie kein Zweiter verstand er es, unser Herzeleid zu sagen, das Leid der doppelten Liebe zu Deutschland und zu Rußland in ihrem Krieg miteinander. Deutschen Blutes war sein Vater. Russin die Mutter. Und so aß er denn auch lieber schwäbische Mehl-

klöße als die russische Hirsenkascha, der Soldaten Atzung für und für, trank auch lieber Rebenwein als Wodka, kannte auch das deutsche Vaterunser wie jeder andere, bekreuzigte sich aber nach russischer Art, behende wie ein Pope. Wußte von der Notenschrift keinen Schimmer, mischte aber mit feinem Geschmack oft die widersätzlichsten Melodien durcheinander, und hielt doch zwei Heilige schwerer auseinander als zehn Paar gleiche Soldatenstiefel. Aber in den kaukasischen Bergen beim Kriegsdienst Tag und Nacht riß er uns doch immer allesamt hin mit seinem trudelnden Spiel, riß uns fort mit sich auf die holprige Straße seines heiteren und traurigen Spottes gleichwie seiner volksliedhaften, weisen Weltbeschauung.

Einmal somit im Regiment, melodisch völlig verstört, sang er in einer Stunde des Nichtstuns plötzlich aus sich heraus, sang er zu dem Dudeln der Harmonika, hintübergeneigt, weil ihm die Tränen ins Gesicht kullerten, gramerfüllt, aber mit dröhnender Stimme:

„Aus der schönen Stadt Saratow
Drang in unser Steppenreich
Laute Botschaft: »Alle Männer
Sollen sich versammeln gleich!

Sollen mit dem Russenheere
Aufstehn gegen Deutscheland,
Müssen ihrem Kaiser Niklai
Gegen Wilhelm halten stand!

Müssen mit den Russenwaffen
Ausziehn in den Kaiserstreit,
Auf die deutschen Brüder schießen
Und sie morden weit und breit!«

Vierzigtausend Kolonisten
Zogen in den schweren Krieg,
Wollten Rußland Treue halten,
Betend doch für Deutschlands Sieg.

Vierzigtausend Kolonisten
Aßen dort ein Henkermahl,
Daß verbluteten die Herzen
Dieser Männer allzumal.

Flehten: »Wolga, bringe Frieden
Wieder in das Steppenreich,
Segne Deutschland, segne Rußland,
Segne unser Wolgareich!

Wolga, liebe Wolga, lösche
Unser heißes Herzeleid,
Halte fern von Wolga-Deutschland
Neuen Krieg in Ewigkeit!«“

Nun wäre aber vielleicht das Bekümmernis um den Krieg zwischen unseren Heimaten im nachfolgenden Frieden bald wieder aus Ripsens empfindsamer Seele geschwunden, wenn ihm nicht dazumal seine Herzliebste abhanden gekommen wäre, Irka, das geschmeidigste und schönste aller Mädchen im Wolgaland.

Anstatt eines Friedens überkam das Steppenreich eine lange Hungerszeit, also daß viele Millionen Menschen unter die Erde getan werden mußten. Und wo nun im Krieg der Spielmann alle Gegensätzlichkeiten der Menschheit überhand hatte nehmen sehen, kam er nun erst recht ins Taumeln, als ihm Irka in einer Spätherbstnacht von zwei Feinden entführt wurde. Ihre jugendliche Beschwingtheit

versöhnte in jener Nacht auf dem Tanzboden im gleichen Walzertakt zwei Todfeinde.

Es war das in der Zeit, da die neue Regierung das Volk bis zur Ermattung tanzen hieß, damit es sein Hungerende nicht gar zu schwer nehme. Und Irka tanzte, unbekümmert in ihrer Jugend und Schönheit, je zur Hälfte einen Walzer mit einem Fabrikherrn und einem Arbeiterältesten. Hätten bis dahin die beiden sich am liebsten zusammengehauen, so waren sie nun beide gleicherweise beglückt in den Armen einer fröhlichen Lieblichkeit, und alsbald einigten sie sich auf einen kurzen Brotfrieden für das Wolgaland. Wunders genug. Doch alle Hungernden dankten Irka die Wohltat ihrer Unschuld in so bitterer Zeit.

Ripsens Ruhe aber war für immer zuschanden. Er hörte nicht mehr hin auf die Liebkosungen seines Mädchens, obgleich sie an Süßigkeit zunahmen. Eine unheimliche Gewißheit schlug in seiner Brust wie ein glutiges Urweltlicht empor. Er sah, daß auch die wehesten Gegensätze unter den Menschen nicht so groß seien, als daß sie nicht ausgelöscht werden könnten durch eine Handbreit beschwingter Fröhlichkeit, und sei es auch nur eine weiße warme Mädchenschulter. Heftiger und schmerzlicher denn alles je trieb ihn diese simple Wahrheit auf aus der Dorfesenge, jagte ihn durch die Gassen und hinaus in die Steppen. Er meinte, der Welt Ende müsse nahe sein, wenn die Menschen kein Auge mehr hätten zu sehen und kein Ohr mehr zu hören, daß sie voneinander nur durch den Raum von der Breite der Schultern Irkas getrennt seien und daß es nur der heiteren Geschmeidigkeit einer einzigen jungen Seele bedürfe, selbst Todfeinde zu versöhnen.

Wirrsal und Wirrsinn überwucherten fortan sein Denken. Und so innig auch Irkas reines Wesen seiner Musik sich hingegeben hatte, er verließ sie doch. Denn wo nun

doch die Menschen, meinte er, die Wahrheit nicht mehr ertasten könnten, wollte er sie dem Steppenhimmel und den Vögeln und den Tieren, ja, den Sternen und dem Wind, den Gräsern und Blumen, selbst den Gestorbenen und Verhungerten und ihren Gräbern anvertrauen, damit sie so erhalten und immerdar gegenwärtig sei. Vielleicht daß dann, wähnte er, die Liebe aus den Verstecken auch der lebenden Menschenherzen an das Tageslicht herausgelockt werden kann. Und so kam Rips zu seinem allerseltsamsten Tun.

Er nahm zuletzt die befremdliche Art an, berichtet der Volksmund, allein vor den Gräbern oder im Walde oder auf der freien Steppe zu stehen und in Sonnenschein und Kälte, Regen oder Schnee zum leisen Spiel seiner Geige wehe Sprüche zu sagen, als rede er zu Übeltätern. Und jedesmal am Beginn und am Ende strich er dreimal hart mit dem Fiedelbogen über die vier Saiten herüber und gleich wieder zurück, und dann verharrte er für eine kurze Weile in starrem Schweigen. Und es geschah, daß einmal die Sonne ihn hörte und stillstand und die Krähen ein anderes Mal zur Erde niederkamen, um ihm verwundert zuzuhören, und daß ein drittes Mal ein Menschenherz sich hätte bewegen können, aber es bewegte sich keins.

Seine Sprüche aber und alle Weckrufe seiner Geige klangen stets auf solcherlei heftigen Ton:

Eure Seele, oh, Menschen, ist euch gegeben, um euch auf euren Schicksalswegen zu leuchten. Suchet die beste der Seelen unter euch aus und stellt sie zwischen die Todfeinde, ich sage euch, es wird Frieden, und noch sage ich euch, es wird keiner mehr Hungers sterben. Ihr aber, Ihr Schalksvolk, oh, ihr Brüder und Schwestern, ihr macht an Hunger und Krieg den Mißwachs aus dem Erdenschoß schuld. Und die Seele verjagt ihr aus eurer Mitte. Ihr hetzt sie heute

in die Galle, um Ärger, Neid und Feindschaft zu züchten, morgen in die Beine und Arme, um euch an eurer Leiber Tanzen und Springen zu vergnügen, übermorgen in das Gehirn eurer Schädel, um neue Streitsachen auszudenken und nicht den Frieden auf Erden. So lange jagt ihr die Seele in euern Körpern aus der einen Ecke in die andere, bis sie entsetzt davonfleucht in die Lüfte der Ewigkeit, ihr aber klagt, es sei der Hunger, der sie vertrieben habe! Und darum wird nimmermehr das weiße Leuchten der Skelette im Mondschein unserer Erdennächte verlöschen, als bis ihr Augen bekommt zu sehen:

Der Hunger naht! Der Hunger naht!

Gar manches Jahr ist darüber vergangen. Die Unwissenden sagen, der Spielmann sei in solcher Verwirrung zuletzt selber gestorben. Seine Fiedelsaiten hätten das Ungestüm seines Herzens nicht mehr zu fassen vermocht, und als sie einmal beim Spiel zerrissen, habe sich auch seine Seele davongemacht. Die Wissenden aber sehen ihn alle sieben Jahre wieder. Dann ist er von seinem Gang um die Erde wieder an die Wolga zurückgekehrt. Dann steht er am Ufer und ruft zum Geigenspiel über den Strom hin, so daß sein Ruf um die ganze Erde klingt:

„Der Hunger naht! Der Hunger naht!"

Und dann dreht er sich um und geht denselben Weg wieder zurück um die Erde bis an das andere Ufer des Wolgastroms und ruft wie zuvor.

Das ist, muß man sagen, unglaubhaft genug. Aber wahr ist, daß die Menschen nicht weit voneinander leben und Hungers zu sterben beginnen, wenn sie nicht einig werden, das Brot untereinander zu teilen. Und wahr ist, daß alle sieben Jahre an der Wolga Mißwachs herrscht und darum der Spielmann Rips die Menschen allesamt anruft:

„Der Hunger naht! Der Hunger naht!"

Knüppelkrieg gegen Maschinengewehre

Die Selbstausrufung Tschagins zum Alleinherrscher über die Wolgadeutschen erwies sich schon bald als eine ebenso machtpolitische wie volkswirtschaftliche Maßnahme der russischen Sowjets. Es war das schon die Zeit, als an den rot-weißen Bürgerkriegsfronten immer mehr Entscheidungen für die Bolschewiki ausfielen. Die Folge war eine ruckweise Verschärfung der Diktatur im Inneren. Jede Niederlage der Weißen brachte uns ein Hundert Dekrete der Roten; schon kriegten die Spatzen Angst. Und da die Wolgasteppen nächst Westsibirien und dem Nordkaukasus als Hauptquellen der Ernährung des Sowjetstaates herhalten mußten, weil in der Ukraine noch mit den Polen gekämpft wurde, spürte unser Wolgaland den neuen Kurs besonders hart. Die Nahrungsmittelumlage wuchs in demselben Grade, in dem sich der Bestand an Vieh und Getreide verringerte. Die Ernte 1920 fiel unter mittel aus.

Im darauffolgenden Winter traten aus den Kolonistenhöfen die ersten Hungergestalten auf die Straßen und Felder heraus. Die Gesichter der Bauern, meist kahlrasiert, sonst straff in Haut und Blut, waren ja schon in den letzten Jahren schmäler, faltiger, verbissener im Zorn geworden, verfärbten sich jetzt aber gelb, wurden ledern, weich, schlaff. Die Wachheit der Augen kam ins Verlöschen. Breite Schultern hießen nur noch breite Knochen. Wer aber nach ehemals wohlhabenden Bauern unter den Hungergestalten suchte, mußte mit Schrecken erkennen: das sind dieselben Armutsbauern, Tagelöhner und Heimarbeiter, um deretwillen die Bolschewiki Bürgerkriege zu führen vorgeben!

Die alten Bettler waren schon weggehungert, jetzt erschienen neue, nicht aber vereinzelt, sondern in Gruppen, in Massen.

Die Dörfer lagen im Schnee schier ohne Leben da. Brennzeugs hatten nur noch die wenigsten Bauern. Holz und Kohle gab es ohnehin nicht. Jetzt war auch der Kisik, der „Mist", kaum noch herzustellen; das Vieh ward alle. Kaum war noch Stroh zum Heizen da. 10, 20 und 50 Kisikpyramiden, jedesmal zu 100 Ziegel, besaß früher jeder Hof. Diese Mistziegel, in der Sonne geformt, getrocknet und geruchlos gemacht, waren seit alters der kolonistische Brennstoff gewesen, ein typisches Steppenerzeugnis. Jetzt war das alles so gut wie dahin. Die Bauern froren und hungerten in den eigenen Häusern. Auch die Schul- und Betsäle konnten nicht mehr geheizt werden, von den Kirchen nicht zu reden. Zerschlagene Fensterscheiben blieben offen; Glas war nicht zu bekommen. Der Schulunterricht hörte auf oder begann erst gar nicht wieder.

Jenes Jahr 1920, in dem Tschagins Alleinherrschaft begann, ist auch der eigentliche Anfang jener vier Jahre währenden wolgadeutschen Volkskatastrophe, die „der Abgrund" geheißen wurde. Von 450000 ortsansässigen Kolonisten blieb kaum noch die Hälfte übrig. 100000 verhungerten, darunter 60000 Kinder, Zehntausende gingen in Seuchen und Aufständen unter, viele Tausende flohen nach allen Himmelsrichtungen.

Der Winter 1920/21 ist ein grausiger Wendepunkt auch in der amtlichen sowjetwolgadeutschen Statistik. Sie hat errechnet, daß in jenem Winter der Absturz vollends begann. 1920 besaßen die Kolonien noch 702285 Stück Vieh, 1921 nur noch 286296!! Es sind hiernach in einem Jahr 415989 Stück Vieh verschwunden. Im voraufgegangenen Jahr waren es nur 70214 gewesen, in zwei Jahren zusammen vorher gar nur 64251. Wo ist dies Vieh geblieben? Man beachte: 1920 war die Ernte noch ausreichend gewesen; das Vieh hätte noch durchgefüttert werden können. Es ist somit nicht verhungert. Es brauchte in dieser ungeheuerlichen Menge auch nicht zur Stillung des Hungers der Kolonisten geschlachtet zu werden. Die Antwort ist: es mußte an die Russensowjets abgegeben werden — für nichts. Auf Mißernten berufen die Roten sich gern, um ihre Verbrechen an der Volkswirtschaft zu rechtfertigen. Aber die erste Mißernte trat erst 1921 ein. Nur noch 202000 Desjatin hatten unsere Bauern im Frühjahr besäen können, während es im Jahr zuvor noch 564000, 1919 noch 629000, in normaler Zeit 800000 gewesen waren!! Ist das Mißernte? 0,5 Millionen Pud Nahrungsmittel nur erbrachte die Ernte 1921 gegenüber 16 Millionen Pud vor dem Krieg. Ein Rückgang insgesamt um 99,12%, wie amtlich errechnet wurde! Allein für 10 Millionen Rubel Weizen verkauften vor dem Krieg unsere Bauern im Jahr, jetzt hatten sie keinen Scheffel voll mehr.

Dafür aber wurde dem Wolgaland dann das Lob der zentralen Sowjetregierung zuteil, daß es die russischen Industriestädte vor dem Verhungern gerettet hat, wie ein hoher Sowjetfunktionär, Serebrjakow, 1923 in einem Buch erklärte. In knappen Worten bedeutet das: Die wolgadeutschen Kolonien mußten ausgeraubt werden, damit der Bolschewismus bestehen bleiben konnte.

Das Regime Tschagin pfropfte sich dem unserer eigenen Bolschewiki auf. Der Untergang unseres Volkes, die Vernichtung seiner wirtschaftlichen Substanz, gegen die sich „unserne Buwe" immerhin doch gewehrt hatten, war un-

abwendbar geworden. Aber von „unserne Buwe“ kriegsmäßige Auflehnung gegen die Russensowjets erwarten, wäre der Hoffnung gleich gewesen, daß die Wolga durch einen Ruderschlag rückwärts gelenkt werden kann. Im Grunde wollten die Schaufler und Tschagin dasselbe, den Kommunismus einpflanzen. Nur um die Taktik ging es, welcher Grad der Zerstörung erreicht werden müsse. Nun aber war die Substanz vernichtet, nun klang das Wort Sowjetautonomie vollends wie der reine Hohn. Die Autonomie, schon vorher nur Schein gewesen, verflüchtete sich jetzt ganz. Sie war jetzt in sowjetrussischen Händen nur noch das Hebelwerk zur restlosen Ausschöpfung des Brunnens. Und so, wie vorher die „weißen Kragen“ von der wolgadeutschen Sowjetautonomie aufgesaugt worden waren, so saugten jetzt die Tschagin die Schaufler auf.

„Bist du der Löbsack, der den Bauernkongreß nach Balzer kommen lassen wollte, um ihm die Wahrheit über die Bolschewiki zu sagen? Bist du der Löbsack, der sich dann vor dem Kongreß erschießen wollte?“

Halb neugierig, halb ironisch lächelnd fragte mich so in jenem Winter ein Hungerbauer heimlich in einem russischen Gasthof bei Kosakenstadt. Ein „Steppentelegramm“ hatte es ihm zugetragen, wie man bei uns das vertrauliche Weitererzählen nennt.

„Ja, der bin ich“, gab ich kleinlaut zu.

Niemals werde ich des Bauern Blick vergessen. Auf meine Antwort, unmittelbar danach, wie wenn seine Seele ihn verlasse, in die Welt hinausstreife, in die Höhen, bis zum äußersten Horizont, so abwesend, so ganz entseelt sah der Bauer mich an. Und ebenso abwesend sprach er das Wort, das der härteste Kolonist erst dann spricht, wenn alle, alle, alle Mühe vergeblich ist:

„Es bat nix!“ — es hilft nichts . . .

An eine Geste noch hatte er geglaubt. Nein, nicht an die verzweifelte Browning-Geste eines Löbsack — Namen, was besagten denn Namen, gar nichts! —, aber an einen Windhauch noch gegen die Bolschewiki, der vielleicht doch noch kommen werde, hatte er geglaubt. Doch nachdem ich ihm auch die Geschichte mit Tschagin erzählt hatte, gab er seine Seele frei. Seine Augen blieben stehen.

Alle Kraft verlosch. In allen Kolonien. Wäre ein Wolf dahergekommen, wir hätten ihn nach dem Weg gefragt.

Nun ist es hohe Zeit, Volksmuseen zu gründen, sagte ich mir, nimm einen Fetzen Sarpinka, nimm einen Kisikziegel, nimm eine Scherbe Fensterglas, nimm einen Dreschflegel und eine Kolonistenmütze, nimm ein Weizenkorn und ein Maiskorn, nimm ein Stück Schreibpapier — und tue das alles behutsam in ein Museum! Bald wird nichts mehr da sein von unseren Kolonien. Bewahre auf, was du noch findest. Sammle Volksgut. Was? Volksgut . . .

Verelendet bis in den Tod fühlte sich der Mensch.

„Instrukteur für das Museumswesen im Kreis Balzer“, lautete mein neuer Arbeitsausweis. Budgetmäßig stand der Posten schon lange auf dem Papier; ich selbst hatte ihn vor einem Jahr eingeführt. Aber bislang hatte sich um ihn noch niemand beworben; man bewarb sich nicht um Lächerlichkeit, ebensowenig wie um das Sterben. Museumspflege, das war soviel wie eine bessere Leichenpflege — in dieser hohen Zeit des „Aufbaues“. Aber sie war bitter nötig.

Ich hatte gehört, daß in den Kleiderkisten unserer Großmütter noch manches „gute Stück“ aus jener sagenhaften Zeit lag, da man in den Kolonien noch „altfränk'sch“ ge-

kleidet ging. Ihre letzten altfränkischen Hauben, Schürzen und Jäckchen mochten die Urgroßmütter in den 60iger Jahren des vorigen Jahrhunderts getragen haben; sie waren noch immer nach den Mustern der Ururgroßmütter, noch derer aus Deutschland, genäht worden. Noch bis in die jüngste Zeit hatten unsere „Weibsleut" über das „alte Zeug" da schamvoll gelächelt. „Gott, die wußte dös damals net anners", entschuldigten sie ihre Urgroßmütter. Jetzt aber war hiervon nichts und nichts mehr aufzustöbern. Umgearbeitet hatten die Frauen das „Altfränk'sche" schon, denn auch die Sarpinka konnte nicht mehr erstanden werden, nicht einmal mehr die spottbillig gewesene Sarpinka, dies gutkolonistische Handgewebte, das nach Balzer von Sarepta an der Wolga, von den Herrnhutern, gekommen, in Balzer verbessert und über ganz Rußland hin bekanntgemacht worden war. Jetzt wurden die Hemden alle. Noch vor einem Jahr war Sarpinkaspekulation dasselbe gewesen wie eine Weizenspekulation in Amerika oder eine Goldspekulation auf Alaska. Nun aber wog Sarpinka kein Gold und Gold keine Sarpinka mehr auf. In Saratow saßen die Hausfrauen auf dem Markt bei ihren Goldsachen und boten sie fast umsonst an. Keiner aber wollte noch Gold haben. Gold hatte keinen Wert, keinen Sinn mehr. Gold konnte man nicht essen. Kartoffeln, Kraut, Brot, das wurde wie ein Märchenglück gesucht. Aber Gold, püh, wofür ist Gold gut? Eine Handvoll Mehl, her damit! Nimm meinen Pelz dafür, hier, da haste ihn!

Mein Museum blieb leer, obwohl es nur ein kleines Zimmer war. Nach langem mühevollen Suchen fand ich ein Spinett und ein Arzneischränkchen, beide noch Mitgebrachtes, von irgendwelchen Urahnen mitgebracht. Die Gegenstände trugen noch Jahreszahlen wie 1739 oder 1754. Wie Ankerplätze im Sturm unserer Wolgageschichte bestaunten

wir diese Zahlen. Die Sachen waren noch 10 und 25 Jahre vor der Herwanderung unserer Altvorderen geschreinert worden, in Hessen oder in der Pfalz. Und hatten sich doch so lange gehalten, 160 und 175 Jahre lang. So weit reichten die Wurzeln unseres Volksherkommens zurück, sichtbar, greifbar, hier vor unseren Augen, hier, da stehen sie noch.

Aber so, wie jetzt die Kleiderkisten leer wurden, so waren in den letzten Jahren auch die Archive leergemacht worden. Überhaupt hatten Archive in den Kolonien noch niemals in hohem Ansehen gestanden. Es war wie mit den Friedhöfen. Der Teufel mag wissen, warum.

Die Friedhöfe waren in Ordnung, die Gräber in Reihen gepflegt. Aber der eine Friedhof hatte keinen Zaun, der andere kein Denkmal, kein einziger hatte einen Baum; nur Blumenstauden hier und da. Steppenfriedhöfe! Stein gibt es an der Wolga nicht. Das Holz muß aus dem fernen Norden geholt werden. Die Blumen und Bäume wachsen nicht so recht oder nicht gerade da, wo der Friedhof angelegt wurde. Man hat es immer wieder versucht, hat es selbst mit Maulbeerbäumen versucht und mit der Seidenraupenzucht, auch Weinberge wollte man anlegen, alles aber schon vor hundert und mehr Jahren. Derlei gedieh nicht. Die Sonne saugt den Boden wasserarm. Das Grün vertrocknet leicht. Nur für die Äcker, für den saftigen Boden, für Gemüsegärten reicht es, und auch dafür nicht immer. Obst gedeiht nicht, wohl aber gedeihen üppig allerlei Schlingpflanzen, die Wasser- und die Zuckermelone, die Arbuse, die Kürbisse, die Gurken. Aber wenn auch mal ein Friedhof oder ein Obstgarten der Landschaft einen Hauch von Innerlichkeit gaben, immer und immer war da noch dies: ewig dies Nichtwissen, ob nicht die Dürrejahre nun schon so oft aufeinander folgen werden, daß gar kein Bestand mehr ist; ob nicht die Regierung das Wolgavolk vertreibt;

ob nicht die trockene Luft das Volk selbst ausdörrt; ob nicht Bolschewiki und Kirgisen dem Volk den Garaus machen; ob man nicht besser auswandern täte.

Wozu noch Archive? Wozu schöne Kirchhöfe? Wozu herrliche Schulen und gar zu stolze Wohnhäuser? Es genügt, wenn es praktisch ist, einfach, wetterfest. Jeder Zierat ist unnütz. Wir sind nur Kolonisten. Wir sind allein hier. Wer braucht uns? Hat man zu leben, dann ist es genug. Ist es mehr, schadet es nichts. Aber gar zuviel Schönheit und gar zuviel Fröhlichkeit oder Gram, das ist überflüssig und bringt keinen Nutzen. Ein Kolonist ist ein Zweckmensch. Er haut sich für seine Freiheit und sein Leben, gewiß, aber er ist doch allein hier, ganz allein! Und das ist der Kummer, das ist das Unglück, der Volkskummer, das Volksunglück. Es läßt nicht mehr aufkommen, als für einen ordentlichen Überfluß gerade ausreicht. Die Schönheit aber bleibt arm. Der Kulturgeist bleibt immer stecken.

Fielen früher Archive oft Feuersbrünsten zum Opfer, so brauchten die Leute jetzt Schreibpapier. Man riß zuerst die leeren Blätter aus den alten Büchern heraus, dann die halbleeren und schließlich alle, um auf den Rand neue Wörter in die Vergilbung zu schreiben. Durchziehende rote und weiße Truppen brauchten Machorkapapier, zum Rauchen. Das Papier wurde in Handlänge, schräg geschnitten, zusammengerollt — zu einem Tütchen, Hundebeinchen genannt. Dahinein wurde das Machorkahäcksel geschüttet. Ein Teufelsgestank, dieser Machorkageruch; mit nichts zu vergleichen. Dann Samogon dazu. Welch lieblichen Duft verbreitete da doch der üble, erdigsaure Gerbqualm des „deitschen Duwaks", des „Blätterduwaks", des schwarzen Pfeifentabaks, den man in großen Blättern kaufte, selbst zerschnitt und überall rauchte, die Kirche ausgenommen. Diesen Tabak bauten die Katharinenstädter, früher nur für

unsere Dörfer, jetzt aber fragte ganz Rußland danach. Es war aber auch kein Duwak mehr da. Das war so, wie mit der Kolonistenpfeife, der langen. Früher von den Russen verspottet, weil sie sich mit dem, der sie im Gehen rauchte, im gleichen Takt hin und her schwang, rüsselartig, dünn, hätte jetzt gar mancher Mushik gern einen Zug daraus getan. Aber es gab auch keine neuen Kolonistenpfeifen mehr. Und erst recht gab es die rühmlichst bekannte, immer gut geräucherte Kolonistenwurst nicht mehr, die so vortrefflich schmeckte und sich auch lange hielt, daß unsere Amerikawanderer das Hausrezept in die Pampa und Prärie mitnahmen, wo einmal ein vom Weg gekommener deutschländischer Professor die Wurst als die Bauernwurst seines süddeutschen Heimatdorfes erkannte. „Wo kommen Sie her?" fragte der Professor den Wolgasohn. „Von der Wolga", sagte der. „Und wo lebten Ihre Urahnen in Deutschland?" fragte der Professor weiter. „Das weiß ich nicht", erwiderte traurig der Wolgasohn. „Nun, dann will ich es Ihnen sagen", sprach der Professor, „haben Sie das Rezept von der Wolga mitgebracht?" „Ja", sagte der Kolonist, „schon mein Urururgroßvater hat die Wurst zu machen verstanden." „Wie heißen Sie?" fragte der Professor. „Lorenz ist mein Familienname", erwiderte der Kolonist. „Aus Larheim in der Oberpfalz kommen Ihre Ahnen her", bestimmte der Professor. Und es traf zu. Das ist kein Geschichtchen, sondern so hat es sich wirklich zugetragen.

Diese Kolonistenwurst gab es an der Wolga nun nicht mehr, die Wurst, von der früher der Mushik gespottet hat:

Njemez, perez, kolbassa,
Kupil loschadj bes chwosta —
Njemez, Pfeffer, Wurst,
Kaufte ein Pferd ohne Schweif,

worauf dann der Kolonist spottete:

Russki-Pusski, Lämmerschwanz,
Hast ja drei Kobie verdanzt —
Hast ja drei Kopeken vertanzt.

Kartoffelschalen aßen Kolonisten und Mushik jetzt. Bis auch die alle waren.

Keinen Fetzen Papier mehr konnte man finden. Die Regierung druckte ihre Zeitungen und Dekrete auf gelbem Packpapier.

Ein wenig bessergestellt als die Bauern waren außer den „eingeschriebenen" Arbeitern und den Bolschewiki immer noch die Spekulanten.

In das Volksmuseum hing ich noch die Zeichnungen eines 12jährigen Jungen. Sie deuteten Talent an. Der Junge ist später verhungert.

Aus beginnender Verzweiflung verloren die Bauern die Geduld. Die wolgadeutschen Bolschewiki saßen auf Pulver. Aber sie versuchten zu beschwichtigen.

In jenem Winter ermordeten Jungbolschewiki — meist waren diese Jungens immer nur die Kinder der erwachsenen Bolschewiki — den weithin bekannten, von den Katholiken gleichwie den Lutherischen sehr geschätzten Pater Beratz, bei Mariental auf der nördlichen Wiesenseite. Damit begann die allgemeine Unruhe. Beratz war noch unter dem Zaren, 1914, in Ungelegenheiten gekommen, weil er zu unserem 150jährigen Geschichtsjubiläum ein Buch über die kolonistische Vergangenheit geschrieben und darin den russischen Behörden des 18. Jahrhunderts am Zeug geflickt

hatte. Das Buch wurde verboten. Jetzt rechneten ihm die Bolschewiki sein Eintreten für die Bauern gegenüber den Requisitionen schwer an. Hinzu kam, daß Beratz aus seiner Ansicht kein Hehl machte, daß, wenn nun noch ein oder zwei Jahre Mißernten folgen würden, der Beweis endgültig dafür erbracht sei: das Wolgadeutschtum muß Rußland für immer verlassen. Die häufigen Dürrejahre ermöglichten ihm keine weitere Entwicklung mehr. Ein halbes Jahr später schon erfüllte sich seine Voraussage. Unser Volk ging auf die Flucht.

Eines Nachts lockten Jungbolschewiki den Pater aus dem Haus und auf das freie Feld mit der lügnerischen Nachricht, eine Frau liege im Sterben, er solle sofort kommen. Unterwegs erschlugen die Kerle ihn. Die Katholischen rüsteten daraufhin zu einem Aufstand. Die Tscheka hielt sich aber zurück. Sie gab vor, die Mörder hätten den Pater für einen anderen Kolonisten gehalten, einen Spekulanten und Konterrevolutionär. Es liege somit ein Versehen vor, die Schuldigen würden bestraft werden. Auf diese Weise hielt man die Bauern hin, unternahm aber nichts gegen die Mörder. Der Volksmund aber spottete nachher: Einer von der Rotte Korah ist jetzt um den Verstand gekommen. Ihm bleiben von Zeit zu Zeit die Gedanken stehen. Mitten im Gespräch verstummt er und stiert eine ganze Weile in die Ecke. Sodann weint er entweder still vor sich hin, als flössen ihm die Augen aus, oder er zieht erregt einen Stiefel aus und wirft ihn vielemal aus einer Zimmerecke in die andere, entsetzt von Ecke zu Ecke hüpfend. Das tut er so lange, bis ihn die Müdigkeit zu Boden wirft. Deshalb steckte man ihn in ein Irrenhaus bei den Russen.

Dennoch waren die Roten gezwungen, immer öfter schon gegen ihre eigenen Leute, die Arbeiter und Armutsbauern, die Lumpenproletarier und das fahrende Gesindel, vorzu-

gehen. Die unteren Volksmassen merkten an ihrem Hunger den roten Betrug. Nicht reich waren sie geworden, sondern sie verhungerten zuerst. Die Roten aber sorgten für sich selbst hinlänglich.

Die russischen Dörfer verfuhren in solchen Fällen mit den Bolschewiki bestialisch; sie hatten es ihnen ja vorher nur abzugucken gebraucht. In Dörfern, die an Flüssen lagen, packten die Mushiken die mißliebigsten Roten an den Beinen und schleiften sie auf das Eis. Dort schlugen sie Löcher bis hinunter in das Wasser. Immer zwei Löcher nebeneinander. Banden den Roten an einen Strick und warfen ihn in das eine Loch. Der Rote versuchte, durch das andere wieder an die Luft zu kommen. Nun banden die Mushiken ihn an einen zweiten Strick und stießen ihn wieder hinunter. Und dann hielten sie ihn abwechselnd zwischen den Löchern unterm Eis und an der Luft in den Löchern im Eis. Jedesmal, wenn sie ihn heraufzogen, fragten sie ihn:

„Rot oder weiß?"

Aber wie der auch antwortete, sie stießen ihn immer wieder hinunter, lachten ingrimmig. Bis er dahin war.

Die Kolonisten taten derlei nicht. Ich entsinne mich keines einzigen Falles, in dem sich die Kolonien einen einzelnen Roten vorgenommen hätten. Sie gingen immer entweder geschlossen, in Gruppen oder ganzen Dörfern, vor — oder sie verbissen sich die Rache. Das ist noch ein Stück unserer Volksgeschichte gewesen. Seit Menschengedenken handelten die Kolonisten gegen äußere Gefahren, wenn es um Tod oder Leben ging, gar in Notzeiten gegen den Hunger, gemeindlich geschlossen wie ein Mann. Hätte dies Volk irgendwann einmal zu einem Volkskrieg ausgerüstet werden können, alle wären zur Stelle gewesen. Das deutsche Alleinsein in der Steppe macht einig. Das konnten unsere Volksmänner nie genug an unseren Kolonisten rühmen.

Vor den Katholischen hatten unsere Roten mehr Kampfrespekt als vor den Lutherischen. Die Katholischen sind unser am weitesten in die jenseitigen Nomadensteppen vorgeschobener Volksteil. Sie sind dort, dort im Katharinenstädtischen, grausamer, handgreiflicher, fanatischer, angriffsbereiter geworden.

Je weiter in das Frühjahr 1921 hinein, desto ärger quälte der Hunger die Bevölkerung. Aufstände flackerten auf. Um aber diese örtlichen Aufstände nicht zu allgemeinen werden zu lassen, führten die Sowjets die Einzelhinrichtung für Massenaktionen, die „exemplarische Bestrafung zur Abschreckung" ein.

Da hatten im Februar Armutsbauern und Heimarbeiter in einem bergseiter deutschen Dorf das Kronsmagazin eigenmächtig geöffnet und daraus Sarpinka und Nahrungsmittel genommen. Ein für die Zustände von damals recht harmloser Raubüberfall, ein Mundraub sozusagen, der in ruhigen Zeiten auch den Anstiftern nur Gefängnisstrafen eingebracht hätte. Selbst Mörder waren früher „nur" nach Sibirien verschickt worden, wenn es kein politischer Mord gewesen war.

Unsere Roten aber fingen sich ein Dutzend der Aufrührer und stellten sie vor das Revolutionstribunal in Balzer, das nun schon eingesetzt werden mußte, nachdem die zivilen Volksgerichte nichts mehr ausrichten konnten. Das Tribunal bestand aus Jugendlichen. Ich saß mit nur wenigen Zuschauern auf den Bänken für das Publikum. Die erste öffentliche Verhandlung des Tribunals! Und doch nur wenig Zuschauer. Morde waren Alltäglichkeiten.

Die Aufrührer wurden der Reihe nach vernommen. Sie gaben immer die gleiche Antwort.

„Ich hat' so'n große Hunger" oder „Mein Kinder hun nix anzuziehe" oder „Mir kanne nix kaufe."

Von den 12 Männern aber war keiner der Hauptschuldige. Das stellte das Tribunal im Urteilsspruch fest. Aber einer doch mußte als „Exempel“ dienen. Das Tribunal beriet im Nebenzimmer nur wenige Minuten. Dann verkündete es:

„Im Namen des Volkes! Um ein Exempel zu statuieren, wird der Bürger Friedrich Kummert zum Tode durch Erschießen verurteilt.“

Der Mann rührte keine Wimper. Auch die anderen taten völlig gleichgültig. Sie wurden freigelassen.

In der Nacht wurde Kummert auf dem Hof der Miliz erschossen. Er mag wohl bis zuletzt vermutet haben, daß ihn die Kerle doch noch verschonen würden. Denn als er in der Nacht geweckt wurde, bestand er darauf, seine Stiefel anziehen zu dürfen.

„Die brauchst du nicht mehr“, höhnten die Henker.

Auf dem Hof, barfüßig im Schnee stehend, wurde er an die Wand gedrückt. Vor der Salve schrie er auf. Weithin im Dorf war der Schrei zu hören.

Die Leute schüttelten sich vor Grauen. Nach zwei Tagen mußte der Leichnam noch einmal beerdigt werden. Die Hunde hatten ihn, dicht beim Friedhof, herausgescharrt.

Verwesung zog durch das Wolgaland.

Nicht nur die Bevölkerung war nun schon körperlich und seelisch erschlafft. Auch die Roten verloren an Gesichtsfarbe. Nicht so sehr aus Hunger, als vor Ermattung. Drei Jahre Bürgerkrieg hatten alle Menschen, Feind und Freund, erschöpft. Aber die Roten waren bis dahin im Kampf mit den Weißen „Sieger“ geblieben. Selbst die Polen vermochten sie aus der Ukraine hinauszudrängen.

Doch so tierisch auch die Hartnäckigkeit der Bolschewiki war, ihre Nerven verzerrten ihre Gesichter. Ein Irrenhaus bei Saratow haben sie von außen verschlossen, erzählten die Leute, und die Menschen darin in Leuchtgas verhungern lassen, um sie nicht mehr füttern zu müssen. Unter den Insassen befanden sich nicht wenige Bolschewiki.

Ein Katharinenstädter Tschekakommissar ritt jeden Tag frühmorgens in das Schlachthaus. Dort ließ er sich frisches Ochsenblut vorsetzen. Das trank er Glas für Glas aus. Menschenblut ekelte ihn schon an. Aber er wollte bei Kräften bleiben. Das Menschenschlachten erfordert Nerven.

Einmal schickte mir ein Bauer durch seine Magd in das Museum ein Körbchen mit Eiern, etwas Brot und Wurst.

„Soll das in das Museum?“ fragte ich, den Sarkasmus unserer Kolonisten kennend, wenn sie einem „eins geben“ wollen.

„Na, esse sollst du dös!“ lachte das Mädchen.

Ich litt Hunger.

Ein anderes Mal kam zu mir in das Museum, wo ich von früh bis spät saß, unmutig grübelnd, was man noch an Denkwürdigkeiten der Vergangenheit und Gegenwart auftreiben könnte, da kam ein junger, strohblonder Wolhynier, Kolonistensohn, herein, Gehilfe von Wendt, dem Parteisekretär, Ernst Balke. Der zog einen Bleistift aus der Tasche und ein Notizbuch.

„Sie sind immer noch nicht Parteimitglied“, redete er freundlich auf mich ein.

„Hat noch Zeit“, erwiderte ich, „ein anderes Mal vielleicht.“

Mit Balke konnte man sprechen. Er hatte seine Eltern auf der Fahrt aus Wolhynien an die Wolga verloren. Vor sechs Jahren, 1915. Sein Heimatdorf war eingeäschert worden. Die russischen Kriegsbehörden hatten alle Dorf-

bewohner an die Wolga getrieben. Ernst Balke war damals kaum 15 Jahre alt gewesen. Seine Eltern gingen am Typhus zugrunde. Mitten im Winter. In ungeheizten Viehwaggons. Jetzt glaubte der Ernst an den Kommunismus. Ein blasses Kindergesicht noch. Verlegen lächelnd, wenn man ihm etwas abschlug. Ratlos auch in den Lebensdingen. Allein und einsam. Aber verkommen mochte er nicht. Die Bolschewikenpartei ersetzte ihm die Eltern. Kläglich genug! Still steckte er Bleistift und Notizbuch wieder in die Tasche. Mein Museum interessierte ihn nicht. Leise schloß er die Tür hinter sich.

An demselben Tag begegnete ich auf der Straße einem der gerissensten Sarpinkaspekulanten von Balzer. „Karlche" nannten die Leute ihn nur. Ein verwegener Wucherer. Mit aller Welt stand er sich gut. Mit den Roten, weil die Spekulanten und Wucherer für den Warenhandel unentbehrlich waren, nur durften sie nicht am hellen Tage ihre Geschäfte machen. Mit der Bevölkerung, weil er es immer wieder verstand, notwendige Fabrikwaren und Lebensmittel aufzutreiben. Ein Gewaltiger seines Faches.

„Sie tun mir leid", sagte er im Gespräch zu mir, „ich will Ihnen eine Chance geben. Ihnen traut kein Tschekist ein Sarpinkageschäft zu. Ich habe da einen Wagen voll Sarpinka, der soll heute Nacht aus der Kolonie nach Solotoje gebracht werden. Setzen Sie sich drauf! Wenn Sie den Wagen aus dem Dorf bringen, ohne daß die Tscheka es bemerkt, gehört der Reinverdienst Ihnen. Abgemacht?"

Das war zugleich Hohn und Mitleid — und Schlauheit.

„Wenn aber die Tscheka Sie anhält", fügte er hinzu, „dann sagen Sie, für Sarpinka bekommen Sie über der Wolga einen alten kolonistischen Holzpflug für das Volksmuseum."

Ich lachte ihn aus. Ihm war das unbegreiflich. Kopfschüttelnd ging er weiter.

Hier Parteikarte! Da Sarpinkaspekulation!

Wolgadeutsche Sowjetautonomie . . .

In der Kellerwohnung ihres Hauses, dessen obere Stockwerke von Roten besetzt waren, lebte die Tochter eines früheren Großindustriellen mit ihrem Mann, einem russischen Maler, Nachkommen eines alten Fürstengeschlechtes der Mordwinen. Beider Dasein — eine einzige Entbehrung. Ihre Eltern hatten sich der Heirat widersetzt, weil er nur arm war, seine Eltern, weil sie nur eine Kolonistin von Herkunft war, freilich vermögend, aber keine Adlige. Der Bolschewismus hatte dann beide „nivelliert", den Reichtum und den Adel. Das Ehepaar aber blieb sich in Liebe zugetan. Die beiden hatten sich vor dem Krieg in Dresden kennengelernt, wo er die Malerei, sie die Musik studiert hatte.

Die junge Frau spielte mit Vorliebe Beethoven. Das trug uns über den Alltag hinaus. Wenn uns dreien das Herz weh tat, überantworteten wir uns Beethoven.

Dann war da noch eine kleine Sache. Dvoraks „Humoreske". Ihre aus der Melancholie so graziös aufspringende Heiterkeit, ihr Frohsinn im Herzweh, sie heilten unseren Kummer.

Beethovens Bezwingung des Schicksals durch die Architektur der Symphonien und Sonaten hatten wir vor einem Jahr auch in das Volk weitergeben wollen. Im Volkshaus zu Balzer hatten Symphonieorchester und Klaviervirtuosen einigemal Beethoven vorgetragen.

Das alles war dahin. Im Volkshaus fanden jetzt nicht einmal mehr Meetings statt. Musiker und Schauspieler waren in meiner Abwesenheit entlassen worden. Saratow holte sich seine Künstler zurück. Tschagin arbeitete ihm in

die Hand. Eine wolgadeutsche Autonomie war ihm ein großer Dorn im Auge. Das Volkshaus stand leer da.

In jenen Wochen zog durch die Umgebung Balzers ein junges Mädchen, eine Spiegelguckerin, eine Wahrsagerin.

Als sie nach Balzer kam, ging ich zu ihr in das kleine Haus, wo sie in einer mit alten, zerrissenen bunten Tüchern ausdrapierten Stube hockte, mit gekreuzten Beinen, im fahlen Schimmer einer Petroleumlampe, vor sich einen Spiegelscherben, weiß Gott woher. Ich fragte sie aus Neugier nach meiner Zukunft. Sie blickte müden Auges in den Scherben, verzog keine Miene. Dann flüsterte sie:

„Ich sehe einen Wagen kommen, darauf liegen Kartoffeln für dich."

Den anderen verhieß sie Mehl oder Fleisch oder Speck oder auch nur Mohrrüben. Das war schon die Hungersnot.

Seitdem Tschagin sich in Katharinenstadt zum Bolschewikenkönig ausgerufen hatte, quälte mich der Gedanke, dem Wolgaland Valet zu sagen.

In den Kolonien von Altertümlichkeiten für ein Volksmuseum sprechen, hieß, die Hungergestalten zu Grimassen erheitern.

In eine unserer Beethovensonaten unten in der Kellerwohnung drangen eines Abends die Trompetenstöße eines roten Reitertrupps.

Ein Bauernaufstand hatte in der Nähe begonnen. März 1921.

Wie es zu diesem Aufstand kam, ist bald gesagt. In den drei voraufgegangenen Jahren hatten die Bolschewiki Scheunen und Keller der Kolonisten und Mushiken bis auf das letzte Korn geleert. Weder Kolonist noch Mushik hatte noch etwas zu essen. Schon tausendmal hatte der Hunger ihnen alle Gedärme umgedreht. Nicht einmal die Frühjahrssaat konnte zusammengescharrt werden.

Da rotteten sich zuerst von Hof zu Hof, bei Russen und Deutschen, dann von Dorf zu Dorf, alle noch irgendwie kräftigen Männer zuhauf und marschierten ziellos hin und her, hier Gerechtigkeit fordernd, dort Brot oder Saatgetreide, anderenorts revoltierend, drohend und plündernd, wo ihnen noch ein volles Staatsmagazin begegnete. Schon vorher hatten dafür die Bolschewiki manchen dran glauben lassen.

Jetzt aber marschierten die Mushiken und Kolonisten gemeinsam auf Balzer.

Balzer war auch der militärische Stützpunkt dieser Gegend. Neue Truppen mußten herangeholt werden. Näher und näher rückten die Bauernhaufen. 5000 oder 6000 Männer, jung und alt. Sie zogen daher, sich vor Hunger kaum noch Rechenschaft gebend über ihr verhängnisvolles Beginnen. Sie marschierten völlig ungeordnet, ohne Kommando, nur von einem Ziel beseelt: sich den Roten stellen! Die Roten zur Abhilfe oder zur Änderung ihrer Politik zwingen!

Ihr Führer war der Tod. So mögen im Januar 1906 in Petersburg die Arbeitermassen sich vor das Winterpalais zum Zaren gewälzt haben, um von ihm Freiheit und Brot zu erbitten oder zu erzwingen, einerlei wie, an jenem Blutsonntag, den die Bolschewiki als den Beginn ihres bewaffneten Aufstandes gegen die Welt, ihres blutigen Weltsonntags, feiern, dem sie zustreben, nachdem sie Rußland

im Blut ersäuft haben. Sie werfen die Schuld auf den Zaren und auf den Priester Gapon, den Verräter, der die Arbeiter anführte. Aber sie selbst sind Gapons. Sie gestehen freimütig und zynisch ein, daß sie die Arbeiter 1905 mit Absicht zu unerfüllbaren Forderungen aufgestachelt haben, zum bewaffneten Aufstand, um den Weltbürgerkrieg zu beginnen. Anstatt Brot, erwirkten sie für die Arbeiter den Tod.

Vom Kirchturm in Balzer beobachteten die Bolschewiki das Herannahen der Aufständischen. Maschinengewehre standen hinter den Zäunen, Reiter lagen in den Höfen versteckt auf dem Weg ins Dorf, den die Bauern kommen mußten. Heimliches Warten. Kein offener Kampf. Im Hinterhalt warteten Wegelagerer auf ihre Opfer.

Die Schneeschmelze hatte begonnen, jedoch die Felder waren noch weithin von Schnee bedeckt. Ein sonniger Tag stieg auf. In verstreuten Haufen sammelten sich die Bauern vor dem Dorf, bewaffnet nur mit Knüppeln, Sensen, Äxten, Spaten, Gabeln. Still und vergrämt schritten sie über die Felder daher. Im Dorf regte sich nichts. Den Aufständischen wurde keine Warnung zuteil. Sie ahnten nicht, wie stark die Truppen der Roten sind, sie wußten auch nicht, ob Truppen in Balzer sind. Und sie fragten auch nicht danach. Ihr Recht ist es, wähnten sie, die neue Regierung abzusetzen in allen Dörfern. Sie wollten selber eine Regierung bilden. Noch bis vor kurzem uneins, ja, einander feind, handelten jetzt Mushiken und Kolonisten gemeinsam. Ein einziger Haufen Verhungernder. Sterbende wollten Frieden, nur Frieden im Land aufrichten. So torkelten die 5000 oder 6000 vor das Dorf.

Maschinengewehrfeuer setzt ein. Unzählige Bauern fallen um. Die anderen aber dringen unentwegt weiter. Ihnen entgegen rasen aus den Verstecken die roten Reiter. Ihre

Säbelhiebe spalten vielen die Köpfe, schneiden anderen die Schultern entzwei. Und ihnen folgen Infanteristen. Mit dem Bajonett voran. Ein kurzes viehisches Gemetzel.

Die Aufständischen kommen nicht mehr vorwärts. Verwirrung erfaßt sie. Ihre Leiber scheinen ohne Köpfe zu sein. Sie wenden sich um, stieben auseinander, die Masse teilt sich in zahllose Häuflein auf. Die Aufständischen fliehen. Hinterdrein die Roten — schießend, fluchend, stechend.

Nach einer kleinen Stunde herrschte ringsum Totenstille.

Auf einer schneebedeckten Fläche bis zum Horizont liegen unzählige Tote und Verwundete. Von den Roten aber erlitt keiner auch nur eine Verletzung.

Die Kommandeure untersagten den Soldaten, den Verwundeten Hilfe zu leisten. Kein Sanitäter weit und breit. Nur die eine Gnade kannten sie: Wo noch ein Verwundeter nicht schon in den nächsten Viertelstunden seinen Odem aufgibt, der durfte eine letzte Kugel in den Kopf erhalten.

Dann begann das Aufräumen. Die Leichen mußten fortgeschafft werden. Aber noch Wochen später, als der Schnee weggeschmolzen war und die Felder grün wurden, fand man da und dort noch tote Menschen. Weitab vom Dorf, in den Gräben.

Unmittelbar nach der Niedermetzelung wurde die Dorfbevölkerung zur Beiseiteschaffung der Toten mobilisiert, voran die Intelligenzija. Ich gehörte dazu. Ich ging mit Freunden die leere Straße hinab, die nach Moor und Waulino führt, in die Felder hinaus. 400 Leichen allein auf einer Fläche von einem Geviertkilometer zählte ich flugs.

Vor der Kolonie standen Ziegelscheunen. Da hielten sich einige Bauern versteckt.

Zwischen einer Scheune und dem letzten Zaun kniet, sehe ich, vor einem Soldaten ein hagerer, rotbärtiger Russe in Lumpen. Er fleht den Soldaten an, ihn nicht zu erschießen.

„Ich habe, mein Söhnchen, vier Kinder zu Hause", spricht er demütig, „bezeige mir Gnade!"

„Ach, nein, Väterchen", erwidert gelassen der Soldat, das Gewehr anhebend, „siehst du, das ist nun ja so: wenn du mich gefangen hättest, würdest du mich totschießen. So aber habe ich dich gefangen und . . ."

Der Alte neigt den Kopf. Ein Knall schneidet leicht durch die kalte Morgenluft. Der Mushik kippt vornüber. Sein Schädel ist durchschossen. Die obere Hälfte fliegt beiseite. Blut und Hirn fallen in den Schnee. Das war das ganze Leben des Alten. Der Soldat aber ging suchend weiter.

Später dann erzählten mir die Freunde, wie derselbe Soldat einen deutschen Bauernjungen, der sich in einer anderen Ziegelscheune versteckt hatte, auftrieb, bis an den Zaun. Dort wandte der Junge sich um und kehrte dem Soldaten das Gesicht zu, lehnte sich an den Zaun, fiel aber sogleich wie ein Sack zu Boden — der Soldat hat ihn in den Leib geschossen. Er mochte denken, der Junge sei tot. Er ging weiter, immer noch suchend.

Der Junge aber besaß auch im Augenblick des Todes noch so viel Erhaltungswollen, daß er sich nur tot stellte. Und als das Aufräumen vorüber war, kroch er unter Schmerzen in den Hof eines Bauern, von dort wieder in den Hintergarten, bis ihn dann ein Kolonist fand.

Heimlich, nachts, wurde der Junge aus dem Dorf gebracht in eine andere Kolonie. Unter einem Segeltuch. „Rindfleisch". Dort, in . . . taten die Leute ihn in das Krankenhaus.

Er lag dort bis zu seiner Genesung. Das ganze Dorf wußte von ihm. Tagtäglich gaben die Leute sich Bericht:

„Er kann schon wieder essen." „Er kann schon ein Stündchen aufstehen." „Er ist schon fast gesund." Und dann: „Er ist gestern in der Nacht von seinen Eltern heimgeholt worden."

Den Roten aber sagte von der Errettung des Jungen keiner auch nur ein Wort.

Es war ein Schweigen des Volkes, als hätte die Ewigkeit sich herabgesenkt in die Steppe.

Seit jenem Frühjahr konnten die Kolonisten keinen Gedanken mehr ohne wehes Wimperzucken zu Ende bringen.

In die Volksgeschichte ist der übermenschliche Verzweiflungskampf nur mit dem einen Wort der Selbstverspottung übergegangen — „der Knüppelkrieg". Einfach genug. Ohne Waffen gingen die Bauern gegen Maschinengewehre an, gegen Reitersäbel und Handgranaten. Aber es war ihnen schon einerlei, ob sie verhungern oder ob die roten Machthaber sie erschlagen.

Nach dem Knüppelkrieg folgten zwei Jahre Mißernte und Hungersnot.

Ermuntert durch die Tschaginiade, fahndeten die Russensowjets in Saratow auch parteilose wolgadeutsche Intelligenzija aus unseren Dörfern für sich heraus. Sie gaben ihnen in ihren Ämtern, so in den Schulabteilungen, hohe Stellungen, gute Löhne, allerlei materielle Vorrechte und, was noch mehr bedeutete, eine gewisse Arbeitsfreiheit. Der eine, Sozialist, aber nicht Bolschewik, ein Bauernsozialist, leitete jahrelang das gesamte Schulwesen im Gouvernement, und da es wolgadeutsche Hochschulen nicht gab, studierte unsere Jugend gern in Saratow, wo wolga-

deutsche Professoren lehrten. Unsere „Alma mater Saratoviensis“ bildete Ärzte, Philologen, Ingenieure, Naturwissenschaftler heran, schlecht genug, aber doch irgendwie. Unser erster Germanist, Dinges, stammt von dieser Universität, die ihn auch zum Professor ernannte. In Katharinenstadt aber und in unseren anderen Kolonien wurde jeder zu Boden gedrückt, der von sowjetwolgadeutscher Autonomie sprach, ja, die Saratower Russensowjets förderten bewußt die deutsche Sprache und Bildung, in ihrem Sinne gewiß, aber die wolgadeutschen Partei- und Sowjetbehörden mußten sich von den Saratowern jetzt auslachen lassen, weil sie der russischen Amtssprache das Deutsche noch nicht als obligatorische Amtssprache zur Seite gestellt hatten. Sie verbargen sogar noch das bißchen Hochdeutsch, das unter ihnen gesprochen wurde; und um bei Tschagin nicht als Separatisten in Verdacht zu kommen, gebärdeten sie sich noch russischer als vorher unter Schaufler. Es kam so weit, daß die wolgadeutschen Sowjets sich an die russischen in Saratow um deutschsprachige Schulbücher wenden mußten, bis dann die Kremlregierung selbst eingriff und das Hochdeutsche als Amtssprache für die Kolonien durchsetzte, damit die Wolgasowjets unserer Bevölkerung den Bolschewismus endlich in der Sprache beibringen, die sie versteht, nicht nur auf russisch. So ergab sich dann unser erstes Sprachengewirr, aus dem Deutsch der Sowjetdekrete und dem Deutsch der Bibel, aus dem Russisch der Tschagin und aus den deutschen Mundarten unserer Dörfer. Das Wort Weltproletariat wurde in Allerweltsproletariat übersetzt, ohne daß die Komik zuerst auch nur geahnt wurde. Das erinnerte an jenen ersten Revolutionsruf provinzieller russischer Fabrikarbeiterinnen: „Es lebe der Achtstundentag von acht bis acht!“, den vielleicht 1905 ein Witzbold erfunden hatte, über den aber seit

der Revolution 1917 unablässig spöttisch gelacht wurde.

Über fünfzehn Jahre sind jetzt seit Tschagins Selbstkrönung vergangen, jedoch der Kampf des volkstreuen Teiles unserer Bevölkerung mit dem Bolschewismus währt an. „Man darf nicht vergessen, daß es in unserer Mitte noch Feinde gibt, die mit dem faschistischen Deutschland verbunden sind“, gestand noch am 4. Dezember 1935 in dem Moskauer Regierungsblatt „Iswestija“ ein wolgadeutscher Bolschewik aus Mariental ein. Sehr bezeichnend! Wo bekommen unsere Leute die Verbindung ausgerechnet zum „faschistischen“, will sagen nationalsozialistischen Deutschland her, das an der Wolga doch allein vom bolschewikisch verzerrten Hörensagen bekannt sein kann? Wie stark doch ist dies steppendeutsche Volkstum im letzten Keim noch, wenn „unserne Buwe“ es in Moskau immer noch als ihren öffentlichen Feind ausrufen müssen! Und sie rechnen mit dieser Feindschaft noch für lange Zeit. Sie allein werden mit dem Widerstand des Volkstums nicht fertig. Es gebricht ihnen an Intelligenz. Im November 1935 erbaten sie von den Russensowjets in Saratow die Einrichtung einer wolgadeutschen Abteilung für den Sowjetaufbau bei einem der Saratower Institute. Dort sollen Kolonisten für sowjetautonom-wolgadeutsche Regierungszwecke hergerichtet werden. Und die Russensowjets erteilten ihre Zustimmung mit Freuden. Natürlich! Nichts ist ihnen lieber als eine ewige Tschaginiade im Wolgaland.

Die Zeit bricht ab

Der Aufstand von Balzer ist lange Zeit der letzte gewesen. Nicht nur die Menschen, die Zeit selbst schien eingeknickt zu sein. So öde und trostlos liegen leere Flußbetten da. Bleicher Sand darin. Kieselsteine. Reisige. Wo noch ein Tümpel ist, verdunstet er in der heißen Sonne. Die Luft steht still. Verwilderte Hunde streifen umher. Nur noch die flachen Uferränder gemahnen an die Wasser, die je und je das Land durchströmten. In der Wolgasteppe hin und her ein ächzender Bauernwagen. Kühe davor. Keine Pferde mehr. Oder auch Menschen, drei, vier. Sie ziehen den Wagen. Sie ziehen den Pflug.

In jenem Frühjahr, als der Wolgaeisgang verrauscht war, blieben die Schiffe am Ufer angeseilt. Es gab für sie nichts mehr zu heizen, nichts mehr zu tragen, kein Holz und kein Öl mehr, keine Menschen und kein Getreide, kein Leder, kein Eisen, kein Mehl und kein Fleisch mehr. Zog aber dennoch einmal vielleicht ein Schleppdampfer noch eine oder zwei Barken den Strom hinauf oder hinab, so keuchte er unerhört, als schleppe er eine ganze Stadt satter Menschen hinter sich her, so leer waren seine Maschinen, und doch standen oder lagen auf den Barken nur dürre Menschengerippe, vielleicht tausend oder auch zweitausend. Die Hungersnot zehrte die Völker Rußlands aus.

Wohl führte der Strom wieder Riesenschwärme fetter Fische aller Art mit sich. Aber kein Mensch mehr in unserer Nähe wollte noch Fische essen. Die Menschen ekelten sich im Verhungern vor den Fischen. Sie barmten, die Fische hätten sich an Menschenleichen zuhauf satt und fett gefressen, denn es warfen damals die Überlebenden ihre Toten winters auf das Wolgaeis und sommers in die Fluten hinaus, so elend und schwach waren sie geworden. Wenn noch eine Mutter ihr Kind säugte, so sog und sog dies Kindchen an ihren schlaffen Brüsten und konnte doch nichts zuwege bringen, denn der Mutter Brust war versiegt, und die Muskelchen des Kindes waren lahm, so sehr es auch das Bäuchlein beim Saugen einzog, um sich zu sättigen. Die Bauern kehrten in den Scheunen, als es Zeit wurde zu säen, mit kahlen Besen den letzten Staub zusammen, weil auf dieser Stelle in guten Jahren immer noch wieder ein Weizen- oder Gerstenkorn herumgelegen hatte, und weil vielleicht jetzt noch im Staub ein einziges Körnchen zum Brotbacken liegen könnte, meinten sie. Aber es lag keines mehr da. Und sie streuten verzagt den Scheunenstaub über den Acker, wo sie selbander die Pflüge durch das Feld geschleppt hatten, weil ihnen das letzte Vieh eingegangen war, und sie flehten dabei gen Himmel um ein Erbarmen und Einsehen oder auch nur um ein wenig Gerechtigkeit.

Doch je wärmer die Tage wurden, desto lauter wurde der Jammer. Die Männer haderten, die Sonne werde auch in diesem Jahre wieder den Wolgastrom bis auf den letzten Tropfen austrinken. Sie werde die Wasser heimtückisch forttragen und ausgießen über fernen, unfruchtbaren Sandwüsten, unsere Ackersteppe aber bliebe wiederum ohne Regen. Und wenn das geschehen sei, dann stünde der Menschen Fuß nicht mehr auf trächtigem Boden, und ihre Herzen würden erlahmen. Nur klappernde Skelette würden dann noch Gebete zum Himmel hinaufrufen können; so vergrämt waren die Männer.

Und wie sie ahnten, so geschah es. Was sie gesät hatten, verdorrte. Die Wolga verdunstete. Die Steppenerde zer-

barst und spaltete sich, daß man Garben in die Risse hätte hineinlegen können. Keine Ameise fand auf der Erde auch nur einen Mundvoll Essen. Und die Menschenleiber schwollen auf bis zum Leibesumfang der Pferde oder Kühe. In ihrem Körper war allein noch Wasser, das allein ihre Nahrung geworden war. Die Arme wurden dick wie die Beine, die Beine aber dick wie die Köpfe, die Augen fielen in die Schädel zurück und verloschen im Wasser. Und zuletzt, schier über Nacht, als schon der Hungertod in ihnen umging, da schrumpften die dicken Leiber bis auf die Knochen zusammen. Die Menschen fielen um und waren tot. So begann die Wolgamenschheit auszusterben. Nirgendwo mehr war Rettung.

Aber es erzählten sich die Russen und die Tataren, die Kirgisen und die Kalmücken die wundersame, die schmerzliche Mär, daß einzig und allein die deutschen Wolgabauern nicht Hungers zu sterben brauchten, wenn sie es nicht wollten, denn sie hätten noch ein Deutschland, wohin sie sich schleppen könnten oder von wo ihnen Brot und Fleisch und Mehl und Balsam und alles, was sie sich wünschten, geschickt würde, wenn sie nur wollten, denn Deutschland sei auch in der Armut noch reich, und seine Macht nehme kein Ende, aber die deutschen Wolgabauern wollten ja nicht. Der Hochmut stecke in ihren Herzen, und das war wirklich so.

Die deutschen Wolgabauern lachten über so ein Bettelgerede hin und Bettelgerede her, und sie wurden um so stolzer, je heftiger ihnen die Magen im Hungerkrampf weh taten, je magerer ihre Wangen wurden, je tiefer die Furchen sich in die hohen, harten Stirnen legten. Denn wo sie anderthalb Jahrhunderte, wo sie durch fünf Geschlechterfolgen ohne Deutschland haben auskommen können, den großen, schrecklichen Völkerkrieg ein-

begriffen, ohne daß sie sich in den Stürmen ihrer Wolgazeiten auch nur einmal gebeugt hätten — jetzt sollten sie Deutschland anflehen? Jetzt sollten sie Deutschland vielleicht gar um ein Stückchen Brot anbetteln?

Nein, nein, nein! riefen die Bauern und sagten: Ihr wißt ja nicht, ihr Russen, Tataren und alle zusammen, wie sehr das Deutschland uns ausschimpfen würde, wenn wir so arm und so hungrig wieder nach Hause kämen, von wo unsere Altvorderen weggemacht sind in die fremde Welt, wie arg wir uns vor dem Deutschland schämen müßten, wenn wir ihm sagen würden, daß wir uns nicht mehr allein nähren und bekleiden können, daß wir wieder am Rhein oder in der Wetterau, in Schwaben oder in der Pfalz wohnen möchten, wo doch dort die Leute schon viel klüger und feiner geworden sind, viel reicher und stolzer, als wir waren. Nein, nein, wir machen nicht mehr zurück nach Deutschland, rechteten sie. Wir wollen lieber allesamt sterben.

Doch es kam gar bald die Zeit, da die Wolgakolonisten täglich mehr tote als lebende Menschen zählen mußten, und dann fuhr heimlich so mancher von seinem Hof in die Nacht hinaus als wie nach Persien oder China und machte doch draußen einen Bogen um das Dorf und fuhr still weiter in der Richtung nach Westen, nach Deutschland. Die Alten sahen ihrer Kinder Augen vor Hunger verlöschen, und sie zweifelten noch im Dahinfahren im Herzen: Oder sollte man besser nach Sibirien fahren? Oder über das Atlantische Meer zu unseren Brüdern und Schwestern von der Wolga? Oder sollte man sich besser totschlagen, einer nach dem anderen, in der Steppe, daß kein Russe und kein Tatare es sieht? Aber sie lauschten auf das bittende Stammeln ihrer Buben und Mädchen. Die hatten es in der Schule gelernt, daß jeden Abend von neuem die Sonne über Deutschland und am Rhein viele Burgen und

Schlösser verfärbt aus dem Grün der Wälder und Wiesen in den violetten, lieblichen Frieden des Abends und in das stille Blau der Nächte über dem Meer, und es sei genug der Seligkeit dort auch für arme Wolgawanderer, und es schlügen die Menschen einander nicht tot vor Hunger, denn mehr wußten die Kinder nicht von Deutschland. Und die Männer sprachen zu ihnen: „Der Kaiser aber ist nicht mehr in Berlin." Doch die Kinder weinten und drängten. Denn an der Wolga, da legten schon Mütter die Leichen ihrer Buben und Mädchen als Eßvorrat beiseite, oder sie bissen noch in ihre lebendigen Leiber, und wenn sie dafür zu Tode gepeinigt worden wären.

Es war nichts mehr zu sehen von Gott weit und breit. Die klägliche Enge der Wirklichkeit schien die Notwendigkeit der Freiheit Gottes zu sein.

In jenem Jahr sandten die deutschen Bauern den Peter Klapp auf Kundschaft aus nach Deutschland. Sie waren die stolzesten im ganzen Land auch in der großen Not. Der Peter sollte zuerst erfahren und gleich mitteilen, ob der Rote Zar und die Hungersnot noch lange so herrschen dürfen, ob es denn gar keine Menschen mehr gebe in dem Europa und Amerika, die dem unglücklichen Rußland zu Hilfe kommen, oder ob vielleicht die Wolgakolonisten jetzt nach Deutschland kommen sollen, wie es der Deutsche Kaiser und seine Generäle im Weltkrieg verheißen hatten, oder wie oder was. Sie hätten nur noch zu sterben.

Der Peter Klapp machte sich alsbald auf, und es begleitete ihn über Feld bis zur nächsten Stadt der Schafhirt Heß, Berthold Heß, genannt der „Rheinische".

„Nach Deutschland kommst du jetzt, Peter?" fragte unterwegs der Hirt.

„Ganz recht, Vater Heß", erwiderte Peter.

„Und wirst dort mit allerlei klugen Männern zusammen sein und vielleicht auch mit einem Professor beraten?" fragte der Hirt weiter.

„Auch das vielleicht", stimmte Peter zu, „aber warum wollt Ihr das so genau wissen?"

„Bub, lieber Bub", stieß der Hirt bang hervor, „hab' auch darauf ein Auge, von welcherlei Leuten in Deutschland wir Wolgaer herstammen. Tu' dich um, Peter, ob es rechtschaffene Leute waren. Denn guck, Bub, wie es auch kommen mag: Verhungern wir hier alle miteinander, so wird mir das leicht sein, wenn man weiß, daß wir von rechtschaffenen Deutschländern herkommen. Nimmt uns aber das Deutschland doch noch heim zu sich, dann mache ich für meine Sache nur dann heim, wenn meine und deine und unser aller Altvorderen von drüben keine Faulenzer und keine Hanswurste waren, keine Diebe und keine Gottlose. Ich tät mich sonst drüben in Deutschland gleich in das Wasser werfen. Was ist denn uns noch geblieben, Peter? Gar nichts, rein gar nichts mehr. Drum rat ich gut: Tu' die Augen auch darauf richten; es ist was wert für alle."

Verwundert gibt Peter zur Antwort:

„Aber, Vater Heß, derlei ist doch unnütz."

„Nicht, nicht, Peter", warnt der Schafhirt, „unnütz ist das nicht. Hast du nicht gehört, was die Kirgiser von Deutschland sagen, wenn sie bös werden? Die sagen, das Deutschland, das ist was Schlechtes, sagen sie, wenn sie bös werden."

„Verstehe ich nicht", zuckt Peter mit den Achseln, „was ist schon dabei. Die Kirgiser wissen von Deutschland auch nichts."

„Ja, aber sie sagen", richtet der Schafhirt sich zornig auf, „sie sagen, aus Deutschland kommt das Unheil. Die vorige Woche, Peter, hab' ich es selbst gehört. Auf dem Schiff, wo ich drauf gefahren bin, da kam ein Kirgiser an mich heran und fing das Erzählen an. Auf einmal sagte er: »Du bist ein Germanistaner, pfui!« »Was«, sag ich, »pfui, sagst du!« Und geb ihm ins Genick mit der Faust. Und da ist er ein Weilchen still, aber auf einmal sagt er dann weiter: »Euer Germanistan hat keinen Kaiser mehr. Auch wir Kirgiser waren einmal ein mächtiges Volk. Auch wir hatten einmal einen großen Fürsten, Nurali-Chan, Allah sei gelobt! Aber wie der Fürst im Krieg stand mit den Russen, da kam über ihn aus dem fernen, fernen Westen das Unheil, aus Germanistan. Als der Fürst einmal auf einem Stein schlief, kroch eine Giftschlange herbei und flößte ihm ihr Gift in die Adern, daß er starb. Seitdem sind wir Kirgiser kein großes Volk mehr«, sagte er. Und ich frag ihn: »Was hat denn das mit uns Wolgakolonisten zu tun?« Da sagt er: »Die Schlange kam aus Germanistan, von wo auch die Bücher mit der fremden Weisheit kommen, die uns tötet, und aus Germanistan seid auch ihr, die Kolonisten.« Und wie ich aufspringe und ihn wieder mit der Faust schlagen will, da ruft der Kirgiser so laut, daß es alle Leute gehört haben: »Und doch ist es wahr«, schreit er, »der Agitator in Astrachan hat gesagt, daß der Karl Marx in Germanistan geboren worden ist und daß er jetzt herrscht und nicht mehr der Kaiser Wilhelm, und das ist euer und unser Untergang!« So hat er geschrien, Peter. Und jetzt frag ich dich: Sind wir Kolonisten echte Deutschländer, oder sind wir Karlmarxe oder was?!"

Auf so viel Zureden konnte Peter Klapp nur die eine Antwort geben:

„Vater Heß, ich tu mich bestimmt danach um." — —

Die Steppenlandschaft und die Wolga schienen mit uns betrübt zu sein. Stumm und starr lagen sie da. Sollte unser Volksatem hier aufhören?

Ich habe in jenen Monaten mit Grauen gehört, wie Menschen vor Hunger das Erzählen anfangen. In sterbenden Stunden, wie aus Angst in der hellen oder finsteren Stille, um sich aus dem Alleinsein herauszulösen, im Dorf oder im Feld oder im Bett, in solchen Stunden fing manch einer an, auch wenn er allein war, laut vor sich hinzureden. Hörte man hin, so vernahm man, daß er irgend etwas erzählt oder aus der Erinnerung wiederholt. Ein Gebet vielleicht, ein Gedicht, ein Lied.

Geschichten erzählen, das war im Vergangenen bei den Kolonisten gleichwie ein achtsames Atmen des Menschen über der Wasserwaage gewesen. Ein Mensch atmet über seinem Schicksal. Dies Beispiel habe ich von den Graköpfen in Frank gehört.

„Ihr Jungen wollt es nur nicht wahrhaben", hatte ein Graukopf mich einmal zurechtgewiesen.

Aber uns Wolgajungen hat das Leben nicht am Herzen gepackt, sondern an Nerven und Muskeln mitgerissen. Wir sind groß geworden nicht in der Beschaulichkeit der Steppe, und so lockt uns auch keine Elegie unserer Heimatlandschaft und ihrer Menschen weit umher, nein. Viel zu erzählen, aus dem Stegreif zu erzählen, wissen wir nicht. Nur anzupacken, ein Haus auf einen anderen Platz stellen, das Schicksal zu fassen und, wenn es uns zu dreckig kommt, dreinzuhauen, ja, das ist unser Werk.

Jedoch die Steppe ist eine ebene Fläche, ein hoher Raum der Lüfte, und was der Mensch sich in sie durch sein erzählendes Wort hineinbaut, liegt als ein Bau zwischen Tautropfen und Sonnenlicht. Es ist eine Luftspiegelung nur, und dennoch mehr. Es ist ein Beieinandersein der gegenständlichen Wirklichkeit und eine unfaßbare Ferne des Denkens zugleich, ein Auseinandersein der Enden, und doch ein Gleichgewicht in der Mitte, im Wort des Erzählenden. Ein Irdisches und ein Nichtseiendes, nach deren Ebenmaß der Mensch hascht.

Das Erzählen des Steppenmenschen ist darum je und je eine Tat der Seele, geschehen zwischen Wirklichkeit und Ahnen, zwischen Leben und Traum.

Hat denn nicht jeder von uns Wolgaern irgendwie einmal beobachtet, daß der Steppenschnee auch im tiefsten Winter nicht immer ein hellflimmerndes Weiß ist, sondern daß er sich auch leichengrau und wie ein abgehärmtes Antlitz hinbreiten kann, gar in der ersten Frühjahrsschmelze, wie ja auch manchmal der Steppe sommerliches Kornkleid zu früh reift und in der Sonnenglut ihr Grün sich zusehends verwandelt in ein fahles, dürres, glasiges Gelb! Ja, ist es nicht so, daß alle unsere Steppenluft, wenn sie unbeweglich ist, die Eiskälte im hohen Winter gleichwie die Weißglut im Hochsommer, kolonistisches Denken und Fühlen flachdrücken kann, herunterdrücken, wo doch winters die Vögel totgefroren aus der Luft herniederfallen und sommers ein frühes, allzu frühes Grüngelb des Weizens Verdorrung und des Menschen Hungersnot ansagt?

Unbewegliche Luft in der Steppenöde ist nicht von Segen.

Aus solchem Empfinden heraus dann spricht der grauköpfige Kolonier, mild geworden durch die Erfahrung im Ackern und Ernten, deren Gleichmaß nicht in seine Hand gegeben ist, liebkosend von jeder Blume im Feld wie von

einem Kind ohne Schutz und Heimat. Ihm selber ist die Bangigkeit im Alleinsein Erfahrung. Er weiß, daß die viele raumlose Helligkeit jede Zartheit schon frühe hinnimmt, wie ja auch Sommer und Winter einander nur kurz abwechseln, dafür Lenz und Herbst aber stark sind und kräftig in Farbe und Duft.

So denn auch sorgen Schwarzerde und Wolga heimlich und fleißig für die Geburt der Brünetten ohne Zahl. Die Wolgadeutschen sind ein brünetter Menschenschlag, ein allzeit rüstiges, wetterfestes Arbeitsvolk, das zum Zeugen und Gebären nur die Mitternacht frei hat, wenn sie am finstersten ist. Seine braunen Augen sind tief im Kopf gelegen. Sie leuchten im Dunkeln. Über die Ozeane und Menschenalter hinweg erkennen sich die Wolgadeutschen an ihren Augen. Das sind süddeutsche Augen, scharfsichtig und blank geworden in der Nachbarschaft Asiens, durch anderthalb Jahrhunderte und mehr. Und wenn es darum für diese Muskelwerke, genannt Kolonisten, diese harten und doch so geschmeidigen Leiber eine Seelenwanderung gäbe, dann gingen die immer auf ein Großes und Überraschendes wartenden Seelen der erwählten Frauen in die Sonnenblumenfelder ein, und die Männer wanderten den Luftspiegelungen nach, denen sie sich hinterm Pflug grimmig verschlossen hatten.

Dann vermöchte auch die Wolga nicht mehr, sie zurückzurufen.

Die Sehnsucht, sagte der alte Wacker, ist der Gedanke Gottes in uns. Durch ihn leben wir. Wenn aus dem Meeresgrund, will ich sagen, Glocken heraufklingen, so ist da eine Stadt versunken. Die See trägt ihre Stimmen her-

auf zu den Menschen, und die Menschen versenken ihre Herzensgedanken hinab in die Fluten. Unsere Sehnsucht steigt auch hinaus über die höchsten Gebirge und holt sich das Himmelslicht heim in ihr Herz, darinnen sie alltags wohnt. Sie lebt mit uns all unser Leben im Spiegelbild der Ewigkeit und auch in der gegenständlichen Nähe. All unser Tagewerk ist Sehnsucht aus der Kleinheit und Enge in die breite Höhe und in das Farbenlicht der Erfüllung unserer stillen Träume. Unsere Werke selber sind greifbar gewordene Sehnsucht. Darum denn auch verlieren wir unsere Werke und unser Leben, wenn einmal die Sehnsucht dahin ist. Wir leben dann ohne Sinn und werden, herabgestürzt aus dem blauweißen flimmernden Äther der Sehnsucht, zu klapprigen Hebelwerken aus purem Gebein ohne Herzblut und Wärme. Eiskalt sind wir dann, unsere Schultern tragen ihre Lasten ohne Ziel, wären sie auch mächtig gleich den Flügeln der Windmühle. Unsere Adern und Nerven sind dann dünne rostige Eisenstränge. Ihre Bewegung hängt nur noch in Scharnieren. Sie knirschen grell wie leerlaufende, verkommene Garbenbinder. Und auch unser Denken ist dann nur noch ächzendes Hebelwerk.

In der Hungersteppe, weit jenseits der Wolga, ist ein Dorf verschollen. Reisende erzählen von ihm mit Grauen und mit der flackernden Angst des Menschen vor den bleichen Einöden zwischen Leben und Tod, darinnen der Verstand stillesteht.

Das Dorf liegt auf der Grenze zwischen saftigen Weizenäckern und großen Salpeterwüsten, die man die Hungersteppe geheißen hat. Noch bis vor wenigen Jahren wehrten sich die Bauern mit siegreicher Kraft gegen den Todeshauch der Wüste.

Doch Sonnenglut und Salpeterdunst erfaßten das Dorf mit dem Odem ihrer Unfruchtbarkeit. Ähre und Halm sind

aufgezehrt. Die Grasweide gleicht dem kahlen Kaspischilf mitsommers. Gläsern ist sie. Keine Biene mehr findet Nahrung. Knochenhart und dürr ist alles Leben. Und die Menschen haspeln gespenstisch durch die Gassen und Felder.

Sie suchen das kühle Süßwasser ihrer Brunnen, wie sie es je und je taten, wenn die Dürre kam, um es in Krug und Faß hinauszutragen bis an den Rand ihrer Äcker, wo der Salpeterhauch ihnen entgegenschlägt. Sie wollen ihre Äcker tränken. Aber die Brunnen sind verschlossen. Die Horde des Roten Khans hat die Brunnen versiegelt und hält Wache davor. Ohne Quellen steht das Dorf da.

Viele Geschlechterfolgen haben das Dorf vor der Salpeterdürre geschützt. Ihr Ackerwerk war erfüllt von der Sehnsucht, ein untergegangenes Paradies wiederzugewinnen. Denn noch aus uralter Zeit war die Wahrheit gekommen, berichtet noch von den Nachfahren großer Mongolenfürsten, daß einmal vor vielen Jahrhunderten das Land zwischen Wolga und China ein Paradies gewesen ist. Alle Völker der Erde zogen hindurch von Osten nach Westen und wieder zurück. Sie nahmen in dem Paradies für ihre Kriegsfahrten und Städtebauten, für ihre Festlichkeiten und Klöster der kostbaren Früchte und Hölzer, der Smaragde und Seiden und Erze so viel, wie immer sie brauchten. Sie verkauften all dessen die Unmenge bis hin nach Germanistan und Afrika und Indien, aber der Reichtum fand kein Ende. Über die Steppen galoppierten vor Jahrhunderten die Kriegsreiter Dshingiskhans gen Westen, strotzend in Kraft und Waffen. Über die Wolga drangen sie schwimmend auf ihren leichten Pferden, als sei das Gewässer der Erde selbst ihre wahre Heimat, und kein Feind konnte ihnen etwas antun.

Aber dann brach eine grausame Wende ein. Es fegten

auf einmal durch das Paradies statt der Mongolenhorden die Trockenwinde, die höllischen Sturmbräute. Sie kamen aus den warmen Südmeeren gleichwie aus dem Eismeer des Nordens. Sie trugen Dürre herbei, jahraus, jahrein. Der Saft der Erde verdunstete und alle Lebewesen vertrockneten. Sandfelder, groß wie die Meere, wälzten sich über die Trächtigkeit des Erdenschoßes. Ihrer Körner Schwere grub sich ein in alle Wiesen und Bäche, glühend im Sonnenfeuer. Das Paradies ward eine Hungersteppe, und nur noch lockende ferne Luftspiegelungen sind übriggeblieben von der vergangenen Pracht.

Doch dann erschienen aus Germanistan Ackerbauern und stellten der Unfruchtbarkeit das Tagewerk ihrer Hände und Sehnsucht entgegen. Sie waren gekommen, sich in der Steppenwüste eine neue Heimat zu errichten, und sie boten alle ihre Kraft auf, viele Jahrzehnte mit gutem Gewinn an Brot und Freude.

Bis dann das schaurige Jahr anbrach, da der Salpeteratem aus der Steppe den Sieg über sie gewann.

Nicht ihre Kraft hatte nachgelassen. Sondern das geschah damals, als die Macht und Größe des Weißen Khans zerstört wurde von der Roten Horde. Der Rote Khan und seine Horde überzogen das Land mit der Vernichtung aller, die ihnen keine Sklavendienste leisten mochten, sondern ihre Kraft verdoppelten, um frei zu werken auch fürderhin. Und die Rote Horde war bewaffnet mit eherner Gier und mit der Freundschaft der Hölle.

Zuerst nahmen die Roten Krieger den Bauern am Rande der Hungersteppe all ihr Korn, so daß sie nicht mehr säen konnten. Dann rissen sie ihnen die Kleider von den Leibern und schmückten sich selbst damit. Dann griffen sie ihnen in die Kisten und Keller und holten das Geld und den Essensvorrat heraus. Auch die Pferde nahmen sie, denn sie führten viele Kriege mit allen Völkern. Sie schlachteten sich die Viehherden weit und breit und tranken zu den Spießbraten das Blut der Tiere aus großen Gefäßen, denn sie konnten nicht mehr genug haben an dem Menschenblut. Und als dennoch die Bauern sich ihnen nicht unterwarfen, verstopften die Roten Krieger alle Brunnen der Steppe. Sie versiegelten die Brunnen und stellten Wachen davor. Die Quellen des Dorfes waren verschlossen. Alles Bauernwerk verfiel. Der Wüstensand wälzte sich darüber.

Hinfort verringerte sich von Tag zu Tag der Widerstand der Bauern. Sie konnten weder leben noch sterben. Ihrer Seelen Wagemut war nahe am Ende.

Zuerst hörten die Bauern auf, in die Ferne zu schauen, denn ihre Augen sahen nur noch das Verderben in ihrer Mitte aufwachsen. Dann verschlossen sie ihre Ställe und Keller, Scheunen und Kästen, denn sie waren leer. Dann vernagelten sie die Kirchentüren und die Fenster der Schule mit schweren Balken, als wollten sie weit über Land ziehen. Doch die Rote Horde umzingelte das Dorf. Dann verboten die Bauern den Müttern, neues Leben auszutragen, denn sie wollten nicht mit ansehen, wie die Frucht ihrer Leiber, zu Lichte gelangt, umkommt im Durste nach Milch und Zärtlichkeit und Leben. Dann auf einmal gebrach es ihnen an der Kraft, ihre Toten auf den Friedhof zu tragen; sie schleiften sie mit Stricken hinaus und weinten nicht, denn ihre Tränen waren versiegt. Und zuletzt, als die Rote Horde ihre Brunnen und Quellen verstopfte, um sie auszuhungern, als die Salpeterdürre auch ihre Knochen anpackte, da holten sie aus der Kirche, durch ein zerschlagenes Fenster, die große Dorfbibel vom Altar und legten sie auf einen schweren Tisch mitten auf dem Marktplatz. Sie schlugen das Buch auf und legten Steine auf die Blätter rechts und links, damit der Wind den Text ihrer letzten

Hoffnung nicht verwehe, und der hieß: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

Aber die Rote Horde drang in das Dorf ein und zwang die Bauern, das alte Buch zuzuschlagen und es ihr auszuhändigen, damit sie es draußen im Feld verbrenne.

An jenem Tag wich aus dem Dorf alles Leben und alle Sehnsucht im Tagewerk der Bauern. Die Herzen rissen sich los vom Himmel. Der Himmel selber verschwand über dem Dorf. Die Bauern klappten starr in sich zusammen.

Ausgeplünderte Jungkolonie

Ihre Körper waren fortan nur kaltes Gebein in Scharnieren. Von Stund an waren sie Hebelwerke ohne Herz. Stück für Stück hatten sie sich ihre Häuser und Äcker und Freuden und Hoffnungen nehmen lassen, und waren doch nicht ohne Seelen geblieben. Noch immer war ihr Tagewerk bewegt worden von der Sehnsucht, und wäre es auch nur die nach Erlösung vom Untergang gewesen. Selbst dann noch hielten sie sich wach, als sie ihre Herzen kaum noch schlagen fühlten, als ihre Friedhöfe von Leichen stanken und die Rote Horde die Brunnen verschloß. Jedoch als ihnen an jenem Tag der göttliche Sinn ihres Lebenskampfes abhanden kam, dargetan gewesen noch in

den Lettern der schlichten Dorfbibel, da hatte ihr Leben ein Ende.

Reisende erzählen, daß fortan der Bauern Tun aller eigenen Macht ledig wurde. So ist es noch heute.

Ihre Skelette bewegen sich allein noch im ächzenden Rhythmus vernachlässigter Maschinen. Ihr Odem ist ohne Wärme. Sie erheben sich allesamt zur Arbeit in der gleichen Stunde, wie ihnen befohlen wird, und sie legen sich auch zu der gleichen Stunde nieder. Ihre Arme strecken sie nach den Eßlöffeln und nach dem Brot oder nach den Feldgeräten zur gleichen Sekunde aus, wie sie der Rote Khan befiehlt. Die Kinder werden alle an demselben Tag geboren, und auch die Alten sterben, wie und wann es die Rote Horde will. Sollen die Bauern leben, so teilt sie ihnen das Brot in Stückchen zu, das sie selbst gebacken haben. Sollen sie aber sterben, so kann es der Rote Khan in einer Minute zuwege bringen.

Niemand aber weiß, wie lange das Dorf noch in den Scharnieren hängen wird. Denn nicht nur zur Sklavenarbeit braucht der Rote Khan die Bauern, sondern auch zu seiner Ergötzung und Belustigung. Quält ihn die Schwermut oder die Langeweile, läßt er sie tanzen. Die Bauern sind ihm knöcherne Spielpuppen. Ihr Gebein ist ihm Zeitvertreib. Seine Überheblichkeit vor dem Himmel hat keine Scheu.

Die Hungersteppe aber überdeckt das Dorf jedes Jahr mehr mit ihrem Salpetersand. Er rieselt in die Brunnen tagaus, tagein. Die Vögel sind davongeflogen. Kein Gras wächst mehr. Am Tage zehrt der Sonne Glut die Hirne der Menschen aus, und in der Nacht streut der Mond sein fahles Licht weithin über das Land. Der Äther ist Dunst.

Im Dorf aber, nächtens, steht ein Bauer auf und wankt zum Kirchplatz. Er bückt sich zur Erde und hebt etliche

Steinchen auf, wirft mit den Steinchen nach den Glocken im Kirchturm. Ihren Klang wähnt er als Botschaft durch die Welt tönen. Er blickt sich um und schaut lange Zeit in die Ferne, er meint, der Glockenklang werde in die ferne Welt hinausdringen, und er werde von dort eine Antwort holen, vielleicht aus Deutschland einen Zuspruch und Trost, meint er. Und es ist der einzige Bauer, der im Sterben noch nicht von Sinnen kam. Allein er noch weiß, wie das Dorf einmal hieß, und er spricht es, wenn er heimwärts wankt, leise vor sich hin: Morgentau, Morgentau.

Du weißt es, Gott:
Ich wollte nimmer betteln gehn,
Wollt nie vor fremden Türen stehn,
Wollt Mann sein ohne Not.
Nun, da die Leichentücher wehn
Und durch das Land Todengel gehn,
Wird mir's Gebot.

Du sahst es, Gott:
Ich hab von früh bis spät geschafft,
Gab nur der Erde meine Kraft,
War redlich Ackersmann.
Ich spart am Mund für Hof und Haus,
Nun ward groß Armut mir daraus,
Verzweiflung dann und wann.

Drum bitt ich, Gott:
Vergelt uns schwere Sünde nicht,
Laß Deiner Himmel Gnadenlicht
Die Erde neu erstehn!
Sei wieder Vater diesem Land,
Segne die Arbeit unsrer Hand,
Hör heißes Flehn!

Morgentau ist das erste Dorf gewesen, vor dessen Einfahrt die Todesfahne wehte. An einem Stecken ein schwarzer Tuchfetzen. Das Zeichen: Hier herrscht die Hungerpest!

Was sagt Europa?

Die Sinnlosigkeit der bolschewikischen Umwälzung offenbarte sich vollends, als die Menschen nicht mehr ergrübeln konnten, was sie mit sich anfangen sollen. Was sie taten, wurde hinweggewischt. Nichts anderes mehr hatten sie zu denken, als ihren Hunger und Durst zu stillen. Keine Sorge mehr war das. Eine Sorge glaubt stets auch, daß irgendein Ausweg aus Not und Sterben noch irgendwo da ist, er muß nur gefunden werden. Die Sorge geht aus, ihn zu suchen. So wird Sorge zur Tätigkeit, zur Arbeit, ja, sie kann ein Menschenleben mit einem Sinn erfüllen. Sie läßt dem Menschen noch ein Nützlichkeitsgefühl übrig. Der Mensch, der die Sorge von sich treiben will, bezeugt damit, daß er sich noch immer für nützlich hält.

Jedoch im Ergebnis des Kriegskommunismus der Jahre 1918—21 waren die Menschen Rußlands auf einen Stand gelangt, der sie vom wilden Tier nur noch durch ihren aufrechten Gang auf zwei Beinen, durch ihre Kleiderfetzen am Leib und durch das überwältigende Wissen unterschied, daß Brot Brot heißt, Krieg Krieg, daß Löcher in den Schuhen Löcher genannt werden. Niemand mehr rasierte sich noch.

Die Menschen hielten sich für unnütz. Was sie taten, war kein Tun. Ein Umherschauen nur war es, ein Fragen nach Essen, ein Umsichgucken von immer derselben Stelle aus. Der Mensch brauchte nicht mehr zu überlegen. Was zu denken war, gaben die Bolschewiki vor zu denken. So

blieb denn den Menschen nichts anderes mehr zu erdenken übrig, als wie ein Stück Brot zu erbetteln oder zu erschleichen sei. Wo an der Wolga oder sonstwo bei den Schiffsländen oder den Bahnhöfen früher den Reisenden von den Bauern 40 oder 50 Töpfe Milch, viele Laibe Weißbrot, gebratene Hühner, gekochte Eier, Melonen oder Obst zu Spottpreisen, wie im Schlaraffenland, angeboten worden waren, da blies jetzt der Wind. Auch die Läden waren leer. Niemand mehr sah sich nach Läden um.

Es gibt eine alte russische Fabel vom Kaftan des Bauern Trischkin. Der Kaftan war so voller Löcher, daß der Bauer, wollte er eines zunähen, ein neues in den Kaftan schneiden mußte, bis nichts mehr zurückblieb. Dies war jetzt die Beschäftigung der Menschen in ganz Rußland. Die Regierung stopfte die Löcher mit Dekreten zu.

Nach dem Bauernaufstand vor Balzer war ich in die Felder hinausgegangen, um einige der Eschenknüppel für das Volksmuseum zu holen, mit denen die Bauern gegen die Maschinengewehre gekämpft hatten. Die Eschenknüppel, sagte ich mir, sind ein volksgeschichtliches Zeichen der Zeit. Narretei? Spott? Politik? Nichts hiervon.

Ein Wandeln im Hohlspiegel war es. Die Stunden, Tage und Wochen waren so leer geworden, so flüchtig, so entseelt, der Begriff Zeit war so ohne Inhalt, daß jedermann wähnte, er könne in die Ewigkeit hineinschauen. Der gestrige Tag lag schon tausend Jahre zurück. Wären neue tausend Jahre und hunderttausend vorüber, dann hätte sich immer noch nichts geändert. Es konnte sich nichts mehr ändern, wähnte jedermann. Die Menschen blickten ohne

Willen in die Welt. Sie meinten, die Zeiten würden in Ewigkeit die gleichen bleiben, die unnützen, leeren, sinnlosen, Gezeiten ohne Lebensinhalt, ohne Arbeit, ohne Denken. Man hatte zum letztenmal vor tausend Jahren gegessen, man würde erst wieder nach tausend Jahren essen. Das Verdauen erübrigte sich, auch das Schlafen, und nicht einmal die Mühe des Sterbens brauche man sich zu machen. So entseelt waren die Menschen. Die Zeit selbst war zeitlos geworden.

„Zur Erinnerung an den Knüppelkrieg im Frühjahr 1921“ schrieb ich auf Papierstückchen und befestigte sie mit Bindfaden an die Eschenknüppel. Schwere, frisch vom Baum geschnittene Schläger waren es, grün noch in der Rinde, aus denen die kleinen Äste herausgeschlagen worden waren — noch mit denselben Äxten, mit denen die Aufständischen sich bewaffnet hatten. Auch Äxte lagen in den Feldern herum.

Vier oder fünf Knüppel hatte ich hereingeholt. Zeugen vergangener Jahrtausende, Mahnzeichen für kommende Jahrtausende, bildete ich mir ein und wartete, daß Besucher in das Museum kämen. Keiner kam.

Eines Tages fiel die Wirklichkeit mich wieder an.

„Wenn das die Tscheka entdeckt, ist dein Maß voll!“ besann ich mich.

Meine Beurlaubung vom Militär, noch von Schaufler befohlen, war wieder abgelaufen. Ich mußte mich wieder dem Kriegskommissariat stellen. Man kam aus dem Kreislauf nicht mehr heraus. Hier die Kulturarbeit, dort der Kriegsdienst, da die Tscheka!

Wohin, Wolga?

„Sie brauchen Klimawechsel“, gebot mir ein befreundeter Arzt, „sonst legt Sie die Malaria noch um!“

Wohin, Wolga?

„Fahren Sie in die Krim!“ empfahl der Arzt.

Doch schon lange vorher hatten ein Freund und ich, auf einem Wolgaschiff einmal, uns gefragt:

„Was sagt Europa?"

Und wir waren übereingekommen, uns aus Bolschewikien davonzumachen, wenn wir nicht mehr ein und aus wüßten. Nach Europa! Um Europa zu fragen, warum es Rußland sich selbst überläßt, warum es den Krieg mit den Bolschewiki aufgegeben hat, warum es den Krieg nicht wieder anfängt, warum es zusieht, wie Freibeuter Rußland ausplündern und seine Völker erschlagen.

Jetzt, vor den Eschenknüppeln im Museum, im Gefühl des Unnützeseins in der Zeit ohne Sinn und Seele, erwachte in mir wieder bei dem bloßen Gedanken an Europa der Wille zu einem Wieder-Nützlichwerden, das Verlangen nach Zeitwirklichkeit, nach der Nähe zu Menschen, die noch wissen, wozu sie leben, die am Tage arbeiten und in der Nacht ausruhen wie je und je, weil sie noch mitgehen im Schritt der Weltgeschichte und der Menschheitsentwicklung, zu Menschen, die noch klug werden vom Sinn ihrer Sorgen und die noch wissen, daß es außer dem Hunger nach Brot noch den Hunger nach Leben im sinnvollen Schaffen gibt. Wäre einer dahergekommen und hätte mir einen Arbeitskontrakt zur Unterschrift angeboten, nach dem ich für das ganze Leben auf ein ordentliches Sattsein verzichten muß, dafür aber wieder ein Mensch sein darf in Europa mit dem Gefühl für die Wirklichkeit der Minuten, Stunden und Monate, mit dem Bewußtsein, daß die Welt und die Menschen darin nach dem großen Krieg wieder in Frieden vorwärtsstreben, daß sie um ihren Lebenssinn noch kämpfen, darüber froh sind auch im Leid, mit dem Bewußtsein, daß es noch Saat und Ernte gibt, daß noch Häuser gebaut werden, daß es noch Bücher gibt, die von der Wissenschaft erzählen, noch Theater und Konzertsäle, die nicht

in Kasernen verwandelt sind, sondern wo die Menschen gesittet Shakespeare oder Dostojewski, Händel oder Tschaikowski oder Goethe lauschen, wenn einer dahergekommen wäre und hätte mir auch nur den geringsten Teil dieser Seligkeit versprochen, ich hätte den Kontrakt unterschrieben. Nur ein Stück trocken Brot, ab und zu eine Suppe, hin und her einen Zwirnfaden und eine Nadel, um die Wäsche zu stopfen, eine Bürste, um die Kleider zu reinigen, ein Stückchen Seife, um die Hände zu waschen, und alle Sonntage ein wenig Musik und Theater, ein Buch, einen Gang durch Gärten oder gar hinaus in den Wald und in das Feld! Das war Europa.

Eine Ärztekommission verschrieb mir drei Monate Klimawechsel. Einen Freifahrtschein erhielt ich. Wolgaaufwärts bis Nishni-Nowgorod fuhr ich. Und dann nach Moskau. Schier ohne Körper unterwegs.

In Moskau befand sich die ständige Wirtschaftsvertretung der wolgadeutschen Sowjetregierung.

Auch in Moskau sahen die Menschen hungrig und matt aus. Die Häuser und Straßen pflegte keiner. Die Gärten standen in einem fahlen Grün da. Es war das gleiche Bild wie in Saratow, Samara, Syfranj, Kasan und Nishni-Nowgorod. Auch dieselben Menschentypen herrschten im Straßenbild vor. Irgendein Mob.

Doch die Gesichter, so jämmerlich dürr und verwildert sie aussahen, so roh und begierig, verrieten irgendein starkes Selbstbewußtsein, wenn auch keine Hoffnung. Ganz anders die Gesichter der „früheren Menschen", der „Ehemaligen", der Männer, Frauen und Kinder des Bürger-

tums, der Intelligenzija, der bourgeoisen Gesellschaft. Immerfort der gleiche Ausdruck: unnütz, überflüssig. Sah man ihnen aber in die Augen, flackerte darin eine Wundheit, Gekränktheit, ein Vergeltungsbegehren. Auch an der Gepflegtheit ihrer nun schon abgetragenen Kleidung erkannte man die Ehemaligen.

Die „neuen" Menschen gingen daher in Reithosen, hohen Stiefeln und Militärjacken. Sie schienen immerhin schon etwas gegessen zu haben — am Morgen, Mittag oder Abend. Es waren die Regierenden, Befehlenden, Unterschreibenden.

Die Arbeiter jedoch, die Lastträger, die Droschkenkutscher, die Hauswarte, Straßen- und Markthändler, kurzum das Proletariat, sie waren die gleichen Arbeitstiere geblieben. Sie wohnten noch da, wo sie gewohnt hatten, nur abgehärmt sahen sie aus. Ob sie der neuen Macht mehr zugetan sind als der Kerenskis, war nicht zu erkennen. Auch ihr Leben wurde vom Essensuchen ausgefüllt. Die Fabriken standen still. Die Mühlen waren leer. Nicht nur das alte heilige Moskau war tot. Auch das neue, das unheilige war tot. Wer keine Papiere herbeischaffen konnte darüber, daß er proletarischer Herkunft sei, galt weniger als ein Hund.

Auch mit den Schreibzeugen hatten es die „neuen" Menschen. Wer sich photographieren ließ, stellte ein Schreibzeug vor sich hin. Außer Photos, auf denen die Männer mit Gewehren und Säbeln die Welt umzudrehen gedachten, sah man nur noch Photos, auf denen hinter Schreibzeugen Männer eine Miene machten. Aber es war meist keine nur komisch wirkende Miene. Das ist das Seltsame. Und doch nicht so seltsam.

Die bolschewikische Revolution kam buchstäblich aus dem Tintenfaß, aus dem Schreibzeug. Die Lenin-Leute waren vor ihrer Machtusurpation schreibselige Emigranten in

Paris, Zürich oder London gewesen oder Zwangssträflinge in Sibirien, Leute, die ihrem Umsturzdrang viele Jahre hindurch Ausdruck in Handschriften verliehen hatten. Diese Handschriften waren vervielfältigt worden. Sie stellen das eigentliche Fundament des Bolschewismus dar. Dann, in den kommunistisch-weißgardistischen Bürgerkriegsjahren, setzten sich die Anführer und die Nachfolger immer wieder mit Vorliebe hinter Schreibzeuge, wenn sie Zeit hatten, aufzuatmen. Große protzige Schreibzeuge mußten es sein. Die Schreibzeuge waren überall, wo die Bolschewiki sich festsetzten, im Handumdrehen zu Hunderten und Tausenden da. Es schien, sie würden ihnen nachgeschickt — als Zeichen der Legalisierung ihrer Mordbrennerei durch den Geist selber. Der schönste Marmor war gerade noch gut genug. Und nichts ist so peinlich saubergehalten worden wie die Schreibzeuge. Auch die vielen neuen Kanzleien kannten keinen brennenderen Ehrgeiz, als blitzsaubere Schreibzeuge aus rotem, weißem oder schwarzem Marmor aufzustellen. Das wußten die Reinmachefrauen, und sie erwiesen den Schreibzeugen die größte Ehre, denn sie ehrten damit sich selbst und alle Bolschewiki bis hinauf zu Lenin. Ein Photograph aber, der kein Schreibzeug besaß, hatte keine Kunden.

Diese Erscheinung war nicht wegen der Großmannssucht so merkwürdig. Die Großmannssucht äußerte sich im praktischen Regieren. Hinter den Schreibzeugen aber nahmen die Bolschewiki ein stilles, bescheidenes, ja, kluges Wesen an. Hier fühlten ihre Seelen sich daheim. Sie legten Wert auf intime Stimmung im Bild. Der Straßenkampf und Frontenkrieg waren das Draußen, Schreibtisch und Schreibzeug das Drinnen. Hier stellten die Bolschewiki ihr menschliches Wesen zur Schau. Denn um der Menschlichkeit willen waren sie Raubtiere geworden. Und

von der Menschlichkeit leiteten sie ihre höchste Aufgabe her.

Diese Aufgabe hieß „Kultur in das Volk"! Außer den Handschriften der unterirdischen Revolutionäre hatte es vor der bolschewikischen Revolution und schon immer vor dem Weltkrieg in ganz Rußland diese Erscheinung gegeben: an allen Eisenbahnstationen und Schiffsländen im ganzen Land von Warschau bis Wladiwostok sah der Reisende immer wieder Scharen von Bauernjungen, die um gelesene Zeitungen baten. „Gasety! Gasety! Gasety!" Sie schrien wild durcheinander, wie die Hungrigen. Das Volk hungerte nach Wissen, nach Aufklärung, nach Kultur. Wie rasend gebärdeten sich die Jungen. Tiere hinter Gittern! Der Wissenshunger des Volkes überfiel im alten Rußland die Eisenbahnzüge mit elementarer Wucht, wo immer sie anhielten. „Gasety! Gasety! Gasety!" Man kann es nicht vergessen.

Zur Macht gelangt, drangen dann die Bolschewiki außer mit den Geschützen auch mit Myriaden von Flugblättern, Zeitungen und Broschüren, mit Millionen von politischen Lehrplakaten und Bilderbüchelchen in die Volksmassen ein. Alle Druckerschwärze wurde für die Propaganda hergegeben. Aber das war nicht „Kultur", was sie verbreiteten, sondern politischer Klassenkampf. Unterm Zaren hatte das Volk nichts zu lesen gehabt, jetzt ersoff es in der „Aufklärung". Ein Urteil hatte es sich früher nicht bilden können, jetzt verschlang es die „Wissenschaft" heißhungrig und nahm die bolschewikische Mord- und Raubliteratur für europäisches „Wissen", für europäische „Bildung", für die wahre Kunst hin.

Die Bolschewiki aber taten sich auf diese „Kulturverbreitung" etwas zugute — und wo ein Photograph auftauchte, wurde er flugs herbeigerufen, die Eindringlinge hinterm

Schreibzeug abzukonterfeien. Aber die Schreibzeuge sind beredte Merkmale nicht nur der ersten bolschewikischen Jahre.

Noch heute sitzt der Kommissar und der Kanzlist auf dem Bild hinterm Schreibzeug. Während ich diese Seiten mit Erinnerung fülle, bringt die Post die Moskauer Zeitungen vom 18. Oktober 1935. Darin ein Bild, eine Aufnahme von der festlichen Begegnung zwischen Textil- und Lederarbeiterinnen und dem Chef der Zentralregierung in dessen Empfangsräumen; tags zuvor. Noch mehrere andere Sowjetfunktionäre sind anwesend. Insgesamt 36 Arbeiter und Arbeiterinnen sowie 16 hohe Beamte, Direktoren und Chefs. In der Mitte steht ein großer Tisch. Darauf Kuchenteller, Blumentöpfe, viele Teegläser und Untertassen, Aschenbecher, Zündholzhalter, Teelöffel. Kurz — ein festlicher Tisch. In der Mitte aber — ein Schreibzeug.

Bolschewikische Schreibzeug-Rhapsodie! In der Betäubung des gutrussischen Kulturhungers durch die bolschewikische Propaganda liegt eines der Rätsel, warum es den Feinden der Bolschewiki in den Bürgerkriegsjahren nicht gelang, die russischen Volksmassen zurückzuhalten. Der Bolschewik hinterm Schreibzeug betört die Masse. Und um ihr vorzutäuschen, daß sie der wahren Bildung nahe sei, stellt man Schreibzeuge auf die festlich gedeckten Tee- und Kuchentische, an denen man sie ehrt.

Als Zugereister mußte ich mich nicht nur bei der Miliz melden, sondern auch bei der „wolgadeutschen Gesandtschaft", wie die Wirtschaftsvertretung im Scherz genannt wurde. Zudem gehörte ich immer noch zu den Kriegsdienstpflichtigen, war nur beurlaubt. Mein Jahrgang konnte

jederzeit einberufen werden. Die Bürgerkriege zwar waren mit der Vertreibung Wrangels aus der Krim zu Ende gegangen. Aber von überall her kamen Nachrichten über Bauernaufstände. Auch die Arbeiter streikten. Selbst in der Armee und in der Flotte rumorte es immerfort. In Kronstadt revoltierten die Matrosen. Verlaß schien für die Bolschewiki nur auf ihre Tscheka zu sein.

„Was für eine Arbeiterdiktatur ist das überhaupt?" fragte man sich. Ich zählte geschwind nach. Allein schon von den 29 Bolschewiki, russischen, deutschen und jüdischen, die im Prestigekampf Katharinenstadt gegen Saratow eine sichtbare Rolle spielten, die mir im Augenblick einfielen, waren nur fünf Arbeiter, sieben waren Dorflehrer, sieben Kriegsgefangene, drei Dorfschreiber, zwei Studenten, zwei Kleinhändler, einer war Arzt, einer Ingenieur, einer Agronom. Von den Kriegsgefangenen war keiner ein Arbeiter, die meisten waren Intellektuelle, fünf von ihnen waren Juden. Und auch in Moskau standen nicht Arbeiter an der Spitze, sondern Revolutionäre von Beruf, Intelligenzler — Lenin, Trotzki, Sinowjew, Stalin, Frunse, Dserzhinski und tausend ähnliche. Darunter ein einziger russischer Bauer, Kalinin, der Parade-Mushik der „Arbeiter"diktatur.

Auf ihre Vertretung in Moskau hielt die wolgadeutsche Sowjetregierung sich etwas zugute. Sie war gewissermaßen ein auch staatspolitisches Gegengewicht bei der zentralen Staatsmacht gegenüber der zentralen Parteibehörde mit ihren Tschagins in den Provinzen, namentlich in den nichtrussischen Volksgebieten. Und wenn Partei und Regierung sich gegenseitig auch deckten, ganz allgemein standen sich doch Sowjetbehörden und Parteikomitees als zwei rivalisierende Instanzen gegenüber, zwischen denen noch die Tscheka als Sonderinstanz, als Alleinherrscherin, stand. Im Volk gar hieß es, so bei den Aufständen, ganz offen:

„Hoch die Sowjets! Nieder mit den Kommunisten!"

Darin lag auch eine nichtbolschewikische revolutionäre Tradition. Die Sowjets als Urzellen einer proletarischen Regierungsform waren nicht von den Bolschewiki erdacht worden. Die Bolschewiki hatten sich die Arbeiterräte, die Sowjets, nur angeeignet, sie als ein Proletarierparlament annektierend, jedoch nicht als ein Parlament für alle politischen Arbeitergruppen, wie die Arbeiter selbst schon immer gewollt hatten, sondern als Bolschewikentribüne, und nur. Im Gegensatz hierzu wollten nun Volk und Arbeiterverbände die Sowjets zu ihrem freien Parlament machen, die Bolschewiki in ihre Parteistuben zurückverweisend. Jedoch die Tscheka unterdrückte den Widerstand.

Die Eigenart der wolgadeutschen Sowjetautonomie hatte es mit sich gebracht, daß ihre „diplomatische" Vertretung in Moskau, an sich nur eine staatswirtschaftliche Behörde, nicht selten auch die wolgadeutsche Partei mit ihren eigentümlichen, „separatistischen" Ansprüchen gegenüber der großrussischen Parteiexpansion zu vertreten hatte. Auf diesem schwierigen Posten wuchs denn auch der erste wolgadeutsche Diplomat heran, Klinger, dessen diplomatische Fähigkeiten ihn später auf den Posten des Sowjetgesandten in Estland führten, dann nach Skandinavien. Ein anderer Wolgadeutscher wurde Handelsvertreter in Dänemark, ein anderer Wirtschaftsvertreter der Wolgarepublik in Berlin.

Die Moskauer Vertretung unserer Kolonien aber stellte zu jener Zeit mehr eine Staatspumpe dar, als eine Gesandtschaft. Sobald die Zentralregierung aus den Wolgakolonien Nahrungsmittel herauspumpte, was mit geringen

Schwankungen fortwährend geschah, pumpte die Vertretung in Moskau aus den Industriegebieten der mittelrussischen Sowjets Maschinen, Webgarn, Geldscheine heraus und sandte sie Zug um Zug an die Wolga.

1921 aber lief die Pumpe schon leer. Es gab weder Nahrungsmittel noch Industrieerzeugnisse, ausgenommen Alteisen und Felle. Mit stets heraushängender Zunge, wie ein abgehetzter Jagdhund, schweißtriefend, unrasiert, verstaubt, hungrig, aufgeregt gestikulierend, rannte ein Mitglied der Wirtschaftsvertretung, Schneider, von früh bis spät durch die Stadt, aus einer Behörde in die andere, hier Hufnägel erfeilschend, dort Heugabeln, hier Schraubenzieher, dort eine Werkbank oder einen einfachen Hammer. Ergebnis: nichts. Dabei hatte er als „alter" Bolschewik in den Zentralbehörden Verbindungen bis weiß Gott wohin, galt überall als Autorität der Wolgarepublik, war überaus gewandt und als Volksschullehrer auch Menschenkenner und als früher unterirdischer Revolutionär auch politisch straff aufgezogen. Im großen und ganzen aber pumpte er aus Mittelrußland doch so viel Industriewaren in die Wolgakolonien, daß deren Regierung ihn dann, 1922/23, nach Berlin sandte und selbst nach Nordamerika. Er sollte die wolgadeutsche Emigration zersetzen und aus den Säcken unserer Farmer in Nordamerika eine landsmännische Dollaranleihe herauspumpen. Eine Wolgabank wurde gegründet. Aber außer den Ausgaben konnte nichts in die Bücher eingetragen werden. In Europa und Amerika versagten Schneiders hohe Künste.

Nach meiner Ankunft in Moskau bot Schneider mir den Posten eines Sekretärs der deutschen Sektion im zentralen Volksbildungskommissariat an. Er sagte, er als Vorsitzender der Sektion könne sich wegen seiner völligen Beanspruchung durch die Wirtschaftsvertretung um die Kulturarbeit nicht kümmern. Die Sektion aber sollte das deutsche Schulwesen in allen Kolonistengebieten des Sowjetreiches organisieren. Ihr oblag nicht weniger, als das Ineinklangbringen der kolonistischen Kulturinteressen mit der zentralen Sowjetdiktatur, der kolonistischen Kulturautonomie mit dem zentralrussischen Bolschewismus. Zunächst bestehe die Sektion nur aus ihm, Schneider, und einem Tisch mit einem leeren alten Tintenfaß darauf. Ein Stuhl sei erst noch aufzutreiben. Meine Aufgabe solle es sein, die Verbindung nach den Kolonistengebieten am Schwarzen Meer, im Kaukasus, an der Wolga und in Sibirien herzustellen, für sie Schulbücher, Schreibhefte, Tinte, Bleistifte, Löschpapier, kurz — alles zu beschaffen, was dort nötig ist.

Eine verlockende Aussicht! Mir fiel wieder mein steppendeutscher Büchereiplan aus dem Jahre 1914 ein, den ich just in Moskau ausgeheckt hatte. Böte sich jetzt nicht Gelegenheit, Bauernliteratur aus Deutschland in die Kolonien zu verpflanzen — waggonweise? Wäre das nicht eine Erfüllung meines Jugendtraumes?

Ich erbat Bedenkzeit. Mein Ziel war Europa, nicht Moskau. An jenem Tag hatte ich noch nichts gegessen. Im Absteigequartier gab es nicht einmal mehr das heiße Teewasser, den Kipjatok. Ich faßte einen großen Entschluß.

In die deutsche Botschaft gehen! Nachträglich einen Schutzschein zur Auswanderung erbitten! Mit diesem Schutzschein an die lettländische Grenze marschieren! Einen Schlupfwinkel hinaus nach Deutschland suchen!

Mein Geld reichte gerade noch für ein kärgliches Mittagbrot. Unterwegs zur deutschen Botschaft entdeckte ich ein kleines Speiselokal, eines der wenigen, die es in Rußland noch gab. Eine Tasse dicke Milch und ein Häufchen Bratkartoffeln stärkten mich zu dem verwegenen Schritt.

Ich dachte mir so: Vielleicht macht sich ein Beamter der Botschaft freundlicherweise die Mühe, in den Akten des ehemaligen deutschen Wolgakonsulates nachzublättern. Vielleicht würde er dann feststellen, daß der Gemeinde Frank ein Sammelschutzschein ausgehändigt worden war. Vielleicht würde der Beamte nun einem Menschen aus Frank auf Grund dieses Schutzscheines die Auswanderung ermöglichen, wenn auch der Brest-Litowsker Vertrag nicht mehr gilt.

So kam ich auf die Straße, wo die Botschaft liegt. Ein nicht hohes Gebäude, aber breithingelagert; ein Garten, einige Nebengebäude. Ich stand auf der gegenüberliegenden Seite. Blickte hinüber. Drüben regte sich nichts. Mittagsruhe.

Dann nahm ich Anlauf. Zupfte meinen Soldatenmantel zurecht. Strich mir noch einmal übers Haar. Blies den gröbsten Staub von den Stiefeln — und wollte schon den Fuß auf den Fahrweg setzen. Da sehe ich: durch den Hof drüben geht ein deutscher Soldat! Ein Kriegsgefangener wahrscheinlich, der hier im Dienst ist oder der hier auf seine Abfertigung nach Deutschland wartet. Einen Eßtopf hat er in der Hand. Geht auf ein Nebengebäude zu — und verschwindet.

Mich durchfuhr ein Schauern. Da drüben liegt Deutschland! Ich habe einen Deutschländer gesehen! Einen Kriegsgefangenen wieder, der nach Hause fahren darf. Bin ich kein deutscher Kriegsgefangener? Oh, warum bin ich kein deutscher Kriegsgefangener? Warum liegt zwischen dem Botschaftsgelände drüben und einem Wolgadeutschen hüben ein so tiefer Abgrund? Warum?

„Nein, nein, du bist kein deutscher Kriegsgefangener, ein russischer Soldat bist du, ein Wolgasoldat, ein wolgadeutscher Soldat!“ schrie es in mir. „Du darfst nicht fahnenflüchtig werden!“

An der nächsten Ecke schlenderte ein Russe vorbei. Ein Tschekist? Ein Aufpasser? Warum stehst du hier, Löbsack, und guckst hinüber nach Deutschland? Was hast du im Sinn? Willst du etwa . . .?

„Kulturarbeit für die Wolgaheimat!“ schrie mich eine innere Stimme an. Und dann bittend:

„Versuche es noch einmal mit dem steppendeutschen Kulturwerk! Es kann ja sein, daß alles wieder gut wird. Es kann ja sein, daß die Bolschewiki sich bald die Beine brechen. Lasse du Europa nur sagen, was es will! Europa ist es einerlei, was mit Rußland passiert. Halte aus! Stürzen die Bolschewiki, dann bist du gleich da, brauchst nicht erst wieder aus Europa an die Wolga zurückzureisen. Und vielleicht kommt Europa selbst herein nach Rußland, mit Krieg oder Strafe, und dann brauchst du erst gar nicht hinüber.“

Auf dem Botschaftsgelände herrschte immer noch die Mittagsruhe. Soll ich da nun klingeln? Die Beamten ruhen gerade aus. Warm scheint die Sonne. Ich drehte mich um und ging fort. Bedenkzeit brauche ich, Bedenkzeit, Bedenkzeit!

Tagelang irrte ich in Moskau umher. Leer der Magen. Staubig die Kleidung. Schmerz in den Augen. Dort Deutschland, hier Wolgaheimat! Dort Botschaft, hier wolgadeutsche Wirtschaftsvertretung! Dort Hessen und die Pfalz, hier Frank und Balzer und Katharinenstadt! Dort Fremdheit, hier Freunde und Feinde, Lebenskampf und Heimatskampf! Es muß doch wieder Freiheit werden! Es muß doch alles dies Unglück Rußlands einmal aufhören! Halte aus! Bleibe hier! Tue Kulturarbeit! Zwinge dein Gewissen, zwänge es ein in das Unvermeidliche!

Zu Schneider sagte ich:

„Geben Sie mir Vorschuß! Ich übernehme den Sekretärsposten.“

Für das Geld kaufte ich mir eine Arbeitermütze und eine blaue Arbeiterbluse.

Ich wollte mein Leben von vorne anfangen. Vielleicht käme ich dann auf den Weg zum — Proletariat . . .

Auf dem Theaterplatz und vor dem Kreml standen haushohe, grellfarbige, kantig kreischende, zuckende, flammenspeiende futuristisch-bolschewikische Propaganda-Pappdeckelgestelle als Sinnbilder der größten und angeblich menschenfreundlichsten aller Revolutionen, Mahnzeichen und Aufpeitscher der nun schon erschlafften russischen Muskeln, Nerven, Großhirne und breiten Seelen. Wahnzeichen, nicht mehr Mahnzeichen!

Es ging in diesem Jahr um den Bestand des Revolutionspathos, der Revolution schlechtweg. Die nationale Kriegsbegeisterung gegen die Polen im vorigen Jahr, gegen den verhaßten Pan, die es zuwege gebracht hatte, daß die Polen die Ukraine verließen, jene Begeisterung, die zahllose bolschewikenfeindliche Zarenoffiziere auf die Seite der Roten gerissen hatte, mit ihnen das ganze Volk, weil es um das Heimatland ging, sie war verflogen, verrauscht, dahin, als wäre sie nicht gewesen. Der Bolschewismus tötet alle Vaterlandsliebe. Leere im Land! Nur Pappdeckelgeschrei!

Rebellionen der Matrosen, Arbeiter und Bauern kochten auf. Was hatten nun die Bolschewiki zu ihrer Verteidigung zu sagen?

Wieder nur:

„Raubt das Geraubte! Steht treu zum Kommunismus! Die neue Welt wird geboren!“

Über das ganze Land hin! Ein Gezeter bis in die Wolken. Und das Proletariat verhungert, geht vor die Hunde, verreckt. Aller Menschen Schädel höhlten sich aus. Die Hirne erlahmten von dem Mordgeheul der Bolschewiki. Noch keine einzige Stunde der vier Jahre Revolution war der Kommunismus wert. Um das Volk zu erweichen, ersannen die Bolschewiki das Märchen, Lenin habe, als er das erste Todesurteil unterschreiben mußte, geweint. Ein so ein guter Mensch sei er. Und sie nannten ihn Väterchen, wie das Volk ehemals den Zaren genannt hatte. Aber das Volk lachte über das „Väterchen“ Lenin.

Das war nun das „neue“ Moskau! Eine ausgehungerte Freibeuter-Metropole! Gewiß, auch im alten, im Heiligen Moskau waren Bluttaten geschehen — und die Geschichte des Zylinderhutes in Moskau, die ein Journalist als eine wesentliche Kulturfrage nach Berlin berichtet hatte, klang jetzt wie Hohn auf den rußländischen Lebenskampf. Aber im alten Moskau war das Leben noch stark genug gewesen, um alles hinunterzuwürgen, was die Politik auch hervorbrachte. Im „neuen“ Moskau jedoch gab es mehr Särge als Spatzen.

„Bauernliteratur aus Deutschland herüberholen“, raunte es in mir, „Ödlandromane, Ödlandnovellen, Bauerngeschichten — und landwirtschaftliche Wissenschaft!“

Ist denn Rußland jetzt nicht vollends Ödland? Steppendeutsche Volkskraft muß erhalten bleiben! Die Kulturkräfte Deutschlands müssen herübergeholt werden an die Wolga!

Das Herz drohte zu zerspringen.

Was sagt Europa?

Knallrote Pappdeckel-Sinnbilder streckten die unverschämten Flanken mit Satansgrimasse der glühenden Hochsommersonne entgegen. Rußland dörrte aus. In den süd- und ostrussischen, sibirischen und Wolgasteppen barst die Erde in der Sonnenglut. Totentanz in Moskau. Ganze Provinzen lagen voll von Verendenden. Totentanz in Moskau.

In der Gegend der Erlöser-Kathedrale befand sich das Volksbildungskommissariat der Zentralregierung. Und in einem der großen Säle dort stand inmitten zahlloser alter Kanzleitische ein Tisch: die deutsche Schul-Sektion.

Jede der größeren Nationalitäten nannte einen Tisch und den Raum dazu ihr eigen, nicht größer als für zwei oder drei Stühle. Es war noch nichts geordnet. Im vierten Jahr der bolschewikischen Revolution war noch kein einziges neues Schulbuch gedruckt! Gab es keine Tinte! Nichts! Nur an einigen Tischen hier saßen junge Männer, die Sekretäre. Hin und her jedoch belebte sich die jüdische Sektion. Mit Staunen sah ich zu. Die Juden sind die letzten gewesen, jetzt sind sie die ersten. Ihre Sektion war die größte und stärkste. Und die lauteste. Denn die anderen guckten der jüdischen zu. Mit Neid. Die jüdische hatte Schreibhefte, Bleistifte, Tinte, Bücher. Wenn aus dem Lande jüdische Abordnungen kamen, ging im Saal ein Gefeilsche los. Die Sektionsleute forderten Nahrungsmittel. Und erhielten sie. Anders gaben sie aus ihrem Vorrat nichts heraus.

Die deutsche Sektion hatte keine Besucher. Schneider kümmerte sich um den „deutschen Tisch" nicht. Ich legte ein Dekret zum anderen, Tag für Tag mehrere. Ich rückte die Stühle hin und her. Die Staubschicht auf dem Tisch wurde dicker. Eine Reinmachung konnte Moskau nicht bezahlen. Der ganze Saal glich schließlich einem verkommenen Abstellraum. Darin viele Juden, ein Deutscher, zwei Tataren, ein Georgier, ein Mordwine. Lohn gab es nicht. Hätte nicht die wolgadeutsche Wirtschaftsvertretung ab und zu Speck, Kartoffeln oder Mehl gehabt, die deutsche Schul-Sektion wäre verhungert, noch bevor sie das Arbeiten angefangen hätte.

Und wieder dies Gefühl des Totseins bei lebendigem Leib, diese Überflüssigkeit, dieses Nichtwissen, wozu man da ist, wozu die ganze bolschewikische Revolution nötig ist!

Nur so konnte man diesem Zustand ein Ende machen, daß man Bolschewik wurde. Die Verbindung zu dem Gewesenen war völlig abgebrochen. Die Roten hatten da reine Sache gemacht. Wer jetzt parteilos war, hing in der Luft. Als Parteimensch aber konnte er an der neuen Politik teilhaben, konnte mitbestimmen, Einfluß gewinnen auf den Gang der Ereignisse, auf die Politik selbst, mitregieren, konnte sich ein Arbeitsziel setzen, für sein Ziel tätig und so auch irgendwie nützlich sein. Und konnte Nahrungsmittel bekommen, eine saubere Unterkunft, Wäsche, Anzugstoff, Stiefel. Denn was hiervon noch vorhanden war, lag hinter Schloß und Riegel.

Das Nichtstun am Sektionstisch währte wochenlang. Ein Bolschewik an diesem Tisch hätte sich ein großes Arbeitsgebiet erschließen können. Er hätte gewußt, was er tun soll. Ich wußte es nicht. Nichts fiel mir ein. Ein Bolschewik hätte Fragebogen verschickt. Die Antworten darauf hätte er durch die Tscheka beitreiben lassen. Von hungernden Lehrern. Mich graulte davor. Von den Fragebogen war es den Lehrern schon immer übel geworden. Ein Bolschewik hätte aus den Kolonien Abordnungen kommen lassen — mit der Bedeutung, daß sie Würste und Speck mitzubringen hätten, wenn sie Wert legen auf Löschpapier oder Zeichenhefte. Ein Bolschewik hätte versucht, sich mit anderen Sektionen zu beraten. Er hätte Vorschriften er-

lassen. Ich tat nichts. Meine Gedanken brachte ich nicht vorwärts. Überall stießen sie in das Hungersterben der Kolonien hinein — und konnten nicht weiter. Überall sahen sie den bolschewikischen Irrsinn mit Waffen hantieren. Mir fehlte der Antrieb. Wolgadeutsches Volkstum und russischer Bolschewismus, das ist ein ewiger Gegensatz, bis in den Tod. Man kann nur eins sein, sagte ich mir, entweder ein Wolgadeutscher oder ein Bolschewik. Ein wolgadeutscher Bolschewik aber ist eine ausgestopfte Figur. Was tun? Um alles in der Welt: was tun?

Nach der Enttäuschung an der Kulturautonomie im Wolgaland war ich in Rußland zu nichts mehr nütze.

So wurde es sachte Herbst. Schneider ließ sich nicht blicken.

Immer wieder suchte ich nach russischen und deutschen Bekannten des alten Moskau. Vor dem Krieg hatte es hier nicht wenige deutsch-russische Hochschullehrer, Literaten, Kunst- und Theaterkritiker oder Musiker gegeben, dazu hatten in Moskau sehr viele altansässige Deutsche gelebt und nicht wenige Reichsdeutsche. Den einen fand ich nicht, der andere war gestorben, dritten begegnete ich in den Regierungsämtern; dort suchten sie nach einer Betätigung, die es ihnen ermöglicht, Nahrungsmittel zu erhalten, ohne daß sie ihrem politischen Gewissen etwas für den Bolschewismus abzuzwingen genötigt wären. Vergeblich! Unterwirf dich oder stirb! Friß Bolschewismus oder krepiere!

Die Jahrhunderte alte Entwicklung der deutsch-russischen Geistigkeit war abgebrochen. Seit der Überschlammung Rußlands durch den Bolschewismus war der Quell

in den Kolonien wie in den Städten versiegt. Jedes neugeborene Kind wurde für den Klassen- und Bürgerkrieg beschlagnahmt. Das war nicht unser Nährboden.

Der deutsch-russischen Geistigkeit Nährboden war je und je im Urwesen Welterschließung durch friedliche bäuerliche Wildnisbefruchtung im Herzen Eurasiens oder durch kriegerischen, ja, abenteuerlichen Landerwerb im Dienste Rußlands für Rußland, durch philanthropisch-mystische Kulturexpansion, durch die Straffung des eurasischen Völkerlebens mittels städtebauender, staatsrechtlicher oder sozialphilosophischer Wegbereitung. Die deutsch-russische Geistigkeit war eine der selbständigsten und stärksten, aber auch eine der am wenigsten in sich selbst gesammelten, einheitlichen Kulturkräfte, sieht man von der baltischen Eigenart ab. Die deutsch-russische Geistigkeit war eine aus ihrem eurasischen Mittelpunkt in vielerlei Extreme fortstrebende Dynamik. Immer fußte sie in der Tiefe, wenn sie in die Höhe strebte. Aber ihre Tiefe war die doppelte Gewalt des urdeutschen Volksblutes, das bindet, und der eurasisch-russischen Lebenskraft, die ausschwärmt. Sie wurzelte in nur einem Volkstum und wuchs in viele Völker hinein. Sie hat vieles geschaffen, nur nicht sich selbst zu einer typologischen Einheit verschmolzen. Sie ist sich ihrer selbst nicht bewußt geworden. Das macht, daß sie stets auf der Flucht ist aus ihrer Doppeltheit. Nur die Erlesenen überwinden ihre Doppeltheit und fassen sie zusammen zu einem Ganzen, das nicht brüchig ist. In den Doppelten aber ist weder das Deutsche noch das Russische durchgestaltet.

Der Weltkrieg riß ihre Seelen auseinander. Volksverleugner oder Volksbekenner, Renegaten oder Träumer, Haß gegen Deutschland oder Versklavung an Rußland, das waren die Folgen. Die einen kehrten aus der russischen Kirche in die deutsche zurück, die anderen fügten ihrem

Namen eine russische Endung hinzu und hießen nicht mehr Müller, sondern Mileroff.

Das ging sehr leicht, wenn der Müller nur noch dem Namen nach zum Deutschtum gehört hatte. In jedem Deutsch-Russen lebten zwei Männer, von denen der eine früher oder später fallen mußte, wollte der andere weitermarschieren. Mileroff stieß den Deutschen in sich um, ohne mit der Wimper zu zucken. Die innere Trennung ging aber in Qualen viele Jahr vonstatten, war zugleich auch ein schmerzensreiches Neugeborenwerden, wenn deutsches Volkstum und russische Geistesbildung schon lange vor dem Krieg, vielleicht schon viele Generationen hindurch, miteinander verschmolzen worden waren. Viele dieser Menschen sind darüber gestorben, wenn auch nicht daran gestorben — die Kriegsleute ausgenommen —, ohne zum Ziel der Wiedergeburt gekommen zu sein. Viele wandern noch heute durch Rußland oder die Welt, auf Deutschland blikkend, an Rußland denkend, Wehen im Herzen. Ich weiß von einem, der tapfer gegen Deutschland Krieg machte als russischer Offizier mit deutschem Namen. Ein Renegat? Er war bewußt ein Feind Deutschlands, weil er bewußt ein Freund Rußlands in diesem Krieg war. Wer will ihn aber einen Verlorenen nennen? Als er in einem deutschen Kriegsgefangenlager saß, suchte er inneren Trost und Beschwichtigung seines Schmerzes der Doppeltheit in der evangelischen Feldkirche. Er hoffte, aus dem Munde des deutschen Pfarrers die Antwort auf sein wehes Fragen zu hören. Der Pfarrer jedoch verfemte die Deutsch-Russen im Lager mit Hilfe der Bibel. Verräter seien sie am eigenen, am deutschen Volk. Zwanzig Jahre später noch schmerzte den russischen Offizier jene Anklage. So tief verborgen liegt die deutsch-russische Doppeltheit. Dieser hat sie noch nicht überwunden.

Ist sie überhaupt zu überwinden? Wie kann sie überwunden werden? Gibt es denn nicht zwischen Mileroff und Müller, dem Nur-Russen und dem Nur-Deutschen, dem früheren Deutschen, der nur noch russisch spricht, und dem Deutschen, der kein Wort russisch spricht und auch nicht sprechen lernen will, einen Typ, der über beiden sich erhebt?

Der deutsch-russische Geistestyp, den ich meine, kann sich nicht mehr spalten. Entweder geht er zugrunde — oder er wird Persönlichkeit. Es gab und gibt noch heute zahlreiche, zum Teil hervorragende deutsch-russische Akademiker, Universitätsgelehrte, freie Wissenschaftler, Künstler, Politiker, Militärs, deren Schaffen gar nicht hätte werden können außerhalb der Synthese von exaktem, deutschem Denken und sprühendem, russischem Impuls, außerhalb der Verbindung von örtlicher Genauigkeit und raumloser Phantasie. Solche Persönlichkeiten konnten im Weltkrieg gegen Deutschland nur das eine tun: sich über die Zeit hinwegretten, ohne sich im Äußeren und Inneren zu ändern, es sei denn nur durch Vervollkommnung ihrer Persönlichkeit.

Bei dieser Geistigkeit muß jede Weiterentwicklung rußlanddeutscher Kulturkraft wieder anknüpfen. Sie ist eine naturgewordene, geschichtlich, ja, volksgeschichtlich bedingte, schöpferische, Neues gestaltende Auslese deutschen Weltgeistes. Sie herauszukristallisieren aus ihren politischen, charakterlichen, landschaftlichen und wertebildenden Verschiedenheiten und Extremen zu einer typologischen Kraft und Erscheinung, wäre ein Lebenswerk wohl wert.

Vielleicht täuschte ich mich, aber mir schien in jenem Herbst 1921, daß mehr denn je zuvor die gläubigen Menschen Moskaus ihren irdischen Hunger durch die Pilgerschaft in die ehrwürdige Erlöser-Kathedrale zu beschwichtigen suchten. Die Erlöser-Kathedrale war nicht nur ein russisches Glaubens-, sondern auch ein weltliches Freiheitssymbol. Sie war geschichtlich die architektonische und religiöse Verkörperung jenes politischen, vaterländisch-religiösen und kulturgeistigen Triumphes Rußlands gegenüber Europa, der mit Napoleons Niederlage im Brand von Moskau begonnen hatte. Mit den Jahren zwar verwandelte dieser Triumph sich in eine slawophile, zäsaropapistische Reaktion auch gegen die eigenen Völker, aber zugleich wuchs unterirdisch und öffentlich im ganzen Land die Völkersehnsucht nach der politischen und geistigen Erlösung. Der Bolschewismus zertrat alles. Und nichts vermochte darum jetzt den Menschen so zu durchschauern wie ein Festgottesdienst in der Erlöser-Kathedrale. Tausende von Kerzen flackerten nächtens, Tausende von Menschenseelen erbebten im Gebet — wiederum um Erlösung.

In der Kathedrale Christi des Erlösers überwanden die Menschen Lenin mit der unmittelbaren Hilfe Gottes. Unmittelbarer doch als jeder andere Christ fühlt der gläubige Russe sich mit Gott verbunden. Dogmendialektik ist ihm fremd. Und in seiner Kirche weiß er das himmlische Sternenzelt über sich ausgebreitet, hingespannt an das Gewölbe von Künstlerhand. Schweres und Lastendes sind aufgehoben. Die Erfüllung ist nahe.

Zwölf Jahre später rissen die Bolschewiki die Kathedrale ab.

Eine russische Unmittelbarkeit zum Geist wurde aufgehoben durch eine russische Unmittelbarkeit zum Ungeist.

Wo findest du Ruhe, Mütterchen Rußland?

Der letzte Pfad

Die Überflutung Rußlands durch die neuen, jetzt zehntausendfach blutigeren, weil in letzter Verzweiflung, im Todeskampf ausgebrochenen Aufstandswogen gegen den Bolschewismus rührte aber nicht allein von der Hungersnot her. Die Menschen erfaßte eine wahnsinnige Angst vor dem Alleinsein mit den Bolschewiki. Im Laufe des Jahres 1920 hatten nicht nur die weißen Armeen ihren letzten Widerstand aufgeben müssen. Diese Armeen waren auch außer Landes getrieben worden. Und da hinter ihnen europäische und asiatische Großmächte gestanden hatten, mußten auch diese jetzt als Besiegte angesehen werden. Rußland war mit seinen Henkern allein geblieben, ja, die neuentstandenen Nachbarstaaten schloßen mit der Kremlmacht Friedensverträge ab. Die Bolschewiki vermochten jetzt ihre ganze Kraft auf die endgültige Niederdrückung des Widerstandes gegen sie im Inneren des Reiches zusammenzuballen. Es ist nicht auszudenken, was nun geschehen wäre, hätte nicht die Hungersnot die Klassenkampfseuche, die Mordgier der Roten eingedämmt. Die vier und fünf Jahre Bürgerkrieg nicht nur an den äußeren Fronten — in der Krim, Ukraine, im Kaukasus, in Sibirien, in Nord-Rußland und in Turkestan, sondern auch in den mittelrussischen Provinzen, auf dem flachen Land wie in den kleinen und großen Städten, diese Jahre hatten Rußland zu einer Wüste gemacht. Ob in Russisch-Mittelasien und in den Wüstengebieten, ob im fruchtreichen, herrlichen Gebirge des Kaukasus, ob in den sibirischen Einöden, in Taiga und Tundra oder ob in den Weizengebieten der Wolga, im

Schwarzerdegebiet der Ukraine, West-Rußlands oder in den Wäldern Nord-Rußlands, es war überall das gleiche Bild der Verwüstung. Keine Straße gab es, wo nicht die Häuser zerschossen oder ausgeplündert worden waren, keine Dorfhütte, in der es nicht nach Blut roch, in der nicht der Klassenkrieg lohte. Solange es gegolten hatte, Fremdlinge außer Landes zu treiben oder die eigenen Offiziere und Großgrundbesitzer, die eigene Gegenrevolution niederzumachen, so lange konnten sich die Bolschewiki der Bevölkerung einigermaßen sicher sein, hier mehr, dort weniger, gewiß. Die Parteien aus der Zaren- und Kerenskizeit hatten die Macht über ihre Provinzen und Volksschichten eingebüßt, nicht nur, weil das Volk sie verließ, sondern weil sie selbst das Volk im Stich ließen — teils aus Uneinigkeit und Ratlosigkeit, teils aus Waffen- und Geldmangel. Jedoch je länger die Bürgerkriege währten und je mehr sie auch die Armut der Armutsbauern ausschöpften, desto geringer wurde die Sicherheit der Bolschewiki in ihrem Rücken. Wären zu jener Zeit, im Winter 1920/21 und vorher, die abgekämpften weißen Armeen durch irgendwelche anderen, ob aus Europa, Asien oder Amerika, abgelöst worden, die Bolschewiki hätten sich ergeben, weil sie sich hätten ergeben müssen. Ihre Kraft war erschöpft, erlahmt, war zu Ende. Wohl hatten sie rote Armeen aufgestellt und eine Tscheka, aber deren Nerven waren aufgerieben. Jedweder litt am Verfolgungswahnsinn, ob Bolschewik oder Antibolschewik. Noch vor fünf Jahren hatte es in Rußland nur einen Menschen gegeben, der an Verfolgungswahnsinn litt, den Uljanow-Lenin, jetzt grassierte er im Verein mit der Hungersnot im ganzen Land. Der Frontenkrieg hatte aufgehört, jetzt sollte der Krieg nach innen erst richtig losgehen. Die Bolschewiki wetzten die Säbel und luden die Geschütze von neuem. Aber sie hatten nichts mehr zu fressen.

Im Sommer 1921 gedieh im ganzen Land keine Ähre mehr. Auf die Trockenheit im Frühjahr und die Sonnenglut im Sommer folgte die totale Mißernte. Die Hungersnot war da. Und die Volksmassen fielen über die Bolschewiki her. Reichtum hatten sie versprochen, Bettelarmut hatten sie gebracht. Freiheit hatten sie verheißen, die Tscheka hatten sie eingesetzt. Die Fabriken sollten den Arbeitern gehören, aber die Maschinen waren zu nichts mehr nütze, Brennstoff fehlte, Rohstoffe fehlten, die Arbeiter selbst waren entkräftet, unterernährt, hungerten und verhungerten. Den Bauern hatten die Bolschewiki Land versprochen und gegeben, aber das, was das Land eintrug, requirierten sie vom Halm weg, gruben die Kartoffeln dem Bauer vor der Nase weg, nahmen ihm den letzten Kanten Brot. Und vor allem dies: Frieden hatten die Bolschewiki verkündet, Frieden, immer wieder Frieden. Was war gekommen? Vier Jahre Bürgerkrieg. Und nun, wo die zu Ende sind, nun schickten sich die Bolschewiki an, im Inneren große Abrechnung zu halten.

Die Hungersnot drang in den Kreml ein. Die Aufstände umzingelten Moskau. Lenin entschloß sich zur Freigabe des Handels. Aber es war schon zu spät — für dieses Jahr und das nächste und übernächste.

Ein Erdteil versank in die Unterwelt, aus der die Bolschewiki gekommen waren. Sie hatten diesen Erdteil zum Paradies machen wollen, eine Unterweltwüste ist daraus geworden. Ein einziger Mensch zog Rußland in den Hades.

Die Völker Rußlands schrien auf in ihrer Angst vor den Bolschewiki. Sie waren mit ihnen allein geblieben.

Aus den Wolgakolonien trafen immer öfter Berichte über eine eigentümliche Bauernflucht ein. Die Bauern flohen in Massen, wohin das Auge sah. Sie packten Frauen und Kinder auf ihre Wagen, spannten die letzten Klepper davor, ließen ihre Häuser stehen und fuhren in die Welt hinaus. Vielleicht hatten sie nicht einmal die Absicht, außer Landes zu fahren. Rußland war groß, man konnte vielleicht noch eine Provinz finden, wo es sich leben läßt. Die Überlieferungen aus den alten Zeiten der Ansiedlung waren noch nicht ganz verklungen. Was hatten die Urväter in den Wolgasteppen vorgefunden? Nichts! Wildnis! Jetzt mußten die Nachkommen das Wandern beginnen. Und wenn sie nur noch ein Stückchen Land fänden ganz hinten in Sibirien oder bei China oder sonstwo, sie würden wieder von vorne anfangen, wie die Väter es getan hatten. Aber so weit sie auch fuhren, es herrschte überall die gleiche Not. Nirgends mehr trug die Erde Frucht. Die Menschheit fiel um. Und so denn gerieten sie auf der Flucht aus der geliebten Wolgaheimat in die ferne Fremde — entweder an die Grenze Chinas oder Persiens oder Lettlands und Polens.

Die Verheißung hatte sich erfüllt:

„Deines Bleibens ist nicht in der Steppe, Wolgabauer!"

Das hatte so mancher unserer Volksmänner gesagt. Schon viele Jahre vorher. Jetzt verschloß sich der Acker dem Kolonisten. Die Erde erstarb. Von den Bolschewiki hätte sich der letzte Bauer auf seinem Heimatboden totschlagen lassen. Verhungern aber wollte er nicht. Verhungern, das wäre das Eingeständnis einer Schwäche bis zur Verzweiflung gewesen. Verhungern war ein Frevel an Haus und Hof, an Weib und Kind, am eigenen Dorf, an der Wolgaheimat. Einen Verhungerten nimmt Gott nicht auf.

Die Bauern suchten eine neue Erdenheimat.

Ich saß in dem hohen Hause zu Moskau hinterm „deutschen Tisch" und wartete auf das Jahr 2000.

Da kam an einem schönen Septembertag ein Freund von der Wolga in den Nationalitätensaal hereingegangen. Noch aus der türkischen Soldatenzeit kannten wir uns. Sohn eines Großbauern von unserer Wiesenseite. Ein unternehmungsfroher junger Mensch. Nichts konnte ihn verwirren. In dem Saal guckte er sich um, sah mich und kam an den „deutschen Tisch" heran.

„Guten Tag!"

„Guten Tag!"

Hin und her. Dies und jenes.

Dann fragte er stracks:

„Wollen Sie meine Mutter nach Deutschland bringen?"

Ich verstand nicht recht.

„Doch", sagte er, „es gibt eine Tropinka, einen Pfad hinaus."

Ich zweifelte. Mir fiel ein, daß es mit falschen Papieren schon viele andere versucht hatten. Die einen waren durchgekommen, die anderen waren verhaftet worden. Jetzt saßen sie im Gefängnis oder lagen unter der Erde. Und auch die, denen die Flucht geglückt war, hatten bis zur Grenze und auf der Grenze Martyrien zu bestehen gehabt. Immerhin gab es für sie einen Rückhalt. So manche Wolgadeutsche hat sich zum Schein mit einem deutschen oder österreichischen Kriegsgefangenen verheiratet, andere ließen sich von ihnen adoptieren. Hin und her auch gelang es einem Wolgakolonisten, als Kriegsgefangener davonzureisen. Aber er hatte sich vorher monatelang von zurückbleibenden Kriegsgefangenen den deutschen oder österreichischen Soldatendrill beibringen lassen, hatte auswendig gelernt, wo dies und jenes Regiment gestanden hat, kurz, war Kriegsgefangener geworden. War dann die

Kontrolle unterwegs, auch von seiten der Botschaftsvertreter, etwa Deutschlands, nicht gar zu streng ausgefallen, ging alles weitere gut. Einer aber wäre noch im letzten Augenblick beinahe hängengeblieben. Die Sowjetkontrolle versah just in dem Waggon, in dem er saß, auf dem Wege von Moskau zur Grenze ein österreichischer Kriegsgefangener, jetzt Tschekist, der in derselben Wolgakolonie gelebt hatte, aus der dieser Flüchtling stammte. Beide kannten sich. Zum Glück ging der Tschekist aus Versehen gerade an diesem Wolgadeutschen vorbei. Aller anderen Gefangenen Papiere kontrollierte er genauestens.

„Und die Papiere?" fragte ich darum den Kameraden jetzt.

„Sind nicht erforderlich", erwiderte er gelassen wie stets.

Ich machte große Augen.

„Wenn ich meine Mutter auf diesen Pfad schicke", sagte er, „können Sie überzeugt sein, daß der Weg sicher ist."

„Und Sie?" fragte ich.

„Ich komme in zwei Monaten nach", versprach er, „ich kann jetzt noch nicht mitgehen. Es ist da noch manches an der Wolga zu verkaufen."

Damit hatte ich das Stichwort gehört. Der Freund war auf seinen Fahrten durch Rußland, wolgadeutsche Manufakturwaren vertreibend, auch an die polnische Grenze gekommen. In Minsk hatte er einen Kriegskameraden, einen Hausbesitzer dort seit vielen Jahren, wiedergesehen. Und der hatte Verbindung zu Schmuggeljuden.

Das konnte in der Tat ein sicherer Weg sein. Ich sagte zu. Der Freund hatte auch die Mutter schon von der Wolga nach Moskau gebracht. Am nächsten Tag fuhren seine Mutter und ich nach Minsk. Er selbst kehrte an die Wolga zurück. Nach zwei Monaten sahen wir uns in Berlin wieder.

Von Schneider verabschiedete ich mich nicht. Die Fahrt war eine Fahnenflucht außer Landes. Was ging ihn das an? Bestimmt würden Wochen verstreichen, bis er meine Abwesenheit im Nationalitätensaal bemerkt. Ich hatte hier doch nur gesehen, daß alle Kulturarbeit unterm Bolschewismus Firlefanz ist. Die bolschewikische Menschheitsgeschichte verbiesterte sich im Urvieh. Ob da einer hier, mitten im Lande, zugrunde geht, ob er beim Überschreiten der Grenze erschossen wird, ist einerlei.

Die Ausreise aus Moskau stand jedermann frei. Die Einreise nach Minsk jedoch, in eine Grenzstadt unmittelbar gegenüber dem feindlichen Polen, durfte nur in Dienstangelegenheiten geschehen oder zum Besuch von nahen Verwandten. Ein Ausweis mit Sowjetstempel zu diesem Behuf genügte.

Der 60jährigen Mutter Stobbe machte die Militärkontrolle auf dem Minsker Bahnhof keine Schwierigkeiten. In ihrem Ausweis stand, sie suche Verwandte in dieser Stadt. Mein Urlaubsschein aber enthielt einen solchen rettenden Hinweis nicht. Der Posten hielt mich zurück. Da erinnerte ich mich meines alten russischen Passes noch aus der Zarenzeit. Den kramte ich hervor.

„Ich suche meine Eltern in Minsk", erklärte ich, „die haben hier vor dem Krieg gelebt. Ich war einmal bei ihnen zu Besuch. Hier, da sehen Sie noch den Polizeistempel aus dem Jahre 1913. Ob sie noch hier leben, weiß ich nicht. Ich suche sie."

In Wirklichkeit lebten sie jetzt irgendwo in Turkestan, den Sohn noch an der Wolga wähnend. Der Posten ließ mich durch. „Eltern suchen", „Bruder suchen", „Frau suchen", „Kinder suchen", das waren nach den mehrjährigen Bürgerkriegen, angesichts der Entvölkerung der Städte, der Flucht ganzer Dörfer, Zauberworte. Sie überzeugten.

Wen man nicht vor Augen sah, von dem wußte man nicht, ob er noch lebt. Etwas zu wissen, das war für die Menschen schon unmöglich geworden. Man wußte überhaupt nichts mehr. Alle Welt war auseinandergeschossen worden. Die Tscheka setzte das in jedem Hause fort. Damit einer vom anderen nichts mehr wisse. Die Luftleere zwischen den Menschen sah sie als sicherstes Mittel gegen die Konterrevolution an.

Auch in Minsk hüteten wir uns — und hier erst recht — davor, der Tscheka in die Arme zu laufen. Bevor wir den befreundeten Hausbesitzer aufsuchten, taten wir so, als wären wir gar nicht auf dem Weg zu ihm. Wir streiften tagelang durch alle Stadtteile, Verwandte suchend. Wir fragten hier und da nach ihnen. Niemand kannte sie, niemand hatte je etwas von ihnen gehört. Wir wurden sehr traurig. Die Betrübnis ging uns so sehr zu Herzen, daß wir auch dann noch traurig waren, als wir schon — ganz wie zufällig — in das rettende Haus gekommen waren, als wir uns dort schon irgendwie geborgen fühlten. Um ein Alibi ganz, ganz sicher nachweisen zu können, wenn die Tscheka uns fassen würde, ging ich zuletzt noch auf die Straße, wo meine Eltern gewohnt hatten. Und ich fragte die Leute da, ob hier noch die Familie Löbsack lebe. Nein, sagten die Leute, die sind schon vor dem Krieg fortgezogen. Bedrückt ging ich weiter.

Alle Besorgnis aber war unnütz. Niemand beobachtete uns.

Zwei oder drei Wochen vergingen. Unser Hausherr hatte uns bei den Schmuggeljuden zwar gleich nach unserer Ankunft bei ihm angemeldet. So sehr einfach ging die Sache aber doch nicht. Die Juden mußten abwarten, bis wieder ihre Vertrauten die Grenzwacht bekamen; das waren Rotgardisten, Kompaniechefs, Tschekisten. An der polnischen Grenze lagen noch viele Sowjettruppen, die

ihren Standort häufig wechselten. Nicht sie alle mochten die Juden kaufen. Die Juden hatten ihre bestimmten Helfershelfer. Auch nur aus der Stadt hinauszugelangen, war schwer. Sie war von Wachposten umstellt. Die Bauernwagen wurden auf Nahrungsmittel und Schmuggelwaren durchsucht. Das Geschäft der Juden war gewiß nicht leicht. Aber sie schafften es. Inzwischen war mein Militärurlaub wieder abgelaufen. Jedoch auch da gab es Rat. Ein jüdischer Armeefeldscher schrieb mir einen Krankenschein aus. Für einen Batzen Geld erkrankte ich an der Ruhr, und Ruhrkranke durften ihren Aufenthaltsort nicht verlassen. Hierauf ging ich zur lutherischen Kirche, um nachzusehen, wie die Minsker Deutschen ihr Dasein dahinschleppen. Ich fand weder einen Pastor noch einen Küster. Die lutherische Gemeinde schien ausgestorben zu sein.

Bis tief in die Nächte hinein kauerten wir wartend in einem Stübchen auf unserem Reisegepäck. Es wurde weniger und weniger. Wir verkauften alles, was zu entbehren war, um bei Geld zu bleiben. Müde lauschten wir auf das Singen unserer Wirtin. Sie sang ihr Söhnchen mit dem kosakischen „Schlafe, mein lieblicher Säugling" in den Schlaf. Das letzte Lied, das wir in Rußland hörten. Die nächtliche Dunkelheit hier hing gefahrenschwanger um unsere Körper. Schreiten wir nicht in den Tod? Kaum ein Wort noch sprachen wir. Die Mutterliebe allein noch war in unserer Nähe. Unser Bangesein linderte sie. Oh, Mutterliebe ein Wiegenlied summen hören in den Stunden der Unheimlichkeit, auf dem Pfad zwischen zwei großen Heimaten, das ist ein letztes und erstes Glück, ein Stillewerden im Weltgeschrei, ein Geborgensein im Menschentum. Die Mutter des einzelnen ist auch die Mutter der Menschheit. Das wahrhaft mütterliche, das wahrhaft fraulichen Wesen ist eine der Hauptquellen menschlicher und

männlicher Lebenskraft und Lebensgröße, ist das Wesen des aus Leidenschaft und Tugend in tröstender Barmherzigkeit aufgeblühten ewigen Schoßes der Liebe.

Dies weiß das Volk besser, als der einzelne es erfaßt. In einem unserer Wolgadörfer waren im vergangenen Winter Rotgardisten mit Brot in den Tornistern eingetroffen. Unsere Bauern aber gingen gebeugt vor Hunger. Da gab ein Bauernmädchen die Unschuld hin für eine Schnitte Schwarzbrot. Als hätten sich alle Mütter und Mädchen des Dorfes entblößt vor den Eindringlingen, so brannte darob die Scham des Volkes auf. Wie wenn ein Sturmwind eine Feuersbrunst vor sich hertreibt, so schlug der Geschehnisbericht aus einem Dorf in das andere hinüber. Ein Klagelied des Volkes entstand, zerfetzte Verse, verflatterndes Stöhnen. Und war verflogen. So kommen im Volk Lieder auf, und so verschwinden sie auch, wenn neue Lieder noch größeres Unheil künden. Und so war es. Wir haben Volkslieder, in denen viel Böses passiert, und wir haben Lieder, in denen Mariä Zartheit in Rosendüften schwebt. Aber keines von ihnen ist so stark, daß es jenes alte Lied übertönt, in dem ein Wolgakolonist seine Frau ermordet. Niemand mehr weiß, wann dies geschah. Fünfzig und hundert Jahre mögen darüber vergangen sein. Das Volk aber trägt die Schreckenskunde durch alle Gezeiten. Es ist nichts Schlimmeres da in unserem Volk, als eine Mutter morden. Und es ist nichts in den Wolgasteppen so unantastbar wie die große Mütterlichkeit. Sie hält das Volk beieinander in den Fasern des deutschen Leibes.

Sein Gewissen umspannt zwei Reiche:

Ein Schreckensruf durchschallet Rußlands Reiche;
Noch nicht genug: nach Deutschland dringt er hin!
Es hat ein deutscher Kolonist gemordet
Sein eigen Weib und auch sein einzig Kind . . .

Eines Abends dann rief uns ein Jude in die Vorstadt. Eine jüdische Kneipe dort. Auf der Straße keine Laterne. Nur ein dumpfer Lichtschimmer hinter den Fensterläden.

Ein Bauernwagen kam herangefahren. Ein wenig Stroh darin. Zwei Juden bedeuteten uns, aufzusteigen. Sie selbst setzten sich vorne hinein. Dann rührten sich die Gäule sachte. In wenigen Minuten waren wir auf freiem Feld.

Mehrere Stunden fuhren wir so durch die Finsternis. Wir hatten die Gesichter der Juden nicht gesehen, sie kannten uns nicht. Nur der Umstand, daß wir das „Reisegeld" schon vorher durch unseren Hausherrn bezahlt hatten, ließ uns Vertrauen haben zu dem entscheidenden Wagnis.

Um Mitternacht kamen wir an einen Wald. Der Wagen hielt an. Links von uns, in einigen Werst Entfernung, schien ein kleines Dorf zu liegen. Aus einem Fenster drang ein Pünktchen Licht herüber. Die Juden stiegen ab und horchten in die Stille hinaus.

„Wenn das nur schon Deutschland wäre", flüsterte Mutter Stobbe. Sie war unsäglich müde geworden von der Ungewißheit in der Fremde.

„Haben Sie auch alles Gedruckte, alle Zeitungsblätter, von sich geworfen?" fragte ich sie.

„Ja", beteuerte sie zitternd.

Rechts von uns lag der Wald. Einer der Juden ging hinein, um das Gelände zu erkunden, kam wieder zurück und sagte leise:

„Is koscher. Jetzt geit denneme Weig dörch denneme Wald, gradaus!"

Wir machten uns auf den Weg. Die Juden blieben zurück und fuhren nach links ab, nachdem sie uns angewiesen hatten, den Weg bis zu einer Anhöhe zu gehen, dann darüber hinweg bis an den Rand des Waldes. Dort sollten

wir uns niederlegen und ohne Muck warten. Von der polnischen Seite werde ein Mädchen kommen, eine Polin, und „Wolga“ sagen. Das sei dann die Führerin. Ihr sollten wir nachgehen. Wir würden einem bolschewikischen und einem polnischen Grenzposten begegnen, dürften uns aber nicht danach umsehen. Nichts könne uns geschehen, wenn wir uns nicht allzu auffällig benähmen.

Alles das erklärten die Juden uns in großer Gelassenheit, ohne eine Spur der Erregung oder Besorgnis. Man merkte, die Dinge laufen hier auf eingefahrenem Gleis.

Verwunderlich war hieran nichts, wenigstens nicht in dieser Gegend. Wir befanden uns im früheren Ghetto Rußlands. Minsk war noch bis zur Revolution 1917 eine Ghettostadt gewesen, und es hatte an Synagogen, hebräischen Schulen und Judenläden nicht weniger gehabt als Wilna, das jetzt drüben lag, hinter der Grenze, irgendwo auf der litauischen oder polnischen Seite. Das russisch-jüdische Ghetto war mitten auseinandergerissen worden. Juden hüben, Juden drüben, Juden in der Mitte, auf der Grenze, vor und über der Grenze, hinter der Grenze. Das ganze Grenzschmuggelgeschäft vom Norden bis nach Süden besorgten sie.

Ein wenig aber war es doch anders geworden. Etwa in Minsk, da stieß man nicht mehr auf so viel Juden und Jüdinnen jeglichen Alters und in allerlei hebräischer Kleidung wie vor dem Krieg. Viel Militär aus den innerrussischen Provinzen war hier untergestellt. Und nur noch die steinalten Shidy, wie der Russe sie verächtlich nennt, das Wort Jüden, Jidden, umwandelnd, lebten jetzt noch hier. Und Kinder, Kinder, Kinder. Die kräftigen Männer und Frauen dagegen waren schon längst über den Bergen.

Das Ghetto war ausgebrochen. Es dampfte wie eine Lava durch die Straßen besonders jener Städte, wo den

Juden vor der Revolution die Niederlassung verboten gewesen war oder wo sie nur als Kaufleute 1. Gilde, als Zahnärzte oder Rechtsanwälte oder als Studenten hatten sein dürfen, stets aber nur nach einer Norm. Die Juden rächten sich durch die Entziehung vom Militärdienst, und wenn die Öffentlichkeit ihnen vorwarf, sie stellten zu wenig Soldaten, boten sie alle Mittel auf für ihre Rechtfertigung: Die zu geringe jüdische Soldatenzahl sei ein russischer Trugschluß aus der die allgemeine Judenzahl gehässig verringernden Bevölkerungsstatistik, um einen kleinen Numerus clausus diktieren zu können. Die Händel hatten nie aufgehört. Jetzt verzehntausendfachten die Juden ihre Norm in allen Städten. Die russischen Bolschewiki ließen sie großmütig gewähren.

Das Staunen hatte man seit 1914 zwar verlernt, seit 1917/18 aber konnte man niemals genug darüber staunen, wo alle die Bolschewiki herkommen und wo alle Juden herkommen. Es mußten doch Zusammenhänge bestehen zwischen dieser Legion der Bolschewiki und dieser Legion der Juden! Welches war denn die geheime Verbindung gewesen zwischen sibirischen Zuchthäusern und Ghetto, zwischen Revolutionskommissariaten und Talmudschulen? War diese Erscheinung nur Zufall, oder entstand sie aus den Gesetzen zweier Ghettos, des sibirischen und des westrussischen?

Mir fiel ein: in Minsk hatte ich vor dem Krieg einen jungen Juden gekannt, der christlicher Missionar unter seinen Stammesbrüdern geworden war. Seine Bekehrungsarbeit versah er mit viel Eifer, und einige Jahre schien alles gut zu gehen. Dann aber verzichtete die christliche Gemeinde, eine Sekte, plötzlich auf seine Missionstätigkeit. Er hatte versucht, die Sekte vom Christentum zum Judentum zu bekehren, zum Talmud. Seither mied die

Sekte den Verkehr auch mit allen anderen Juden, selbst um den schmerzlichen Preis des Verzichtes auf ein paar neue Jünger Christi.

1917 war dann der christliche Zarenthron Rußlands frei geworden. Nun saß neben Lenin ein Trotzki darauf.

Russische Kirche im Grenzdorf

Eines war unverkennbar: Bolschewiki und Juden herrschten über dasselbe Rußland, in dem noch bis vor kurzem die Prawoslawnaja Zerkowj, die Rechtgläubige Christenkirche, Politik und Kultur gelenkt hatte.

Mit staatlichen, gesellschaftlichen und sozialstrukturellen Reformen wird der russischen und rußländischen Sehnsucht nach der Menschheitserlösung nie und nimmer Genüge getan. Denn es ist eine Sehnsucht vom Urbeginn her — eine Sehnsucht nach der Erlösung aus dem Fleisch, der Sünde,

dem Übel, dem Bösen. Die soziale Erlösung ist nur ein geringer Teil dieser Sehnsucht.

„Das Böse und das Gute für immer voneinander trennen, so daß das Gute ohne die Sünde und das Übel wachsen kann, nicht erst aus dem zermürbenden Kampf mit ihnen entwickelt werden muß, da und nur da beginnt auch die wahre soziale Befreiung", hörte ich an der Wolga einen russischen Landarzt sagen, der sein Volk kannte.

Dies ist der letzte Grund des russischen sozialen Suchens.

An der Schöpfung wird es nichts ändern, Gutes und Böses, Heiligkeit und Übel wird es im Ursprung nicht trennen. Jedoch als sittliche Kraft wird es den Bolschewismus überdauern.

Es war eine stockfinstere Nacht. Mit Mühe nur konnten wir den Weg einhalten. Schließlich aber gelangten wir zu der Anhöhe und darauf an den Rand des Waldes. Eine Wiese breitete sich vor uns nach Westen hin aus. Wo der Pfad aufhörte, setzten wir uns nieder, behutsam darauf achtend, daß die Zweige unter uns nicht knacken. Die Sommerdürre hatte alles ausgetrocknet.

Gegen zwei Uhr mochte es gewesen sein, da hörten wir leichte, schleichende Schritte von der polnischen Seite her kommen. Wir paßten scharf auf, hielten den Atem an, duckten uns noch mehr. Jedoch wenige Schritte vor dem Waldesrand blieb ein Mädchen stehen. Ohne uns in der Finsternis zu gewahren, sprach die Fremde:

„Wolga."

Ich erwiderte mit demselben Wort.

Dann erhoben wir uns voller Vertrauen und gingen der Führerin nach, hinüber nach Polen. Die Wiese stellte die neutrale Zone dar.

Mitten auf der Wiese brach Mutter Stobbe lautlos zusammen.

Das Mädchen kümmerte sich nicht darum, mochte es auch nicht gehört haben. Einen Augenblick war ich ratlos.

Dann versuchte ich, der alten Mutter auf die Beine zu helfen. Sie stöhnte leise und bat mich:

„Ich will zurück! Ich will heim an die Wolga!"

Ihr Mann aber lebte schon seit einigen Jahren in Deutschland.

„Mein Heiland, mein Heiland", betete die Greisin, „ich kann beim besten Willen nicht weiter."

Ich entschloß mich zu einer Grobheit.

„Jetzt hilft kein Heiland mehr. Entweder wir gehen weiter — oder die Bolschewiki knallen uns ab!"

Mit aller Kraft faßte ich nun die Entmutigte unterm Arm und trug und schleppte sie keuchend — nach Polen hinein.

Viel Federlesens konnte ja nicht gemacht werden in der Mitte zwischen polnischen und bolschewikischen Grenzposten. Man denkt auch nicht viel in solchen Augenblicken, handelt nur. Und doch verdichteten sich in diesen Minuten die Bilder des deutschen Hinauswanderns vom Rhein an die Wolga und des deutschen Zurückwanderns von der Wolga nach Deutschland und von dort wer weiß wohin. Und es waren nicht nur die Auswanderer und die Rückwanderer, nein. Hier, in diesen früheren russischen Gouvernements weit und breit hatten die Wolhynier in ihren Kolonien gelebt. Sie mußten 1914/15 davonziehen. Hier fielen im Weltkrieg Deutschländer der Hindenburg-Armeen, und hier auch fielen Deutschstämmige in den Armeen der

Großfürsten und des Zaren. Von hier aus waren viele Deutschländer als Kriegsgefangene in russischen Viehwaggons an die Wolga und nach Sibirien verfrachtet worden, und hierher nun strömten die rußlanddeutschen Flüchtlingsmassen von der Wolga, vom Pontus und aus dem Kaukasus, um in Nacht und Nebel über die Grenzen zu schleichen — heimwärts, zurück nach Deutschland. Wer da jemals gewähnt hatte, daß es keine räumliche Verbindung mehr gebe zwischen einer Pfalz und einem Wolgaland, dem mußte hier, hier das Hin- und Herwogen des deutschen Volkstums in den Jahrhunderten und herein bis in diese Sekunden als ein einiges, ein unzertrennbares Volksschicksal erscheinen. Die Fußspuren eines Volkes verwehen in keiner Historie, auf keinem Boden, keinem Pfad, wenn nur dies Volk im Herzen beieinander bleibt. Nicht nur über Staatsgrenzen hinweg kommt es dann immer wieder zusammen, sondern auch über die Schlachtfelder und Leichenwälle von Weltkriegen. Da waren hier nun im Weltkrieg die ehernen Fronten gewesen. Es hatte geschienen, als könnten Deutschländer und Rußlanddeutsche niemals wieder einander auch nur noch ahnen, geschweige denn wieder sehen. Und dann waren deutsche Kriegsgefangene vom Rhein und von der Donau, von der Spree und Elbe an den Dnjepr und an die Wolga, den Obj und Irtysch gekommen. Und sie fanden dort Menschen von ihrem Fleisch und Blut, von denen sie in keiner Schule etwas gehört und in keinem Buch etwas gelesen hatten. Und bei diesen Menschen fanden sie eine Heimat, ein Zuhause, und hatten doch erst mitten im Russenland erfahren, daß es im Süden und Osten die Njemzy gibt, die Deutschen in eigenen Kolonien, in Volkskolonien, gegründet nicht vom Deutschen Reich, sondern noch vor ihm vom Volk selbst.

Jetzt aber bangten sich Hunderttausende von Rußlanddeutschen nach ihrer versunkenen Heimat Deutschland. Wir gingen den Weg nur beklommenen Herzens zurück, den vorher Deutschländer siegesbewußt, dann traurig hergekommen waren, den Pfad, den vor uns und ihnen deutsche Bauern in Russisch-Polen hatten verlassen müssen, die Heerstraße, auf der Deutsche unter Napoleon und Deutsche unter Alexander dem Ersten marschiert und zusammengebrochen waren, einen Heimatweg, einen deutschen Volksweg.

Das polnische Mädchen führte uns in ein Bauernhaus, wo wir mit verhaltener, aber ehrlicher Freundlichkeit aufgenommen wurden. Ein Gasthof war es, dessen Besitzer, wie sich herausstellte, unseren Wirt in Minsk gut kannte. Jedoch schon am frühen Morgen bestand der Pole darauf, daß wir uns der Ortspolizei stellen. Das hätten wir bestimmt auch ohne Aufforderung getan, wenn auch einige Stunden später, vielleicht gegen Mittag; wir waren sehr abgespannt. Aber wie gern doch meldeten wir uns bei — Europa!

Die Polizei nahm uns in Haft und schickte uns in die nächste Kreisstadt. Dort wurde unser Mitbringsel genau untersucht. Die Polizei fahndete bei allen Ankömmlingen aus Bolschewikien nach verbotener Literatur.

Zuerst wurden die Sachen der Greisin durchstöbert, dann meine.

Als ich nach der Greisin das Zimmer des Polizeichefs betrat, fragte er mich:

„Haben Sie Propagandaliteratur mitgebracht?"

Ich verstand ihn schlecht. Die polnische Sprache kannte ich nicht. Doch das Wort Propaganda deutete auf den Sinn seiner Frage.

„Nein", erwiderte ich reinen Gewissens.

„Das ist eine Lüge!" rief er mir böse zu und zeigte mir ein halbes Blatt der Moskauer „Iswestija", „dafür müssen Sie zurück!"

Ich war wie vom Donner gerührt. In Minsk noch hatte ich das kostbarste meiner letzten Bücher zerrissen, nur, um nicht des Propagandaschmuggels verdächtigt zu werden. Das Buch von Prof. Lindemann über die Willkür der zarischen Liquidation des rußlanddeutschen Landbesitzes in den früheren Kriegszonen war es gewesen, das Lindemann 1915 der Reichsduma als Protestmemorandum vorgelegt hatte. Es enthielt die Nachweise der Ungerechtigkeit jener Liquidation. Ein letztes Exemplar hatte Lindemann mir 1917 an die Wolga, auf die Eckhardts-Mühle, gesandt. Dies eine Buch nur hätte ich gern über die Grenze nach Deutschland gebracht. Aber in Minsk war ich auch hiervor gewarnt worden. Die Polen seien auf alle Deutschen schlecht zu sprechen. Und auch ein nichtbolschewikisches Buch, nur weil es die Rußlanddeutschen in Schutz nimmt, würde mir drüben zum Verhängnis werden. Einen reichsdeutschen Schutzschein hatte ich schon 1918, an der Wolga, zerrissen. Jetzt mußte ein rußlanddeutscher vernichtet werden. Nicht einmal mehr ein Recht nur auf Papier gedruckt hatten die Rußlanddeutschen jetzt noch.

„Das Blatt haben wir im Kissenbezug der Alten gefunden!" donnerte der Polizeichef fortwährend, bis ich auch dies verstand.

„Kann nur Vergeßlichkeit sein", versuchte ich zu erklären, „die Frau hat beteuert, nichts an Papier mehr bei sich zu haben."

Dann schickte man uns in eine noch größere Stadt in das Gefängnis für verdächtige Flüchtlinge aus Bolschewikien. Von hier aus wurden die meisten schnurstracks wieder nach Rußland zurückgestoßen. Es hat viele darunter gegeben, die monatelang ein Fußballdasein führen mußten, nur weil sie weder von den Sowjets noch von Polen als ihre Staatsbürger anerkannt wurden, Leute, die keinen Heimatpaß ihr eigen nennen konnten, die mit der Politik nichts, aber auch gar nichts zu tun hatten, Menschen, die früher einmal da gewohnt hatten, wo jetzt die neutrale Zone sich befand, und die deshalb von keinem Staat aufgenommen wurden. Die Bolschewiki stießen sie herüber, die Polen hinüber, bis zu siebenmal.

Im Gefängnis dann fragte ich Frau Stobbe:

„Warum haben Sie das getan?"

Betreten entschuldigte sie sich:

„Man braucht ja alsemal ä Stückche Babier . . ."

Natürlich, dagegen war nichts einzuwenden.

„Trotzdem wird man uns jetzt zurückschicken", sagte ich.

Die Alte schwieg still und weinte große Tränen in die abgearbeiteten Hände.

Mit kauderwelschenden Gesten brachte ich dem Gefängnisdirektor die wahren Zusammenhänge bei. Doch erst dann begriff er mich ganz, als ich in der Verzweiflung auf russisch sagte:

„Seien Sie der Christus an dieser alten Mutter!"

Dabei schickte ich mich an, die Knie zu beugen.

Christus? Der Polizeigewaltige horchte auf. Scharf blickte er mich an. In den letzten Herzwinkel wollte er mir schauen: Ist das ehrlich gesagt? Christus?

„Gut denn", entschloß er sich, „ich schicke Sie beide nicht zurück. Sie werden in das Flüchtlingslager Baranowitschi gebracht. Möge man dort entscheiden, ob Sie nach Deutschland hinausgelassen werden können. Sie selbst sind zwar im kriegstauglichen Alter, aber der greisen Mutter wegen mag es geschehen. Mit Gott!"

Eine Polizeiwache geleitete uns in das noch aus der Kriegszeit übriggebliebene Barackenlager bei Baranowitschi.

Vom Leben und Treiben in den Städten und Dörfern unterwegs haben wir nicht viel bemerkt. Es wurde aber überall von einem Gdansk gesprochen, offenbar einer Stadt, die ich nicht kannte. Gdansk hin, Gdansk her. Dabei lachten die Menschen einmal, das andere Mal klang es wie eine Drohung oder wie ein Hohn. Gdansk erfüllte alle Gemüter. In Gdansk war wohl etwas Wichtiges geschehen. Erst nach Tagen entzifferte ich den Namen: Danzig! Aber ich begriff nicht, was es damit auf sich habe. Danzig war eine alte deutsche Stadt. Was sollte daran für die Polen so interessant sein, so brennend wichtig? Nichts hatte man in Bolschewikien von den wahren europäischen Vorgängen gehört. Seit 1914 war man von der übrigen Welt luftdicht abgeschlossen gewesen. Von Versailles zwar hatten wir an der Wolga etwas gehört. Aber vielleicht war auch Versailles nur ein bolschewikischer Schwindel? Offenbar würde man die ganze Geographie umlernen müssen, ahnte ich.

Bedrückt saßen am nächsten Tag Frau Stobbe und ich vor unserer Baracke. Was würde nun noch geschehen?

Ein sonniger, im Schatten aber schon recht kühler Herbsttag war es. Wir wähnten, die einzigen Deutsch-Russen im Lager zu sein. Kein übriges Wort sprachen wir. Neue Unannehmlichkeiten wollten wir vermeiden.

Da näherten sich der Sonnenseite unserer Baracke zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen. Voran der Junge, und er rief seinem Schwesterchen zu:

„Komm riwwer, Evlies'che, in die Sonn'!"

Du meine Zeit! Was hörten wir da? Wolgadeutsche Kinder sprechen miteinander!

„Seid ihr denn allein hier?" fragte ich sie.

Die Kinder antworteten schüchtern:

„Naa, der Baabe un die Mamme sein aach do."

Wir ließen uns erfreut zu den Eltern führen. Die Leute befanden sich schon seit einigen Wochen im Lager, und mit ihnen noch viele andere Kolonisten, auch vom Schwarzen Meer, aus Sibirien, aus dem Kaukasus. Hundert oder zweihundert oder noch mehr. Sie erzählten, daß viele hundert noch drüben sind, in Rußland, an der Grenze, da warten sie, bis eine Rettung kommt. Aber die Bolschewiki seien aufmerksam geworden und paßten besser auf die Grenzen auf. Und wenn man sie fragte, warum sie aus ihren Kolonien geflüchtet seien, sprachen sie:

„Es ist aus, es ist alles aus. Die Bolschewigge wollen alle Kolonisten abmorden. Und es ist nichts mehr da, kein Essen mehr und kein Trinken. Die Felder sind aufgeplatzt. Die Bäume sind verdorrt. Das Vieh ist verreckt. Und die Arbeit hat den Lohn nicht mehr. Es ist Hungersnot allüberall."

So sprachen die Männer, so sprachen die Frauen. Und wer es immer noch nicht glauben mochte, daß alles, alles deutsche Rußlandvolk auf der Flucht sei, der sah die Wahrheit in den Augen der Kinder. Die Augen waren verweint.

„Ihr müßt gleich nach Warschau schreiben, an den deutschländischen Generalkonsul!" empfahlen uns die Landsleute, und sie vertrauten uns an, wie man das am besten bewerkstellige. Da sei ein polnischer Beamter, ein guter Mensch, der bringe die Briefe der Flüchtlinge des Abends, wenn er nach Hause geht, in die Stadt, denn im Lager würden die Briefe gelesen und zurückgehalten, wenn man sie in die Briefkästen an den Baracken steckt. Und so taten wir auch.

Wir schickten sofort Briefe nach Warschau und Telegramme nach Berlin, und als ich nach einigen Tagen in die Kommandantur beordert wurde, um mich wegen des Fetzens „Iswestija" aufs letzte zu verantworten, war auch schon ein Schreiben da vom Generalkonsul in Warschau. Darin stand, daß er auch die Mutter Stobbe und ihren Begleiter in den Schutz des Deutschen Reiches nehme, denn er habe aus Berlin Bürgschaft ihrer Freunde und Verwandten für sie erhalten.

In der Kommandantur machte man zuerst eine gestrenge und recht böse Miene. Dann aber, nach längerem Hin und Her, bedeutete man uns, die Sache könne ihrer offenkundigen Nichtigkeit wegen leicht niedergeschlagen werden, wenn . . . Doch hier brach der Beamte seine Rede ab und ging hinaus, eine Zigarette zu rauchen. Ich erbat die Erlaubnis, gleichfalls draußen eine Zigarette rauchen zu dürfen. Und so kam der Preis zustande. Unser letztes Geld ging drauf. Wie hätte es anders sein können in diesen ehemaligen russischen Provinzen! Noch war Polen jung, und noch waren die Zustände die alten. Und bis Berlin war es noch weit. In Berlin einmal, noch vor dem Krieg, da hatte ich einem Polizeibeamten im Revier, der meinen russischen Paß abzustempeln hatte, eine Zigarette angeboten, nichtsahnend, ganz so, wie man es in Rußland überall und immer tat. Sprachen zwei Menschen drei Worte miteinander, dann bot einer dem anderen eine Zigarette an. Keine Zigarette anbieten, war eine abgrundtiefe Unhöflichkeit, war Unbildung, Unkultur, ja, eine Roheit. Ich erschrak aber nicht wenig damals, als der Beamte mir die Zigarettenfreundlichkeit zurückwies mit der Bedeutung, das könne sehr wohl als eine Bestechung aufgefaßt werden. Mitnichten! Beileibe nicht, das hatte ich nicht gewollt! Und so lernte ich Respekt vor der Polizei. Nun aber, im

früheren Russisch-Polen, forderte man mir bei der Zigarette Zlotyhaufen ab, für einen Paßstempel, der mir rechtens zukam. Rußland und Europa!

Jedoch die monetären Eindrücke von Baranowitschi waren nur nichtige Begleiterscheinungen. Sie zerbröckelten in dem großartigen, wenn äußerlich auch schlichten Bild der Menschlichkeit, das die Flüchtlinge umfing, sobald sich hinter ihnen die Drahtverhaue des Lagers geschlossen hatten. Kranke wurden gepflegt, Unterernährte erhielten zusätzliche Rationen, und gar die Kinder! Die Kinder kamen in die Fürsorge eines amerikanischen Hilfskomitees. Das war eine Lust, zu sehen, wie die Kleinen den Kakao schlürften und die nahrhaften, wohlschmeckenden Keks mit ihren schwachen Zähnchen zermahlten. In den drei Wochen unseres Lageraufenthaltes gediehen viele Kinder wie die Blumen in der Frühjahrsluft, in Sonnenschein und warmem erfrischenden Regen. Sie hatten in einigen Polinnen ihre liebereichen Betreuerinnen, und die Mütter vergaßen darob nicht selten den Kummer der Heimatlosigkeit. Eine der Polinnen gar wurde nur „unsere Schwester" genannt. Ihren Mann, einen Offizier der Zarenarmee, hatten die Bolschewiki im vorigen Jahr zu Tode geschlagen, weil er, ein Russe von Geburt, in der polnischen Armee am Krieg mit den Sowjets in der Ukraine teilgenommen hatte. „Unsere Schwester" übte nun Rache auf ihre, die wahrhaft schwesterliche Art. Sie tat alles, was eine junge Frau nur tun kann an den Flüchtlingen, und besonders unsere Kolonistenkinder hatte sie in ihr Herz geschlossen. Sie wußte kein heiligeres Werk, als die der bolschewikischen Marter entlaufenen Kleinen so hurtig wie möglich auch ihrer bloßen gräßlichen Erinnerung an die roten Halsabschneider zu entreißen. „Unserer Schwester" auch ist es zu verdanken, daß es der Toten unter den Flüchtigen nicht gar zu viele

gab; Typhus und Entkräftung machten so manchem Leben hier ein Ende.

Und will man nun schon von allem reden: der Männer Herzeleid war unaussprechbar groß. Unsere Kolonisten vom Schwarzen Meer und von der Wolga, welche Heimat sie auch hatten verlassen müssen, sie kamen schier um an dem Anblick des Hungers ihrer Kinder nach — fremdem Brot. Viele weinten unaufhörlich. Es würgte sie der bloße Gedanke daran, nicht mehr, jedenfalls nicht mehr in absehbarer Zeit wieder eigener Herr auf eigenem Land sein zu können. Die Wohltätigkeit schmerzte sie. Ihre Scham vor der Mildtätigkeit, die sie von Fremden annehmen mußten, tat ihrer Lebenskraft Abbruch. Wurde den Kindern der Kakao gebracht, blickten die Männer zur Seite. Knabberten die Kinder an einem Täfelchen Schokolade, zog mancher sein Schnupftuch heraus und legte sein Gesicht darein, und wer dabeistand, sah nur, wie sich der Männer breite Schultern vor Weinen schüttelten. Es war nicht auszuhalten!

So hat Wohltätigkeit stets ihre zwei Seiten. Die schmerzlindernde und die schmerzsteigernde. Der Schmerz unserer Bauern ging darum ins Unermeßliche, weil sie allesamt ein Volk unter vielen Völkern Rußlands gewesen waren, weil sie als Volk vergingen, weil sie nun Deutschland, ihr Heiliges, angehen mußten — um Milde, um Barmherzigkeit, um Arbeit, um Trost.

Dann durften wir nach Warschau fahren.

Der Generalkonsul begrüßte uns mit viel Herzlichkeit. Er hatte die vielen Briefe aus dem Lager vom Anfang bis an den Schluß immer selbst gelesen. Wir mußten ihm aus-

führlich über die Verhältnisse und Geschehnisse in Rußland berichten, im einzelnen darüber, wie es den Deutsch-Russen ergehe. Unsere Dankbarkeit für seine so vortreffliche Anteilnahme kannte keine Grenzen. Alles das kam uns wie ein himmlischer Traum vor. Man war in Rußland seit Jahren nicht mehr gewöhnt gewesen, daß ein Mensch sich um des anderen Menschen Sorge Gedanken macht, ja, sie zu lindern bemüht ist.

Schon bald konnten wir nach Deutschland einreisen, wenn es gestattet ist, so vornehm zu reden. Denn in Wahrheit war es keine Einreise. Ein Einwandern, ein Zurückwandern war es, ein Heimkommen in großer Not. Flüchtlinge nur waren wir, Menschen ohne Obdach, ohne die unsägliche Herrlichkeit einer Heimat. Jedes deutsche Wort der Eisenbahnbeamten von Bentschen bis Frankfurt an der Oder, so sachlich es auch gesprochen ward, kam uns vor wie eine besondere Freundlichkeit, und wenn gar ein Beamter sich um uns einige Mühe machte, weil wir ja so ungelenk im ersten Zurechtfinden waren, schlugen unsere Herzen bis in den Hals herauf. Wir empfanden Deutschland als einen Garten oder als einen Dom oder als eine Insel der Glückgewinnenden. Und wir sprachen darin mit leiser Stimme, weil wir nicht gehört werden mochten, weil wir nur Gäste hier seien, nur Rechtlose, nur Menschen, die in ein Obdach aufgenommen werden, nicht als Gleichberechtigte und doch wiederum als zum Volk gehörende Heimkehrer. Seit jenen Stunden weiß ich, was ein Gral ist. Ich hatte das Kaiserreich vor dem Krieg in Glanz und Macht gesehen, aber es wäre mir niemals nun ein Gral geworden, hätte ich nicht in Deutschland die Schule besucht gehabt, drei Jahre hindurch in einem Walde Mittel-Deutschlands, nicht nur Schulwissen in mich einsaugend, sondern auch den Odem der Landschaft Deutschlands, den

Ackergeruch, den Hauch der Blumen und Gebirgswälder, wandernd — oder mit einer Kartoffelhacke arbeitend. Und einmal gar hatte ich in Magdeburg einige Wagner-Opern gesehen. Sie waren mir zu laut gewesen, aber nun wollte ich meinen, der Gral Deutschlands sei ohne die Nibelungen nicht ein Gral, nur müßte ich lernen, sie zu verstehen. Wir deutsch-russische Intelligenzija kannten und liebten die russischen Opern und das Kaiserliche Ballett. Wir sangen russische Volkslieder. Wer aber je auch nur eine kurze Zeit in Deutschland gewesen war, hatte ein Geheimnis in die Welt hinausgenommen, den Hauch des Grals. Wer ihn in sich trug, ahnte zum erstenmal, wenn er es auch nicht ganz verstand, was es heißt, zwei Heimaten wirklich zu besitzen, Deutschland und Rußland. Aber er ahnte auch, daß dieser Besitz nicht nur eine Freude ist, sondern auch ein Schmerz des Hierseins und Dortseins zur gleichen Zeit. Und so kam es, daß viele von uns Deutschland und Rußland als ihre einige, große Heimat empfanden. Hessen und Wolgaland gehören zusammen — im Volk.

Nach einigen Tagen Quarantäne fuhr Mutter Stobbe in die Lausitz. Ich fuhr nach Berlin.

Unter einem Stadtbahnbogen am Alexanderplatz wußte ich nicht ein noch aus. Ich blieb stehen und horchte in das Getöse hinein. Ich hörte darin die eherne Festigkeit des Eisens und der Steine im Grund und in der Luft, wenn droben ein Zug die Welt zu erschüttern schien. Ich fühlte plötzlich meine Hand einen Sockel berühren. Da überkam mich die Gewißheit: Deutschland steht noch fest in Erde und Himmel. Solange dies vorhanden ist, dies eherne Leben vom Volk her, sind die Wolgasiedler nicht allein, nicht heute und nicht morgen, und kein deutscher Kolonist vom Pontus bis zum Baikal.

Daß die Häuser noch heil waren, daß es noch Spiegel-

fenster ohne Löcher gab, von Steinen oder Gewehrkugeln hineingerissen, daß die Fabrikschlote noch aufragen bis hinauf zur Spitze der Blitzableiter, daß die Fahrpläne im ganzen Land und in dieser Stadt des Erbebens noch immer galten, nicht jede Minute geändert wurden, daß die Züge noch pünktlich kommen und gehen, daß dies und jenes noch vorhanden, noch nicht verschleppt oder zerhackt ist, alles, alles atmete Sicherheit im Sein und Bleiben, atmete Leben, atmete wie eine Heimat, die ihre Festigkeit noch in sich birgt. Dies alles war uns in sieben Jahren Krieg und Revolution in Rußland abhanden gekommen. Die Wirklichkeit erwachte vor den Augen wieder. Ich selber erwachte wieder in die Wirklichkeit da vor mir. Brücken sind noch zusammengefügt! Fluß und Kanal sind nicht mit Leichen angefüllt, ja, die Menschen trinken das Wasser unbesorgt! Die ganze Stadt arbeitet noch! Sie weiß wahrscheinlich noch, wozu, wofür sie arbeitet! Mein Verstand konnte so viel Wunder auf Anhieb gar nicht mehr erfassen.

Noch so die Minuten und Stunden der Wiederbelebung erfahrend, war ich bis in die Vorstadt im Süden Berlins gekommen, wo ein Wolgafreund wohnte. Die Haustür wollte ich öffnen; sie gab nicht nach. Ein vorübergehender Mann bedeutete mir, man müsse zugleich auf einen Knopf drücken. Vor Verwunderung über diese sinnreiche, wohlgesittete Einrichtung vergaß ich, dem Mann meinen Dank abzustatten. Jedoch als die Tür nun aufging und ich wiederum staunte — über so viel Vertrauen der Hausbewohner zu Fremden, da erblickte ich an der Seite die warnende Inschrift:

„Eingang nur für Herrschaften!"

Um des Himmels willen, nein, das ist nicht für mich! rief meine Vernunft mir zu. Nach einer anderen Tür sah ich mich schleunigst um. Ich fand eine. Durch sie ging ich

die engen Treppen hinauf in das vielstöckige Gebäude. Es machte mir nichts aus. Im blauen Arbeiterkittel war einer dahergekommen, mit einer zerquetschten Arbeitermütze auf dem Kopf. Ohne Bügelfalte die Hose. Die Schuhe abgetreten und verstaubt. Ein Lehrling nur. Ein Lehrling im russischen Arbeiterhemd war ins Land hereingewandert, um zu erfragen:

„Was sagt Europa?"

Doch schon nach einer Woche hatte ich herausbekommen, daß es dringlicher und wichtiger sei, zu fragen:

„Was sagt Deutschland? Welches waren die eigentlichen Ursachen des Bruches zwischen den Kaiserreichen? Warum hat nachher Deutschland den Vertrag von Brest-Litowsk für ungültig erklärt? War es denn schon so sehr in der Gewalt des Bolschewismus? Was muß man tun, um das Geschehene ungeschehen zu machen? Was ist das nur, Versailles? Was hat es mit Danzig auf sich? Warum haben die europäischen Staaten Deutschland so zu Schanden gerichtet? Warum haben Rußlands Kriegsfreunde Rußland verlassen und den Bolschewiki überantwortet? Warum? Warum? Warum?"

Man mußte wieder beim ABC anfangen. Beim Z Rußlands waren wir schon angelangt. Und ich sah: das ABC Europas ist eine schwere Weisheit — oder Unweisheit. Aber man muß es erlernen, um es zu ändern.

Meinen russischen Militärmantel hatte mir ein Jude in Minsk abgekauft.

Eine Landsknechtschaft war zu Ende.

Ein neuer Kampf mit Tod und Teufel begann. Deutschland mußte gefunden werden. Wo liegt Deutschland?

Im Gral

Diese Chronik berichtete vom Kampf um Ehre und Brotrecht, Heimat und Volkstum nur der Wolgasiedler. Und sie ist nur ein kleiner Ausschnitt aus einem nun schon über zwanzig Jahre ununterbrochen währenden Lebenskrieg gegen Vernichtung und Untergang, dazu ein Ausschnitt, gesehen nur von zwei Augen, erlebt nur von einem Herzen, geschildert nur von einer Hand. Unserer aber sind Hunderttausende und Millionen.

Das ist es.

Den gleichen Kampf kämpfen die Deutschen am Schwarzen Meer, in der Krim, im Kaukasus, in Sibirien, Turkestan, in der Nähe Moskaus und der Stadt des Großen Peter, in der Tundra, in vielen Städten Rußlands. Form und Einzelheiten dieses Kampfes sind verschieden. Die Gemeinsamkeit aber liegt im Volkstum. Es ist ein deutscher Volkskampf in Eurasien.

Die Selbsterhaltung in Kriegen und Revolutionen, Hungersnöten und Verfolgungen war und ist der Schicksalssinn des gesamten Rußlanddeutschtums, ein Sinn, schier vernichtet durch den heftigsten aller Schmerzen der Volksseele, den Kriegsdienstzwang gegen Deutschland. Ein Bluten, ein Verbluten schon im eigenen Schicksal gleichwie in den Schicksalen Rußlands und Deutschlands seit 1914.

Dies Ungeheuerliche der Selbsterhaltung muß ausgesprochen werden angesichts mancher Vorwürfe, die Steppendeutschen Rußlands seien ganz allein schuld an ihrer Tragödie, sie hätten beizeiten auswandern sollen!

Oh, die Seßhaftigkeit! Oh, das Wandern!

Niemals ist das deutsche Volkswandern ein leichtes Hin

und Her gewesen, niemals auch ist es allein auf den Pfaden des Brotsuchens geschehen, nein, nein! Das Volkswandern ist zugleich ein großer Glaubensweg der Seelen gewesen, vielleicht eine manchmal übereilte Glücksfahrt der Sehnsüchte, aber meist doch eine Wanderschaft einzelner und ganzer Gruppen im unausgesprochenen Auftrag des gesamten Volkes, dessen Heimat je und je zu klein war, ein Wandern mit dem starken Willen, sich selbst und dem gesamten Volk zur alten Heimat eine neue zu richten. Aus dem Schoß dann fremder Erden haben die Auswanderer mit eigener Hand den Schatz einer urweltlichen Schenkung an den Menschen, Heimat genannt, gehoben — und wer einen Schatz hebt, hat der nicht ein Anrecht, ja, ein Vorrecht auf diesen Schatz Heimat? Kann er ihn leicht hingeben? Kann er ihn liegen lassen zu jeder Zeit, und drohe die größte Gefahr? Nein, nein! Denn was den Körper nährt, ist auch der Seele Leben, und was Seele und Geist ersinnen, ist auch das Werk und die Ernte der Arbeitsfaust. Es ist alles in allem ein schöpferisches Für- und Ineinander zugleich des Körpers und des Geistes, des Volksblutes und Volkswillens nicht nur derer, die auswandern, nein, nein!, sondern auch derer, die daheim blieben, die in der alten Heimat seßhaft blieben, denn es ist ein einiger Volkswille, ein frischer neuer Kreislauf deutschen Volksblutes und — Heimaterschaffens. Und auch des Volkes großes, erhabenes Wissen sollte es sein!

Es ist ein Herrliches um das Wissen von der Volksverbundenheit über die wolgaer, pontischen, kaukasischen und alle anderen Steppengrenzen hinweg; hätten wir an der Wolga nicht gewußt, daß mit uns im gleichen Kampf um deutsches Volkstum die Brüder am Schwarzen Meer, allüberall in Rußland, ja, in der ganzen Welt stehen, es hätte uns an Kraft gebrochen. Und umgekehrt — die Schwarz-

meerdeutschen und die Brüder im Sibirischen, überall, sie wußten, auch die Wolgaer streiten mit ihnen gemeinsam um ihr Heimatrecht.

Und es ist ein Herrliches auch um das Wissen von der Volksverbundenheit über die Gitter des Bolschewismus hinweg — und über die Weltmeere hin. In Nord- und Südamerika leben wohl nicht weniger Rußlanddeutsche, als in Bolschewikien — gelebt haben, solange noch nicht der Untergang angebrochen war. Und die über den Ozeanen und die in Bolschewikien sind immer und überall Verwandte aus der Familie heraus oder Freunde aus den gleichen Dörfern und Steppenländern. Sie sind eine einzige und einige Familie — wohl an die drei Millionen Menschen groß. Und so sind sie eine wahre Volksfamilie. Daraus kommt ihnen die Lebenskraft. Ihr Gral ist ihr Volkstum.

Unsere Väter, will ich sagen, unsere Eltern, die dem russischen Kriegsdienstzwang nicht schon vor dem Weltkrieg durch Heimatflucht ausgewichen sind, sahen den Krieg mit Deutschland ebensowenig voraus, wie ein Mensch selbst in Krankheitstagen nicht voraussehen kann, wie nahe oder fern seine Todesstunde ist. Und unsere Steppenbauern, die 1917 beschlossen, im Lande zu bleiben, auf ihrem Volksland, auf ihrem Heimatboden, sie sahen den Bolschewismus und die Zerstörung ebenfalls nicht voraus. Doch nicht nur darum blieben sie im Lande, weil sie auf Rußlands bessere Zukunft bauten. Sondern: der von ihnen gehobene Schatz der Steppenheimat gehörte ihnen, und eine Heimat im Besitz behalten, sie verteidigen zu können, dies ist der Köstlichkeiten eine, um die zu leben und zu sterben sich wohl verlohnt.

Nur eine Gewalt konnte unsere Bauern vertreiben: die Erde selbst. Verschließt sie ihren Schoß dem Ackersmann für immer, dann freilich muß er weichen. Und der Sinn des Spruches des heimattreuen Steppenvolkstums 1917 war:

„Wann es Zeit ist zu wandern, bestimmt allein die Heimat!"

Und es soll darum diese Chronik auch dieses bezeugen: der rußlanddeutsche Kolonist wich keinem Krieg und keiner Revolution. Erst dann verließ er den Hof, als die Erde ihn verlassen hatte — und als sein Volkstum vor dem Grab stand. Will aber dennoch einer von Schuld sprechen, wohlan: Es war und ist eine größere Schuld als nur eine steppendeutsche, als nur unsere. Es ist unsere und eure Schuld, es ist unseres gemeinsamen Volksschicksals Schuld, es ist Rußlands und Deutschlands Schuld. Eine Heimatschuld ist es, oh, wie groß, oh, wie schwer!

Ist nicht unser aller Gral das Volkstum?

Sie erbebt leise im Licht der aufgehenden Sonne, heißt es von einer Pyramide.

Menschen sprechen vom Gleichklang ihrer Seelen.

Hundert Millionen Deutsche sind über die Staatsgrenzen hinweg durch ihr Volksblut und Volkstum miteinander verbunden.

In jedem von ihnen lebt die deutsche Volksseele.

Im Feuerschein des Großen Krieges erbebte die deutsche Weltseele. Was mit ihr nicht im Gleichklang schwebte, bröckelte ab. Der Kern aber und alle Teilchen des großen Gleichklanges fernhin hielten um so fester zueinander.

Die deutsche Volksseele in der Welt hier und dort und überall erwachte zu dem Bewußtsein ihres Gleichklanges allüberall.

Nach Jahrhunderten der Zerstäubung eine erste Zusammenfügung im deutschen Volks- und Weltschicksal.

Das Gewissen der deutschen Weltseele, das Volksgewissen, reicht über die Erdteile und Meere. Es ist der Anfang und das Ende.

— — — — — — — — — —

Dem Chronisten ist es nicht gegeben, Literatur im nur schöngeistigen Sinne des Wortes zu schreiben. Nur erzählen wollte er, wie es war, und auch niederschreiben, was und wie das Volk erzählt hat. Von des Volkes Poesie her kam ihm Kraft in den Zeiten der Prüfung, als alle Festen zu zerbrechen drohten.

„Hinhören und aufschreiben, was das Volk dichtet und musiziert!" geboten uns Jungen unsere Volksmänner, als der große Krieg begann. Und an des Volkes Poesie dann war die Unterscheidung möglich, welches der gerade Weg ist, welchen Weg das Volk geht, welchen die Menge, das Volksgemenge nur, geht.

Volkstum schafft Poesie, Menge ahmt nur nach. Volkstum schenkt seine Poesie mehr dem Lebensernst, als der Narretei. Volksgemenge handelt umgekehrt. Volkstum ist auch im Geistigen seßhaft und treu, Volksgemenge nur für Vorteile.

Die „Literatur" des steppendeutschen Rußlandvolkes ist nichts weiter, als das Geheimnis der Festigkeit im volklichen Alleinsein fern vom Muttervolk. Ihre Ästhetik ist das Gestalten aus der inneren Kraft im ersten Wort des Volkes, das zu sprechen anfängt. Wie vielleicht der erste Mensch zu dem Bewußtsein seiner selbst kam, als er den Schlag seines Herzens zum erstenmal vernahm, so gelangt das Volk zum Bewußtsein seiner selbst in dem Augenblick, wo Blut und Seele das Besingen und Erzählen aller Brüder und Schwestern Freude oder Leid anfangen. Und so haben wir Steppendeutschen lediglich die Melodie und die Dichtung im Volksmund schon. Unsere Literatur steht erst noch ganz im verblätterten Buch des Volkslebens. Wir haben noch keine Kunstform. Nur Chronik und Holzschnitt sind vorhanden. Aber durch sein Singen und Dichten ist das steppendeutsche Volkstum im Urquell des Volksgewissens erwacht, sehend geworden, hörend geworden. Es bespricht seine Kraft mit sich selbst, es unterhält sich mit sich selbst. Und das ist für die Ästhetik der Erhaltung und Selbstgestaltung eines verstreuten Volkstums viel. Es ist alles.

Denn das Volk mißt die Kunst seines Erzählens nicht an der Formschönheit, sondern an der Wahrhaftigkeit — und nach der Kraft in sich, die es befähigt, sein Volkstum aus dem Primären herauszuheben und faßbar in der geistigen Gestalt zu machen. Das ist im Alleinsein schon ein großes Werk, wenn auch nur in kleinen Fabeln und Liedern, Sagen und Melodien, Reimen und Knüttelversen. Ja, wäre unser Kolonist nur auf seine Gebildeten, seine Schöngeistigen angewiesen, hätten ihm nicht auch seine Volksmänner treu zur Seite gestanden, er wäre verkommen — in der Ratlosigkeit seines Schicksals.

Niemals doch würde die Schöngeistigkeit so sprechen:

Trauben wachsen hinter Zäun',
Hutzeln auf den hohen Bäum'.
Äpfel, Feigen, die sind rot —
Hilf uns, Gott, aus aller Not!

Das Steppenvolk aber dichtete so, um sich den Heimatkummer vom Herzen zu nehmen. Ein Reiselied ist es, entstanden im vorigen Jahrhundert, als Landnot und Militärdienstzwang viele, viele reiselustig machten — nach Südamerika. Und sie malten sich aus:

Wenn wir von dem Schiff absteigen,
Ziehen wir in Gottes Namen.
Wenn wir auf dem Wagen fahren,
Werden wir wilde Schwein' gewahren.

Nicht anders wußte das Volk seinem Herzeleid um die Heimatsuche Wort und Klang zu geben:

Hier, in Rußland ist nicht zu leben,
Weil wir müssen Soldaten geben.
Und als Ratnik (Landwehrmann) müssen wir stehn.
Drum wollen wir aus Rußland gehn.

Die Schöngeistigkeit würde das Volk allein gelassen haben. Und darum, weil es selbst zu sprechen angefangen hatte, sang es:

Das Manifest der Kaiserin,
Es dachte nach den Deutschen hin:
Sie sollten pflanzen Brot und Wein
Und sollten auch Kolonisten sein.

Wir verließen unser Vaterland
Und zogen in das Russenland.
Die Russen waren uns sehr beneidt.
Und weil wir waren so lang befreit,

So brachten sie's dahin mit List,
Daß wir nicht mehr sollten sein Kolonist.
Ei, keine Kolonisten sind wir mehr
Und müssen tragen das Gewehr.

Ja, was doch durch den Neid geschicht!
Man hat das Manifest vernicht'!
Wir stammen aus dem Deutschen Reich —
Und jetzt sind wir den Russen gleich!

Auf den Volkston lauschte ich da, wo diese Chronik zu einer dichtenden Vervollständigung drängte. Wir alle tragen Bangigkeit im Herzen: Was nun, wenn der Bolschewismus auch den Quell, das Geheimnis der geistigen Selbsterhaltung und Selbstgestaltung im Ursprung, im ersten Klang und Wort, völlig verschüttet?!

Wir wollen erhalten, was und wie unser Volksmund spricht und singt. Denn überall in Rußland war jedwedes Volkstum dem Bolschewismus vom ersten Tage an feind. Das wird immer so bleiben. Nur in der Menge, im Volksgemenge fand er Widerhall. Was die Völker Rußlands an Menge ausgeschieden hatten, das allein hängte sich an den Bolschewismus.

Auch aus dem großrussischen Volkstum kam der Bolschewismus nicht, sondern nur aus dessen Schlamm, aus

dessen Abgängen, zu denen auch das Lumpenproletariat gehörte, nicht das eigentliche Arbeitertum selbst. Auch aus den Abgängen nur der Intellektualität, nicht aus der Intelligenzija Rußlands, kam der Bolschewismus. Mit ihrer, dieser aller Abgänge Hilfe nur usurpierten die Bolschewiki auch das hehrste russische Begehren, das sozialethische Erlösungsbegehren, das stärker war als der zarische Staatsbau und das auch stärker als der Bolschewismus sein wird.

Immer noch baut die Schöpfung mehr auf, als Dummheit zerstört.

Kapitelübersicht

	Seite
Auf Einzelposten	7
Heiliges Moskau	11
Der Krieg fängt an	29
Auswandern	46
Siedlerfesten	57
Die Ochrana putscht	82
Feuer im Land	93
Inselrebellen	104
Mit Russen in Reih' und Glied	116
Die Büßer von Erserum	135
Abschied von der Mühle	163
Der Freistaat Frank	175
Sozialismus, Autonomie, Webgarn	197
Zwischen Klassenkrieg und Volkstum	224
Der russische Wolgakönig	263
Ein Spielmannslied	293
Knüppelkrieg gegen Maschinengewehre	301
Die Zeit bricht ab	326
Was sagt Europa?	343
Der letzte Pfad	367
Im Gral	396